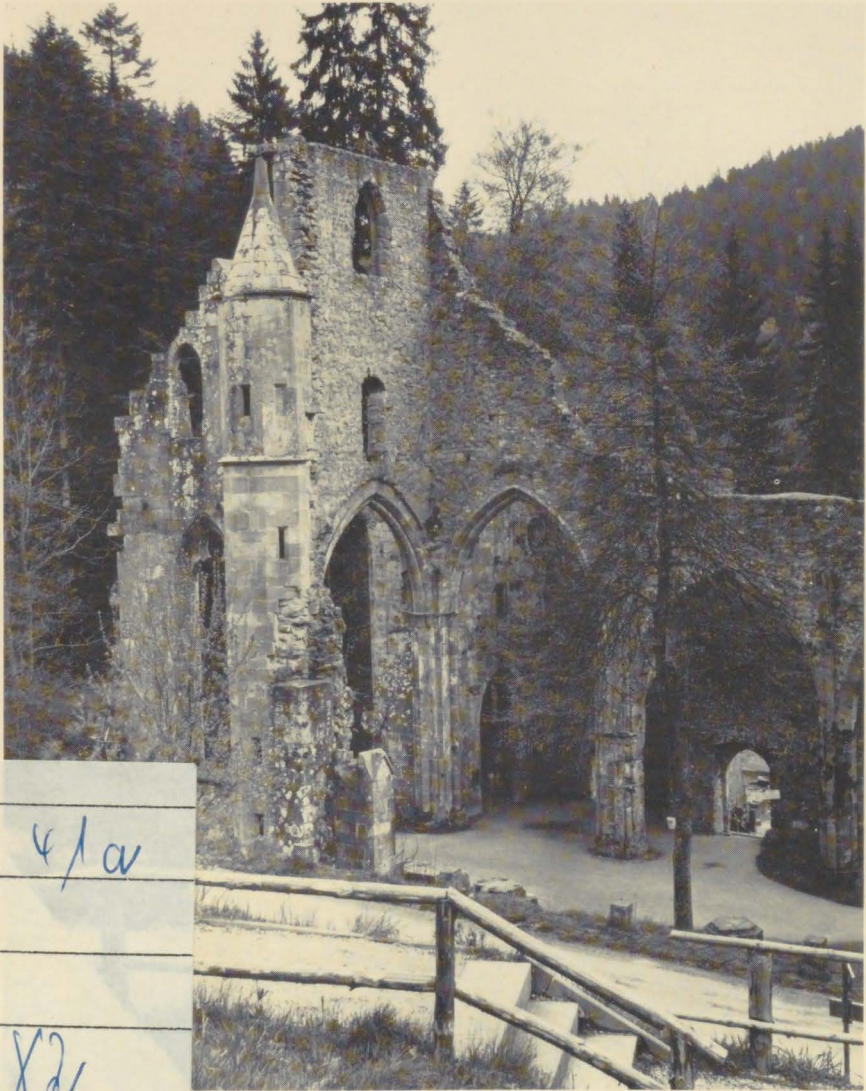


BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

Landesverein Badische Heimat e. V., Freiburg



OZ B 4/a

62

1982

MK

TR +

Kloster Allerheiligen im Schwarzwald

Ruine der Klosterkirche

Herausgeber

Landesverein

Badische Heimat e. V.

für Heimatkunde und Heimatpflege,
Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst,
Familienforschung

Präsident Dr. Franz Laubenberger

Schriftleitung: Ernst Bozenhardt

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge
sind ausschließlich deren Verfasser
verantwortlich.

Redaktion und Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,

Hansjakobstr. 12

7800 Freiburg i. Br., Tel. (0761) 73724

Diese Zeitschrift erscheint viertel-
jährlich. Der Verkaufspreis ist durch
den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Ab 1. Jan. 1982

Jahrespreis

für Einzelmitglieder DM 35.—

Einbanddecken zu 7.50 DM für den
Jahrgang 1981 sind vorrätig.

Alle Rechte der Vervielfältigung und
Verbreitung behält sich der Verlag vor.

Alle Sendungen für die Zeitschrift
sind an den Landesverein
Badische Heimat, Freiburg i. Br.,
Hansjakobstr. 12, zu richten. Für
unverlangte Manuskripte und
Besprechungsstücke wird keine
Haftung übernommen.

Zahlstellen des Landesvereins

Postcheckkonto Karlsruhe 164 68-751

Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873

BLZ 680 301 00

Deutsche Bank Freiburg i. Br. 37 04 37

BLZ 680 700 30

Öffentl. Sparkasse Freiburg, Girokonto 200 3 201

BLZ 680 501 01

Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.

Nr. 2010 012 bei der Öffentl. Sparkasse Freiburg

Vermerk: Spende Badische Heimat bitte nicht ver-
gessen

Gesamtherstellung

und Anzeigenverwaltung:

G. Braun, Druckerei und Verlag,

Karl-Friedrich-Straße 14—18

7500 Karlsruhe 1

Telefon (0721) 165-1

Telex 07826904 vgb d

Reproduktionen:

Schuler & Co., Freiburg i. Br.

Kartäuserstraße 50

Ausbauplanung von Ettlingen zur Festungs- und Residenz- stadt für Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden (Türkenlouis) um 1697 <i>Adolf Bayer, Karlsruhe</i>	1
Die Karlsburg und das Durlacher Kreisdirektorium 1809—1932. <i>Engelbert Strobel, Karlsruhe</i>	9
Aus den Anfängen des Straßenbahnverkehrs Karlsruhe-Durlach <i>Engelbert Strobel, Karlsruhe</i>	21
D Zit. <i>Gedicht von Karl Kurrus</i>	28
Der Bruchsaler Hofbildhauer Joachim Günther (1720—1789) als Stukkateur <i>Karin Jäckel, Limburgerhof</i>	29
„Betrachtungen und Berichte“. <i>Carl Jacob Burckhardt</i>	56
Utas Esel als Kulturkämpfer. Die Gründungssage von Allerheiligen und ihre Literarisierung <i>Heinz G. Huber, Offenburg</i>	57
Aufzeichnungen eines Uhrmachers <i>Helmut Kablert, Furtwangen</i>	69
„Was ist Heimat heute?“ <i>Prof. Dr. Karl Carstens</i>	74
Bestseller aus dem Schwarzwald <i>Wolfgang Altendorf, Freudenstadt</i>	75
Heimatlicher Wald <i>Fritz Hockenjos, St. Märgen</i>	77
„Der Holderstrauch, der Holderstrauch, der blüht so schön im Mai...“. Brauchtum, Aberglauben und Volksmedizin rund um den Holunder <i>Ludwig Vögely, Karlsruhe</i>	89
Liad un Wort. <i>Gedicht von Karl Kurrus</i>	100
Salpeter <i>Gustav Albiez, Freiburg</i>	101
Hermann Schilli (1896—1981) <i>Lutz Röhrich, Freiburg</i>	119
Ulm ist überall. Zur Kalendergeographie des Rhein- ländischen Hausfreundes <i>Klaus Oettinger, Konstanz</i>	123
„Was ist Heimat heute?“ <i>Walter Scheel</i>	126
Das Kapuziner-Kloster zu Staufen (1683—1834) <i>Hermann Schmid, Überlingen</i>	127
Goethe am Oberrhein. <i>Auszug aus Brief an Frau von Stein</i> ..	138
Kirchberg am Obersee. Ehemaliges salemisches Klostergut und Schloß <i>Hermann Schmid, Überlingen</i>	139
„Was ist Heimat heute?“ <i>Richard Stücklen</i>	146
Badens Farben, Fahnen und Flaggen <i>Jörg Hertenstein, Neckarhausen</i>	147
Buchbesprechungen	165

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatpflege / Natur- und Denkmalschutz
Volkskunde und Volkskunst / Familienforschung

Herausgegeben im Auftrage des

Landesvereins Badische Heimat e.V.

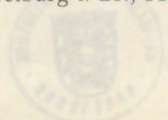
Präsident: Ludwig Vögely, Karlsruhe

Schriftleitung: Ernst Bozenhardt, Freiburg

62. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis
mit 51. Ekkhart 1982

Haus Badische Heimat, Freiburg i. Br., Hansjakobstraße 12



I. Aufsätze

<i>1. Geschichte</i>	<i>Heft</i>	<i>Seite</i>
Ausbauplanung von Ettlingen zur Festungs- und Residenzstadt für Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden um 1697 Adolf Bayer, Rudolf Schott, Karlsruhe	1	1
Die Karlsburg und das Durlacher Kreisdirektorium 1809—1832 Engelbert Strobel, Karlsruhe	1	9
Aus den Anfängen des Straßenbahnverkehrs Karlsruhe—Durlach Engelbert Strobel, Karlsruhe	1	21
Salpeter, ein altes Bergbau-Mineral Gustav Albiez, Freiburg	1	101
Das Kapuziner-Kloster zu Staufen Hermann Schmid, Überlingen	1	127
Kirchberg am Obersee, ehem. salemisches Klostergut und Schloß Hermann Schmid, Überlingen	1	139
Badens Farben, Fahnen, Flaggen Jörg Hertenstein, Neckarhausen	1	147
Die Mannheimer Hafenanlagen im 19. und 20. Jahrhundert Friedrich Facius, Mannheim	2	181
Die Mannheimer Post beim Übergang an Baden zu Beginn des vorigen Jahrhunderts Engelbert Strobel, Karlsruhe	2	227
Eine russische Parade auf dem Theaterplatz Grit Arnscheit, Mannheim	2	229
Die 48er Revolution in Mannheim aus der Sicht eines einfachen Bürgers Detlev Lorentz, Ketsch	2	239
Zwei Briefe von Franz Sigel aus der Londoner Emigration Peter Galli, Bruchsal	2	255
Polen in Mannheim; die Geschichte einer Minderheit in der Rhein-Neckar-Metropole von 1900 bis zur Gegenwart Wolfgang Kromer und Stanislaus Stepien, Mannheim	2	299
Studenten und Bürger im alten Heidelberg Ludwig Merz, Heidelberg	3	357
Philippsburg, ein Denkmal deutscher Geschichte Rudolf Futterer, Philippsburg	3	387
Badische Geschichte versinkt ins Wesenlose Ludwig Vögely, Karlsruhe	3	399
Der Brand von Elzach im Jahre 1583 Fritz Gysler, Elzach	3	429
Die Stunde Null für die Grenzstadt Neuenburg am Rhein Winfried Studer, Neuenburg am Rhein	3	433
Der Judenfriedhof bei Waldshut Konrad Sutter, Waldshut	3	439
<i>2. Kunstgeschichte und Kunst</i>		
Der Bruchsaler Hofbildhauer Joachim Günther (1720—1798) als Stukkateur Karin Jäckel, Limburgerhof	1	29
Utas Esel als Kulturkämpfer Heinz G. Huber, Offenburg	1	57
200 Jahre Nationaltheater Mannheim Karin Jäckel, Limburgerhof	2	191
Das städtische Reiß-Museum Mannheim Erich Gropengießer, Mannheim	2	207
Eine verschwundene Barockkirche in Mannheim-Neckarau Heinz Gutzler, Mannheim	2	263
Das Geläute der Jesuitenkirche in Mannheim Hans Rolli, Freiburg	2	267
Die Festhalle „Rosengarten“ in Mannheim, zur Baugeschichte Gustav A. Ungerer, Heidelberg	2	285
Die Pfälzer Liselotte als Schauspielerin Lili Fehrle-Burger, Heidelberg	3	349



	Seite
Ausklang einer Begegnung mit Goethe. Lili Fehrle-Burger, Heidelberg	171
Eine Dichterbegegnung im alten Badnerland: Anton Hermann Albrecht — Heinrich Vierordt	
Folkmar Längin, Wesseling/Obb.	175
Uf de Schwelle. Gedicht von Gerhard Jung	178
Eine Landarzt-Epistel aus dem Schwarzwald anno 1863	
Helmut Bender, Freiburg	179
Georg Stulz. Ein badischer Hofschneider in London	
Helmut Bender, Freiburg	183
Bewahre, danke, gib. Gedicht von Hans Bahrs	186
Willi Hensle (1915—1981). Nachruf von Ludwig Vögely, Karlsruhe	187
Ewiges Wandern. Gedicht von Hermann Burte	190
D. Dr. Otto Beutenmüller zum 80. Geburtstag. Ludwig Vögely, Karlsruhe	191
Verwandtschaft. Gedicht von Hermann Burte	193
Silvestergedanken. Gedicht von Friedrich Wielandt	194
Prof. Dr. Friedrich Wielandt zum 75. Geburtstag. Ludwig Vögely, Karlsruhe	195
Ludwig Vögely, dem 2. Vorsitzenden des Landesvereins Badische Heimat zum 65. Geburtstag	
Norbert Thamm, Ettlingen	203
Chronik der katholischen Kirche 1981. Arnold Amann, Freiburg	205
Evangelische Landeskirche in Baden 1981. Hermann Erbacher, Karlsruhe	213
Anschriften der Autoren dieses Heftes	218

II. Gedichte

	<i>Heft</i>	<i>Seite</i>
Karl Kurrus: Liad un Wort	1	100
Hanns Glückstein: Aus'm Mannemer Fremdwerderlexikon	2	321
Heinrich Vierordt: Ans Land Baden	3	334
Friedrich Hölderlin: Heidelberg	3	356
Maria Menz: Der Weg	3	386
Maria Menz: Der Ausgriff. Letzte Wirklichkeit	3	394
Max Barth: Freiburg	3	414
Max Barth: Straßburg	3	438
Max Barth: Basel	3	444

III. 51. Ekkhart 1982 (Heft 4/1981)

	<i>Seite</i>
Fünftoisert Paar Händ.	
Gedanken um den deutschen Soldatenfriedhof bei Bergheim im Elsaß/Frankreich Gedicht von Karl Kurrus, Freiburg	3
Badischer Kalender	4
Alphabetisches Verzeichnis zum Ekkhart-Kalendarium 1982	28
Der deutsche Soldatenfriedhof Bergheim im Elsaß	
Karl Kurrus, Freiburg	37
Die Verleihung des René-Schickele-Preises an Karl Kurrus	41
Erntedank. Gedicht von Karl Kurrus	45
Wer bin i. Gedicht von Karl Kurrus	46
Wilhelm Hausenstein aus Hornberg. Johannes Werner, Karlsruhe	47
Sonnengeboren. Gedicht von G. A. Rapp	60
Carl Maria von Weber. Inspirationen aus Stift Neuburg	
Lili Fehrle-Burger, Heidelberg	61
Ein kleines Lied. Gedicht von Marie v. Ebner-Eschenbach	76
Wilhelm Furtwängler zum 95. Geburtstag. Helmut Siebler, Bad Krozingen	77
Musik. Gedicht von Hermann Burte	88
Laudatio zur Verleihung des Hans-Thoma-Preises an Jürgen Brodewolf	
Siegmund Holsten, Baden-Baden	89
Gedichte sind gemalte Fensterscheiben. Gedicht von J. W. v. Goethe	94
Der Maler und Bildhauer Hans-Günther van Look und sein Werk	
Georg Schmidt-Abels, Freiburg	95
Der Pflug in den Bergen. Eine unbekannte frühe Radierung Hans Thomas. Julius Schwoerer, Freiburg	103
Das Aug- und Ohrengedicht des Bernauer Chinesen	
Julius Schwoerer, Freiburg	115
Gedanken von Hans Thoma. Gedicht	118
Emil Bizer, der Maler des Lichts. Gustav Faber, Badenweiler	119
Kunst und Künstler. Gedicht von Helmut Steinbach	124
Alban Spitz zu seinem 75. Geburtstag. Emil Müller-Etikon	125
Alfred Friedrich Siekiersky zum 70. Geburtstag. Ludwig Vögely, Karlsruhe	137
Memento mori. Gedicht von Helmut Steinbach	144
Anton Anreith. Ein Breisgauer als Meisterbildner in Kapstadt	
Peter Assion, Marburg/Walldürn	145
Johannes Ev. Scherzinger. Ein badischer Architekt	
Ernst Roskothen, Bad Dürrenheim	165

	<i>Heft</i>	<i>Seite</i>
Bauern- und Bürgerhäuser im Nordbadischen		
Edmund Kiehnle, Eppingen	3	365
Die russische Kirche in Baden-Baden		
Zoltan Magyar, Rastatt	3	415
 <i>3. Persönlichkeiten</i>		
Hermann Schilli (1896—1981)		
Lutz Röhrich, Freiburg	1	119
Oberbürgermeister Otto Julius Beck (Mannheim)		
Engelbert Strobel, Karlsruhe	2	227
Isaak Jolly, ein Vertreter des Mannheimer Geschlechts, Präsident des Bad. Justizministeriums		
Engelbert Strobel, Karlsruhe	2	293
Karl Christian Gottfried Nadler, der badische Dichter in Pfälzer Mundart		
Helmut Bender, Freiburg	2	317
 <i>4. Volkskunde und Brauchtum</i>		
Aufzeichnungen eines Uhrmachers		
Helmut Kahlert, Furtwangen	1	69
Bestseller aus dem Schwarzwald, die Kuckucksuhr ist 250 Jahre alt		
Wolfgang Altendorf, Freudenstadt	1	75
Heimatlicher Wald		
Fritz Hackenjos, St. Märgen	1	77
Der Holderstrauch, der Holderstrauch, der blüht so schön im Mai		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	1	89
Neue Entwicklungen in der Bauländer Grünkernwirtschaft		
Peter Assion, Marburg/Walldürn	3	335
 <i>5. Literatur und Literaturgeschichte</i>		
Ulm ist überall. Zur Kalendergeographie des Rheinländischen Hausfreundes		
Klaus Oettinger, Konstanz	1	123
Bücher, nicht nur zum Lesen, Universitätsbibliothek Mannheim		
Manfred Kleiss, Mannheim	2	211
Die schriftlichen Nachlässe im Stadtarchiv Mannheim		
Marianne Pörtl und Jörg Schadt, Mannheim	2	215
Dem Orpheus des Neckartales auf den Spuren		
Lili Fehrle-Burger, Heidelberg	3	353
Das Wetter. Zu einem Thema in den alemannischen Gedichten Johann Peter Hebels		
Jacob Steiner, Gaggenau-Oberweier	3	395
 <i>6. Familienforschung</i>		
Vorfahren Dr. Albert Schweitzers im mittleren Schwarzwald		
Julius Hauth, Schiltach	3	445
 <i>7. Vereinsnachrichten</i>		
Grußwort des neuen Präsidenten des Landesvereins Badische Heimat	2	zu Be- ginn
Aus dem Rechenschaftsbericht des 1. Landesvorsitzenden	3	331
In eigener Sache	3	333
 <i>8. Buchbesprechungen</i>		
	1	165
	2	323
	3	449

Ausbauplanung von Ettlingen zur Festungs- und Residenzstadt für Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden (Türkenlouis) um 1697

*o. Professor Adolf Bayer, Stadtbaurat a. D.
Dr.-Ing. Rudolf Schott, Oberpostdirektor a. D.*

Zur Einführung:

Um die Wende des 17. und 18. Jhd. sind im heutigen Karlsruher Raum in der kurzen Zeitspanne von 42 Jahren auf kleinstem Gebiet in geringen Entfernungen von nur 3,5, 7,5 und 8,5 km drei neue Städte geplant worden.

1673 wurde die neue Stadt Mühlburg nach G. A. Böcklers Plan nördlich des zerstörten alten Mühlburger Schlosses für Markgraf Friedrich VI. von Baden-Durlach abgesteckt und begonnen.¹⁾

1697 ließ Markgraf Ludwig Wilhelm (Türkenlouis) von Baden-Baden eine neue Festungs- und Residenzstadt Ettlingen westlich und unter Einbeziehung der zerstörten Stadt Ettlingen entwerfen.

1715 legte Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Durlach den Grundstein für die neue Residenz und Stadt Karlsruhe.

Nur die Karlsruher Neugründung war erfolgreich, nachdem zuvor das Mühlburger Projekt eingestellt wurde.

Spätestens 1698 wurde auch die Ettlinger Planung aufgegeben.

Der Plan ist jedoch im Generallandesarchiv²⁾ überliefert und soll im folgenden städtebaulich untersucht werden.

Herr Dr.-Ing. Rudolf Schott hat die Planung fortifikatorisch untersucht und aufbereitet, so daß sie in einen ordentlichen zeitgemäßen Maßstab 1:5000 übertragen werden konnte.³⁾

Aus diesen Unterlagen wurde versucht, die genaue Lage der Planung der Festung zur Altstadt und deren Einbeziehung in die Gesamtanlage zu rekonstruieren und schließlich auch eine Wertung des Projektes vorzunehmen.

Geschichtlicher Überblick:⁴⁾

Die hervorgehobene natürliche Situation am Albtaustritt auf einem Schwemmkegel in die Rheinebene vorgeschoben, läßt bereits vorgeschichtliche Besiedelung wahrscheinlich erscheinen.

Mit Sicherheit aber bestand eine römische Siedlung auf der Albinsel an der Martinskirche zum Schutze des wichtigen Verkehrs-

knotenpunkts der Heer- und Handelsstraßen des Römerreiches von Ettlingen über Pforzheim nach Cannstatt und der Nord-Süd-Verbindung Basel-Ladenburg. Da auch merowingische, karolingische Gräber- und Siedlungsüberreste gefunden wurden, ist eine kontinuierliche Besiedlung anzunehmen.

- 788 im Güterverzeichnis des Klosters Weißenburg als „Ediningnom“ genannt auf dem linken Albufer
- 965 vermutlich Marktrecht verliehen
- 1191/92 Stadt (Kaiser Heinrich VI. s. Stenzel 1968 S. 71)
- Seit dem frühen 12. Jahrhundert im Besitz der Staufer, ähnlich wie Durlach als strategisch wichtige Verbindungspunkte des Herzogtums Franken. (Staufertum im Schloß Ettlingen)
- Stadtrechtsverleihung nicht datierbar. Alt-Ettlingen liegt immer noch links der Alb, ein kleines Rechteck mit Kirchplatz und Marktplatz, mit zwei Straßenachsen vom Pforzheimer Tor am Rathaus zum Schloßtor am Schloß und senkrecht dazu vom Badner Tor ins Albtal.
- 1219 an Markgraf Hermann V. von Baden als Reichslehen
14. Jhd. Stadterweiterung rechts der Alb
- 1535 bei der territorialen Teilung an den Markgrafen von Baden-Baden
- 1546 3-geschossiger Südflügel am Schloß begonnen
- 1558 abgebrannt
- 1577–88 von Philipp II. dreigeschossiger Westflügel angefügt
- 1689 Stadt und Schloß von Franzosen niedergebrannt und teilweise gesprengt
- um 1697 Ausbaupläne als Festung und Residenz für Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden (Türkenlouis)⁵⁾

1728–33 Schloß von Sibylla Augusta als Witwensitz wieder aufgebaut und erweitert mit Schloßkapelle (Cosmos Damian Asam) und Schloßgarten auf der Westseite.

Plan Civitas Marchionatus Badensis

Der Plan im Generallandesarchiv ist verhältnismäßig ordentlich erhalten. Am linken Rand fehlen ca. 5 cm, ein schlimmer Flecken beschädigte die Süd-Ost-Anschlußstelle der neuen Festung an die Altstadt.

Blattgröße ca. 50/65 cm

Planbezeichnung: Civitas Marchionatus Badensis, einzige Planinschrift: Alb Fluvius und Ziffern 1–14 ohne Legende.*)

Feine Tuschzeichnung leicht koloriert.

Wasser bläulich gerändert

Straßen und

Plätze bräunlich gerändert

wichtige Gebäude rot gefüllt

weniger wichtige

Gebäude rot gerändert

Gartenanlagen grün gefüllt, teils mit brauner Wegeführung

Baublöcke Altstadt leicht hellgrau gefüllt, östliche Randblöcke (gegen Vorwerk) und die Blöcke der Neustadt als Neubaugebiete nicht angelegt

Festungswerke bräunlich plastisch dargestellt

Allgemeine Hinweise zur Festungsplanung Ettlingen:⁶⁾

Der Plan „Civitas Marchionatus Badensis“ (Stadt des badischen Markgrafen) zeigt, wie die in der Baublockaufteilung beim Wiederaufbau neugeordnete Stadt Ettlingen befestigt werden soll.

Nach Südwesten wird eine neue Festungs- und Residenzstadt vorgelagert, die gegen Angriffe aus Frankreich sichert.

Im Schutz der Schwarzwaldvorberge (Wattkopf 340 m NN) soll die neue Festung die Reichs- und Heeresstraße Basel-Frankfurt und den Abzweig über Mühlburg-Philippsburg-Mannheim sperren und gleichzeitig ein Eindringen in das Albatal verhindern. Ettlingen wäre in das Reichsfestungssystem einbezogen worden.

Zum einzigen Zugang zur Festung waren die Straßen auf der Nordseite zusammengezogen, um südlich am neuen Schloß vorbei die Hauptachse der neuen Stadt zu erreichen. An deren Ende gelangte man über das alte Schloß zur Altstadt. Diese hatte noch einen direkten Zugang von der Pforzheimer Straße her.

Nach ihren Abmessungen war die neue Festung etwas größer wie das alte Ettlingen geplant, ca. 15 ha gegenüber 14 ha des heutigen Altstadtbereichs.

Die strategische Lage von Ettlingen war seit dem Aufkommen der Feuerwaffe durch Angreifer von dem benachbarten Hohen Wattkopf und Hellberg ernstlich gefährdet, denn die Artillerie schoß damals nur direkt, d.h. über Kimme und Korn oder einfache Zielgeräte möglichst aus überhöhten Stellungen mit unbehinderter Sicht auf das Ziel. Da die wirksame Reichweite einer Belagerungsartillerie aus überhöhter Stellung etwa 500-800 m betrug, mußte ein neues „Corps de Place“ um diese Distanz nach Süd-Westen, also hinter das alte Ettlingen verlagert und zusätzlich der befestigte Altstadt kern wie eine Art „Bischofsmütze“ in die Gesamtverteidigungsanlage einbezogen werden.

Kurze Festungsbeschreibung

Die stärkste Befestigung war gegen Süden bis Norden, die Ebene, geplant, während die östliche Front durch den alten Stadtbereich, der bis an den Fuß des Wattkopfes heranreicht, neu durch die „Bischofsmütze“ gesichert werden sollte. Wenn auch der Plan im Bereich der alten Stadt in NO-SW-Richtung stark verzerrt ist, kann doch die Polygoneite

der 7-eckigen Bastionäranlage mit etwa 240 m Seitenlänge angenommen werden. Der Durchmesser betrug ca. 500 und die Einzeinte ca. 2750 m. Die Fläche des neuen Stadtbereichs beträgt demnach innerhalb des Hauptwalls (ausschließlich der Bastionen) etwa 15 ha.

Das Befestigungssystem ist eine Variante zur Vauban'schen I Manier (1680) mit Rückgriff auf niederländische Überlegungen⁷⁾. Die großen Waffenplätze vor den Facen der Bastionen und der Ravelins erinnern an Specklin (1589), auf den auch die sägeförmigen (en cremaillère) Brustwehren zurückgehen, sie wurden erst wieder von Vauban und Bousmard (1747-1807) gegen Ende des Jahrhunderts aufgegriffen. Der gesamte Hauptwall einschließlich der Bastionen wird von einer Faussebraye (Unterwall) umfahren; den Bastionsspitzen sind zusätzlich Couvrefacens und Lünetten vorgelagert. Vor den Kurtinen liegen jeweils Grabenscheren.

Rekonstruktionsversuch:

Die direkte Übertragung der Festungsplanung in den Stadtplan stößt auf erhebliche Schwierigkeiten.

Dr.-Ing. Rudolf Schott versuchte es auf verschiedene Arten unter Zuhilfenahme von Fixpunkten der Turmspitzen des alten Schlosses, der Martinskirche und des Lauerturns der alten Stadtbefestigung als Triangulation und stellte die unterschiedlichsten Winkel und Entfernungsverschiebungen in Bezug auf das Altstadtgebiet fest.

Wir versuchten dann, um wenigstens eine angenäherte Vorstellung an die wirkliche Situation vermitteln zu können, die Maßstabs- und Lageverzerrungen auszugleichen, indem wir das alte Schloß als Fixpunkt annahmen und einen Drehpunkt etwa beim Albeinlauf in die Festungsanlage (Plan III).

Die Pläne I und II sind nicht entzerrt.

Um die Planungen möglichst übersichtlich und allgemein verständlich darzustellen, wurden besonders hervorgehoben:

durch Schraffur = die Magistrale als ca. 7 m hohes Mauerwerk durch dicke Linien äußerer Rand = Fuß des Glacis der Befestigungen

Kontreskarpe = äußere Wasserlinie des Hauptgrabens und innere Wasserlinie des Hauptgrabens

Kurze Beschreibung der Pläne I, II und III

Plan I

Festungsprojekt um 1697 mit der Situation der Stadt, des alten Schlosses und des heutigen Altstadtplans.

Zur Einführung in die Gesamtproblematik der Planungen wird in diesem Plan die Festungsanlage in Lage, Größe und Form neben der alten Stadt unter Fortlassung aller Erweiterungen gezeigt und durch die Legende erläutert.

Plan II

Festungsprojekt um 1697, befestigte neue Residenzstadt für Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden mit Wiederaufbau- und Sanierungsplan der Altstadt und deren Einbeziehung in die Gesamtfestungsanlage.

Darstellung ist nicht entzerrt.

Auf diesem Blatt wird der Plan „Civita Marchionatus Badensis“ (Stadt des Badischen Markgrafen) fotomechanisch in den Maßstab 1:2000 übertragen und auf das Format DIN A4 verkleinert. Die fortifikatorischen Einzelheiten wurden durch Dr.-Ing. Rudolf Schott als Festungsexperte plantechnisch überarbeitet.

Im Gegensatz zur neuen Residenzstadt beschränken sich bei der Altstadt die Befestigungsanlagen auf Bastionen und Wassergräben (außer dem Hornwerk beim Albeinfluß, wo durch Wehr und Regulierungsanlagen die Wasserhaltung des gesamten Systems gesteuert wird).

Das alte Schloß ist an das Wassergrabensystem angeschlossen und vermittelt den einzigen Zugang von der Alt- zur Neustadt über Grabenbrücken.

Das Altstadtstraßensystem ist verbreitert, stark begradigt und einem rechtwinkligen System angenähert. Es läßt auf die Absicht einer Sanierung (ähnlich wie Rossi's Vorschlag für Durlach in der gleichen Zeit) schließen.

Plan III

Festungsprojekt um 1697 mit dem eingezeichneten Grundriß der geplanten neuen Residenz und der heutigen Altstadt, die durch „Bischofsmütze“ in die Gesamtanlage einbezogen ist.

Versuch, Maßstabs- und Lageverzerrungen auszugleichen.

Dieser Plan ist aus Plan II entwickelt und stellt den am weitesten getriebenen Rekonstruktionsversuch dar. Als Fixpunkt des Ausgleichs der Entfernungen wurde das alte Schloß gewählt und als Drehpunkt der Winkelabweichungen der Albeinlauf in die Festungsanlage. Die gepunkteten Eintragungen lassen die Abweichungen erkennen. Wirklichkeit und historische Plandarstellung weichen um ca. 9% nach Norden ab.

Vergleich mit anderen benachbarten Planungen:

Die Vergleichsskizze zu Karlsruhe zeigt die wesentlich größere Dimensionierung der Baden-Badener Planungen gegenüber den Baden-Durlach'schen um etwa die gleiche Zeit. Gegenüber der ähnlichen churfürstlich-pfälzischen Doppelanlage von 1622 in Mannheim (ungefähr 1650/1400 m im Durchmesser und ca. 50 ha Fläche) waren die Planungen des Türkenlouis wiederum bescheiden. Aber Mannheim war als Festung viel zu groß und weder das Reich noch der Kurfürst hätten die zur Verteidigung notwendigen Truppen aufbringen können und mit Kreistruppen war bei deren Qualität und dem haarsträubenden seinerzeitigen Unverständnis in Sachen Reichsverteidigung kaum zu rechnen. Die Anlage provozierte jedoch den südlich benachbarten Fürstbischof von Speyer zur

Errichtung der Festung Udenheim/Philippsburg, die, nachdem sie 1688 wieder französisch geworden war, nach Vauban's Gutachten modernisiert wurde. Als Größenvergleich zur Ettlinger Planung möge die Enceintelänge von 3,2 zu 2,7 km dienen. Genau die gleiche Enceinte wie Ettlingen hatte mit 2750 m Freiburg, das nach Angaben Vauban's gegen Ende der 80er Jahre des 17. Jahrhunderts errichtet wurde. Es besaß durch die Einbeziehung des Schloßberges eine höchst bedeutende zusätzliche Verteidigungsanlage, wie sie auch für Ettlingen mindestens für den Wappkopf notwendig gewesen wäre.

Festungsprojektierung im heutigen Stadtplan

Der Plan IV soll eine Vorstellung über die ungefähre Lage, die beabsichtigte Form und den Inhalt der Projektierung des Türkenlouis für Ettlingen an der Schwelle zum 18. Jahrhundert vermitteln. Die Verzerrungen z. B. des Albverlaufs oder der Lage von Gebäuden, z. B. Jesuitenkolleg (Finanzamt) oder Martinskirche ist im Plan gekennzeichnet.

Bei einer Verwirklichung der Planung wäre die Stadtentwicklung eindeutig nach Westen in Richtung Rastatt gelenkt worden. Das alte Schloß hätte entweder eine betont zentrale Lage im Gesamtkomplex eingenommen oder sich als Hindernis zur Verbindung von Neu- und Altstadt ausgewirkt.

Die Struktur der Neustadt nahm keinerlei Rücksicht auf das nur noch als sanierungsbedürftige Anhängsel notgedrungen einbezogene Alt-Ettlingen. Für Markgraf Ludwig-Wilhelm lag es näher, seine neue Festungs- und Residenzstadt im Zusammenhang mit seiner Aufgabe als Verantwortlicher für den Schutz des Reichs am Oberrhein und der dortigen Reichstruppe zu disponieren. In einer neu zu konzipierenden Verteidigungslinie mit großen Schanzenwerken von den Höhen des Dobel bis zum Gestade des

Rheins bei Daxlanden, wie sie kurz vor seinem Tod 1707 als sog. Ettlinger Linie begonnen wurde, hätte der neuen Festung die Funktion eines Eckpfeilers zugewiesen werden können. Sie hätte den Übergang von der Ebene zum Bergland zu sperren gehabt und hätte hinter dieser Linie als beständige Anlage eine Bedeutung erhalten, wie sie erst später etwa die Bundesfestung Ulm hinter den vorgeschobenen Forts gehabt hatte.

Zuordnung zur alten Stadt:

Das alte Schloß bleibt bei den Neuplanungen grundsätzlich einschl. Grabenanlagen erhalten. Es wird in die neue Festungsstadt einbezogen, spielt aber nur tangierend eine städtebauliche Rolle.

Das Stadtgebiet nördlich des Schlosses wird bis zu einer Linie von der alten Bruchgasse zur Entengasse überspringend und über die Zwingergasse die Hauptstraße erreichend, abgeräumt bzw. nicht mehr wiederaufgebaut, da dieses Gelände für Wassergraben und Bastion und Schußfreiheit benötigt wird. Interessant ist, daß die verbleibenden Stadtbereiche einer Sanierung unterzogen werden sollten, mindestens durch eine Straßenbegradigung und durch teilweise neue Blockunterteilung, etwa ähnlich, wie dies auch zur selben Zeit für Durlach vorgeschlagen wurde. Selbstverständlich sollte die alte Stadt ebenfalls befestigt werden als Erweiterung der Festung nach Osten. Der Eintritt der Alb ist durch ein Hornwerk ausgebaut, besonders zur Sicherung der Wasserhaltung für die Festungsgräben.

Einzige Verbindung zwischen Alt- und Neustadt führte durch die alte Schloßanlage.

Stadtplanung

Aus den Beschreibungen der Festungsanlagen Dr. Schott's geht hervor, daß vermutet werden darf, daß ein überdurchschnittlich versierter Festungsbaumeister am Werk war.

Von der Stadtbaukunst seiner Zeit hat er jedoch weniger verstanden. Im Einzelnen ist dies zu erkennen:

1. Unverständlich und unmotiviert ist zunächst die geometrische Nichtübereinstimmung des Festungsternsystems mit den Stadthauptachsen des Stadtplans. Abweichung Stadtachse zu Festungsachse ca. $3,5^\circ$ nach Süden.
2. Gemessen an den zeitgenössischen Stadtplanungen ist der Flächenaufteilungsplan mangelhaft. Vor allem kommt der Planer mit der Anordnung einer neuen Schloßanlage nicht zurecht, überall machen sich unzumutbare Beengungen bemerkbar (Zuordnung zum Hauptplatz der Stadt nur ca. 80 m Front, enge Hofdimension, Einzwängung der Gartenanlagen zwischen Nebengebäude und Bastion usw.).
3. Außer dem zentralen Platz von ca. 60/100 m sind keine platzräumlichen Entwicklungen mit besonderen öffentlichen Gebäuden zu erkennen (Mannheim z. B. Paradeplatz, Marktplatz, Zeughausplatz). Die beiden rechtwinklig aufeinanderstehenden Hauptstraßen sind durch ihre gleiche Breite undifferenziert. Dabei ist die Quer-(Neben-)Achse mit ca. 400 m Länge sogar bedeutender als die Hauptachse mit kaum 250 m. Straßenabschlußbauwerke fehlen.
4. Die Aufteilung der Wohnbauviertel ist ziemlich willkürlich und an manchen Stellen in der Dimensionierung unbrauchbar für Wohnblockbebauung.
5. Die für eine Residenz notwendigen besonderen und evtl. repräsentativen Gebäude sind grundsätzlich in den Bastions-ecken untergebracht und damit nicht städtebaulich ausgewertet. Hier scheint sich der Festungsbaumeister bemerkbar gemacht zu haben.

Da bis jetzt keine weiteren Pläne bekannt geworden sind, darf angenommen werden, daß es sich um ein frühes, vielleicht auch einziges

Projekt zur Lösung der Bauaufgabe handelt und daß wie üblich bis zur Realisierung noch weitere verbesserte Auflagen gefolgt wären, so daß obige Kritik Milderung erfahren könnte.

Neues Schloß

Da das neue Schloß nur in Umrissen dargestellt ist und seine Disposition und Dimensionierung ungewöhnlich fragwürdig sind, drängt sich die Überlegung auf, ob überhaupt an eine Residenzverlegung von Baden-Baden nach Ettlingen gedacht war, d. h., daß kein Residenzschloß errichtet werden sollte, sondern eine Dependence, wie sie sonstwo in jener Zeit als Lustschlösser, Favoriten oder Ähnliches in großer Zahl entstanden sind.

Es wäre vorstellbar, daß gerade ein kriegserfahrener Fürst in jener unruhigen Zeit in einer höchst gefährdeten Gegend sich einen solchen Schloßstyp am Rand seiner neuen Festungsstadt in Verbindung mit einer Bastion einrichten läßt.

Wenn man die Ettlinger Schloßplanung vergleicht mit dem zunächst für Rastatt geplanten (und begonnenen) Lustschloß, sind Übereinstimmungen feststellbar.

Zusammenfassung:

Bei den Überlegungen der souveränen Landesherren für den Wiederaufbau nach den Kriegszerstörungen Ende des 17. Jahrhunderts konnten die politischen Umordnungen, wie sie die Abtretung des linken Rheinuferes mit der Oberrheinmetropole Straßburg mit sich brachten, nicht unberücksichtigt bleiben. Neue zentrale Komplexe mit verschiedenen Gewichtungen schälten sich heraus: Das churfürstliche Heidelberg/Mannheim, das fürstbischöfliche Speyer/Philippsburg (Bruchsal), das markgräfliche Durlach/Mühlburg (Karlsruhe) und das ebenfalls markgräfliche Baden-Baden/Rastatt.

Es darf angenommen werden, daß damals um die Gewinnung der besonderen räumli-

chen Zentralität wie heute eine Konkurrenz vorhanden war, die es zu erringen galt. Im mittleren Oberrheingebiet war zu dieser Zeit neben der Residenzstadt Durlach des Markgrafen von Baden-Durlach, Ettlingen die bedeutendste Stadt.

Der Gedanke, ihr auch die landeshoheitliche Gewalt anzugliedern und sie durch eine Festungsanlage zu schützen, lag nahe und der Türkenlouis besaß die hierfür notwendigen politischen und strategischen Erfahrungen. Die vorgelegte Planung führte aus ihrer Lage, Größe und Art zur Erkenntnis, daß der Verteidigungswert, wie ihn die strategisch unglückliche Lage am Fuß zweier überhöher Berge mit leichtem Zugang von Osten darstellte, in nicht verantwortlichem Verhältnis zum Kräfteaufwand stand. Bei der militärpolitischen Entscheidung für Rastatt spielte sicher auch die Absicht eine Rolle, das gegnerische Fort Louis besser im Auge behalten zu können.

Voraussichtlich hat aber auch die extreme Randlage für die südliche Markgrafschaft und die zu große Nähe zum nächsten Verwandten (und die gegenseitig verbriefte Erbschaft) die Ausführung des Projekts verhindert und damit der freien Entwicklung der 20 Jahre später gegründeten Stadt Karlsruhe den Raum offengelassen.

Literaturverzeichnis

Braun, F. A.; Ettlingen und der Albgau im Wandel der Geschichte, Karlsruhe 1951
Fischer, Alfred; Historische Stadtpläne, Karlsruhe 1930 (Dissertation)
Lacroix, Emil; Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Ettlingen, Karlsruhe 1936
Passavant, Günter; Studien über Domenico Egidio Rossi und seine baukünstlerische Tätigkeit innerhalb des Süddeutschen und Österreichischen Barock, Karlsruhe 1967
Repertorium f. Kunstwissenschaft Bd. X L 1917; Lohmeyer, Karl, Domenico R. Rossi und seine Schloßbauten in Deutschland, S. 193 f
Rehder, Gerhard; Wiederaufbau und Entwicklung der markgräfllich baden-badischen Stadt Ettlingen nach der französischen Zerstörung vom 14. Au-

gust 1689. Eine Studie über das Bauwesen der Stadt Karlsruhe 1932 (Dissertation)

Rösiger, H. Detlev; Durlach und Rastatt. Ein Beitrag zur Geschichte des Städtebaus im 18. Jahrhundert (ungedruckte Dissertation) 1924

Schott, Rudolf; Die Stellung des Wehrbaus in der Baukunst des 16.—18. Jahrhunderts (Dissertation)
Schwarz, Benedikt; Geschichte der Stadt Ettlingen, Ettlingen 1900

Stemmermann; Das Schloß zu Ettlingen, Einwohnerbuch Ettlingen 1977, S. 13—18

Tschira-Stenzel; Das mittelalterliche Ettlingen, Karlsruhe 1968

Weiß, Karlheinz; Der Baumeister Domenico Egidio Rossi. In: Um Rhein und Murg, Heimatbuch des Landkreises Rastatt, Bd. 9, Rastatt 1968

Zollner, H. L., Stemmermann, P. H.; Ettlingen in Wort und Bild, 1966

Anmerkungen

¹⁾ Bayer, Adolf, „Die neue Stadt Mühlburg nach der Planung von Georg Andreas Böckler ab 1668“ Historische städtebauliche Studien

²⁾ GLA, Großherzogliche Hausfideikommiß, Bd. V, Nr. 11 „Abrisse von Rastatt und dem Tiergarten“

³⁾ Nach Abschluß der Klärung der fortifikatorisch wichtigen Detailfragen ist eine weitere Publikation von Dr. Rudolf Schott vorgesehen.

⁴⁾ Die Römer in Baden-Württemberg, S. 261 Ettlingen

Kunstdenkmäler, Amtsbezirk Ettlingen
Scheuerbrandt, Arnold; Südwestdeutsche Stadttypen und Städtegruppen bis ins frühe 19. Jhd., Heidelberger Geographische Arbeiten, Heft 32/1972
Instituts-Selbstverlag

Ergänzungen vom 4. 12. 1979, Hans Leopold Zollner, Schulamtsdirektor a. D., Stadtarchivar

⁵⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe — HfK Bd. V, Nr. 11, Größe 50 × 65 cm, Maßstab etwa 1:2850, ohne Verfasserangabe, kurz vor 1700

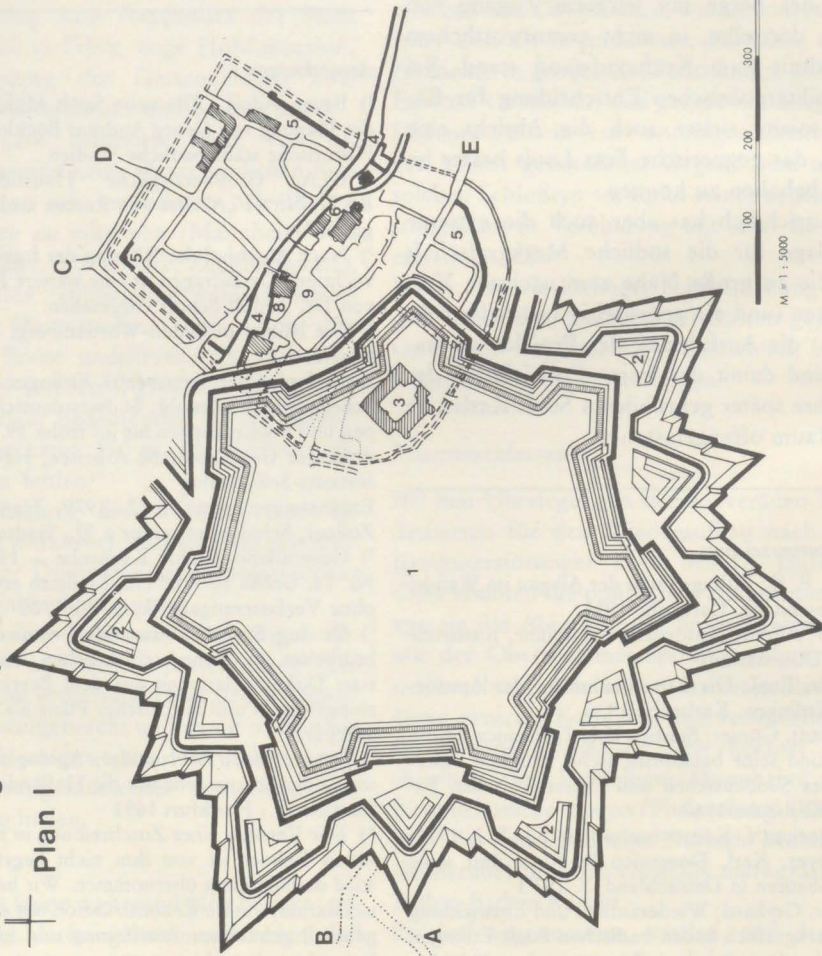
⁶⁾ Dr.-Ing. Rudolf Schott, Oberpostdirektor a. D., bearbeitet im Wehrgeschichtlichen Museum Rastatt Dokumentationen aus dem Bereich des Festungswesens und historischer Pläne als freier Mitarbeiter.

⁷⁾ Johann Jacob Wertmüller; Apologia Fortificatoria oder Schutzrede vor die Holländische Fortifikation . . . ; Frankfurt 1691

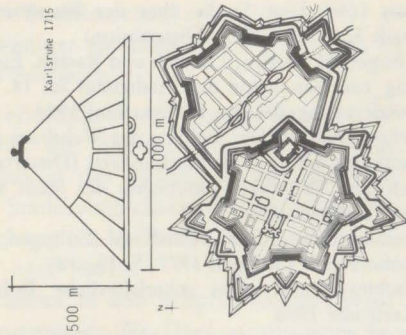
⁸⁾ Der Versuch einer Zuschreibung in der Dissertation Rehder ist von ihm nicht begründet und wird deshalb nicht übernommen. Wir beschränken uns darauf, unsere Rekonstruktion mit einer neuen generell gehaltenen Bezifferung und zugehöriger Legende zu versehen.

N Ettlingen als projektierte Festungs- und Residenzstadt um 1697

Plan I



M = 1 : 5000



Ettlingen Festungsprojekt vor 1697
Größen- und Strukturvergleich

Festungsprojekt vor 1697
mit der Situation der Stadt und des alten Schlosses nach
dem heutigen Altstadtplan

1 7-eckige bastionierte Festungsanlage mit Wassergraben
(auch gegen die bestehende Stadt angelegt)

2 vorgelagerte Linien

3 altes Schloss

4 heutiger Abverlauf

5 alte Stadtmauer mit Stadtgraben

6 Murrinskirche

7 Rathaus

8 Rathauskloster

9 Marktplatz

Verkehrsweg

A nach Rastatt

B nach Mühlberg (Rheinberganger Schreck) Philippsburg

Mannheim

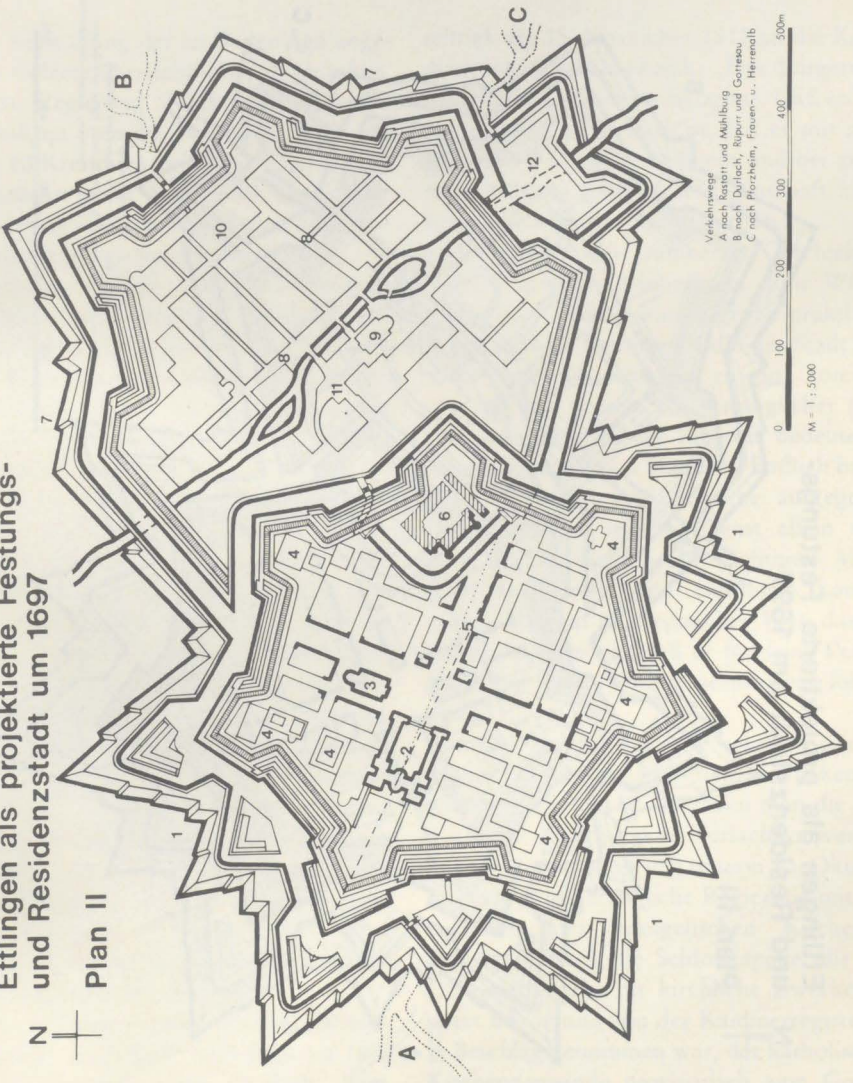
C nach Rippurr und Gehrzuu

D nach Durlach Plätzheim

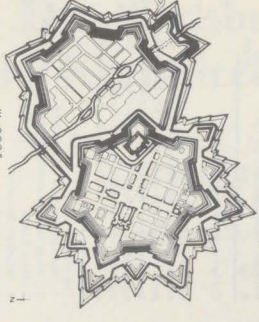
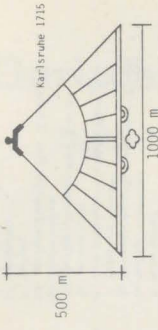
E nach Frauenalb Herrenalb

Ettlingen als projektierte Festungs- und Residenzstadt um 1697

Plan II



- Verkehrswege**
 A nach Barten und Mühlberg
 B nach Durlach, Ruppert und Gornsbau
 C nach Pflanzheim, Frauen- u. Herrensoll



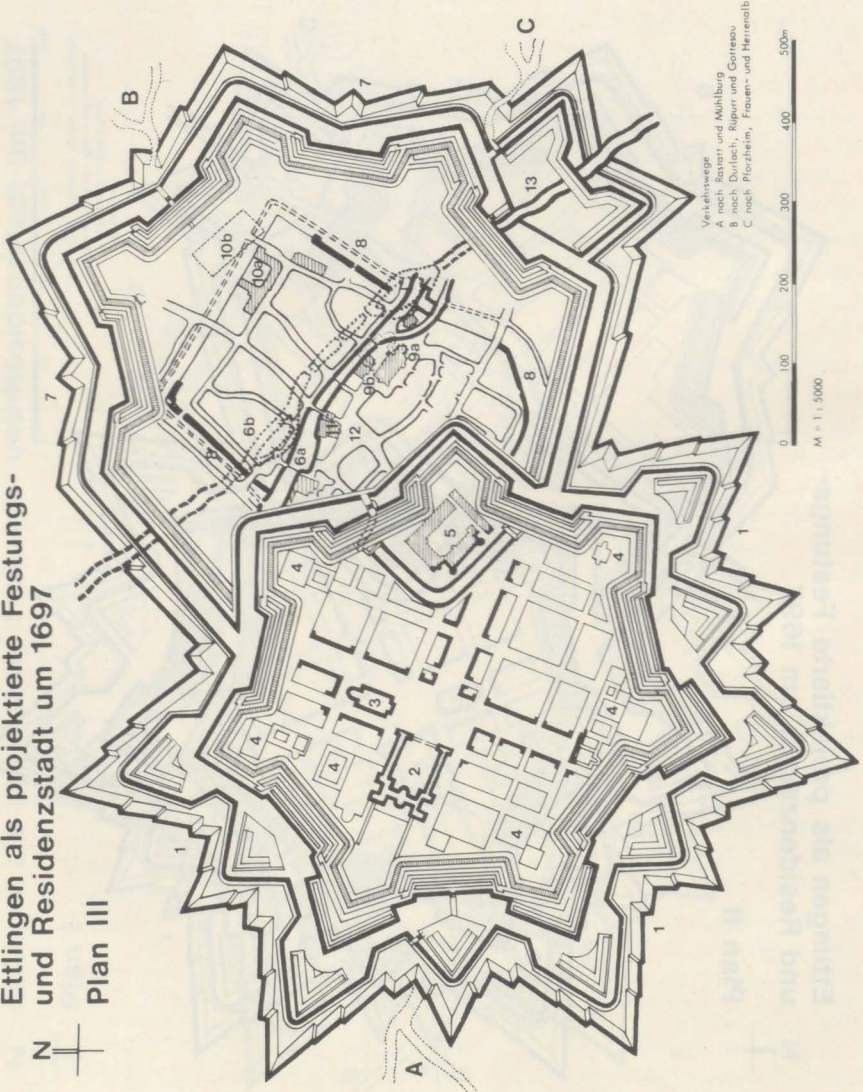
Ettlingen Festungsprojekt vor 1697
 0. 100 500 1000m
 Größen- und Strukturvergleich

- Festungsprojekt vor 1697:**
 "Civitas Marchionatus Badenensis"
 Beteiligte: neue Festungsanlage, Markgraf
 Friedrich VIII., Johann von Sickingen, die
 Wiedertäufer, die Semierfingergalgen
 Einbeziehung in die Gesamtfestungsanlage
 Darstellungen sind nicht: entzerrt.
- Legende**
 1. Festungsanlage mit Residenzstadt
 2. Neues Residenzschloß
 3. Neue Kirche
 4. Besondere Bauwerke
 5. Hauptachse der Stadt divergent mit der Festungsachse
 6. Festungsbastion
 7. Bastionierte Altstadt mit Sanierungsplanung
 8. Bastionierte verbleibende Alb- u. Seminarstraße
 9. Marktplatz
 10. Jesuitenkolleg
 11. Marktplatz
 12. Hornwerk am Albeinlauf

M = 1 : 5000

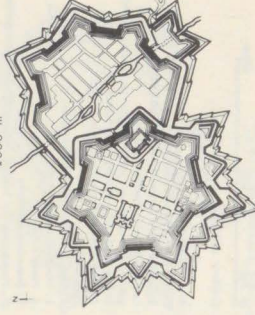
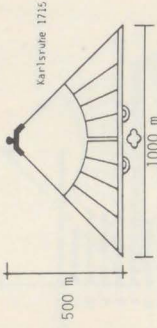
Ettlingen als projektierte Festungs- und Residenzstadt um 1697

Plan III



Verkehrswege
 A nach Bazant und Mühlburg
 B nach Durlach, Rupin und Goresau
 C nach Pforzheim, Frauen- und Herrenalb

M = 1 : 5000



Ettlingen: Festungsprojekt vor 1697
 0 100 500 1000m
 Größen- und Strukturvergleich

- Festungsprojekt vor 1697 mit eingezzeichnetem Grundriß der geplanten neuen Residenz und der Situation der Stadt nach dem heutigen Altstadtplan durch "Büchsenröhre" in die Gesamtanfertigung einbezogen (nach "Civitas Marchionatus Badenensis", Meltsch- und Lagerzeichnungen ausgeführt Albeinlauf - Hauptk. altes Schloß, Dreipunkt eines Albeinlauf - innere Festungsanlage)
1. Festungsanlage mit Residenzstadt
 2. Neues Residenzschloß, Ehrenhof u. Schloßgärten
 3. Neue Kirche
 4. Besondere Bauwerke
 5. Altes Schloß
 - 6a. Heutiger Albeinlauf
 - 6b. Verzierter Albeinlauf nach Plan "Civitas..."
 7. Befestigte Altstadt
 8. Alte Stadtmauer mit Stadtgraben
 - 9a. Marinierkirche
 - 9b. Marinierkirche nach Plan "Civitas..."
 - 10a. Jesuitenkolleg
 - 10b. Jesuitenkolleg nach Plan "Civitas..."
 11. Rathaus
 12. Marktplatz
 13. Hornwerk am Albeinlauf

Die Karlsburg und das Durlacher Kreisdirektorium 1809—1832

Zugleich ein Beitrag zur Geschichte Durlachs zu Beginn
des vorigen Jahrhunderts

Engelbert Strobel, Karlsruhe

Um die Verwaltung der an Baden neu angefallenen Gebiete übersichtlicher zu gestalten, teilte die Regierung durch das Organisations-Reskript vom 26. November 1809 das Land in 10 Kreisdirektorien auf. Hierbei war man zunächst noch im Zweifel, wohin der Sitz des vorgesehenen Pfinz- und Enzkreisdirektoriums gelegt werden sollte.

Im Durlacher Schloß — der Karlsburg — lebte damals noch Markgraf Friedrich, der zweite Sohn des Landesherrn Karl Friedrich aus der ersten Ehe mit Karoline Luise. Markgraf Friedrich selbst war verheiratet mit Christiane Luise, einer Tochter des Fürsten von Nassau-Usingen.

Die ehemalige Residenzstadt Durlach hatte inzwischen den früheren Bürgermeister Christoph Ernst Steinhäuser, zuvor Wardein d. h. Prüfer der Durlacher Münze, der von 1791 bis 1808 mehr schlecht als recht der Stadtverwaltung vorstand, durch den geschäftstüchtigen Bürgermeister Dumberth abgelöst. Der neue Bürgermeister konnte es nun durchsetzen, daß die Stadt Durlach 8000 Gulden als Ersatz für die dem Markgrafen Friedrich entstehenden Umzugskosten zur Verfügung stellte und der Markgraf das Schloß für das Kreisdirektorium freigab.¹⁾ Doch da es sich bei der Karlsburg um ein herrschaftliches Gebäude handelte, übernahm etliche Jahre später jedoch die Regierung die für die Stadt Durlach entstandenen Auslagen.

Der spätere Staatsminister Ludwig Winter, der zunächst als Kreisrat und dann bis 1813 als Oberamtmann nach Durlach kam,

schrrieb am 25. November 1812 an die Kreisdirektion über Dumberth: „Der Bürgermeister versieht sein Amt unklagbar. Daß er mitunter etwas gewalttätig ist, hat er mit allen kraftvollen Menschen gemein und bei gehöriger Aufsicht kann diese Eigenschaft ziemlich unschädlich gemacht werden.“

Nachdem er auch Dumberths Geschick im Rechnungswesen gelobt hatte, fuhr Winter weiter fort: „Dabei hat er große praktische oekonomische Kenntnisse, die der Stadt und ihren Liegenschaften sehr zu gute kommen und ist nebst diesem ein vermöglicher (vermöglicher) Mann, der für eine bedeutende Summe zu haften im Stand ist. Endlich hat er all sein übriges Privatgewerbe aufgegeben und kann sich seinem Dienst allein widmen.“²⁾ Da man diesen tüchtigen Mann nicht zufriedenstellend entlohnen konnte, räumte ihm am 14. September 1816 das Innenministerium ein, daß er für seine Person den Titel eines Oberbürgermeisters führen dürfe.

Seit 1809 hatten sich die verantwortlichen Männer in Karlsruhe mit dem Gedanken beschäftigt, für welche Aufgaben man die freierwerbende Karlsburg in Durlach verwenden könne. So entschloß sich unterm 10. Oktober 1809 die großherzogliche Regierung mit Zustimmung der evangelischen Kirchengemeinde Durlach die Schloßkapelle, die seit 1776 nicht mehr für kirchliche Zwecke benützt wurde und von der Kammerregistratur in Beschlag genommen war, der katholischen Kirchengemeinde provisorisch zum Gottes-



Karlsburg, Südseite mit Prinzessinnenbau

Bild: Stadtarchiv Karlsruhe

dienst zu überlassen. Dieses Provisorium dauerte dann allerdings neun Jahrzehnte, ehe 1898–1900 auf dem Platze der ehemaligen Stadtkelter eine eigene katholische Kirche errichtet wurde.

Der mit der Wahrnehmung der katholischen Seelsorge beauftragte kränkliche Benediktinerpater Maurus Lauinger von der aufgelösten Abtei Schwarzach wohnte zunächst im Schloß, nahm sich dann eine Wohnung in der Stadt und starb bereits am 29. Dezember 1813.³⁾

Nach dem schon erwähnten Organisations-Reskript vom 26. November 1809 hatte die Regierung beschlossen, die Stadt- und Landämter Karlsruhe, Pforzheim und Bruchsal, ferner die Ämter Durlach, Stein, Bretten und Gochsheim dem zu bildenden Pfingz- und Enzkreis zu unterstellen.⁴⁾ Da unterdessen

der Auszug des Markgrafen Friedrich aus der Karlsburg geregelt war, entschied man sich, den Sitz der Kreisdirektion endgültig nach Durlach zu verlegen.

Die Würde eines Kreisdirektors übertrug man dabei dem 1772 in Ansbach geborenen und bei der Bestallung noch in Freiburg wohnenden Staatsrat und Hofkommissär der oberrheinischen Provinz, Karl August Ferdinand Freiherr von Wechmar. Dieser kam am 18. März 1810 nach Durlach und nahm dort am 9. April 1810 seinen Dienst auf.

Um diese Zeit hatte aber der Großherzog Karl Friedrich dem damaligen Stadtkommandanten Oberstleutnant Ludwig von Cancrin eine freie Wohnung im Durlacher Schlosse zugesagt. Weil aber von Wechmar und von Cancrin nicht im gleichen Gebäude wohnen wollten, räumte Bürgermeister

Dumberth in seinem Hause dem Kommandanten eine Wohnung ein. Als aber nach einem Jahr der Bürgermeister die Räume selbst benötigte, brachte man von Cancrin in der Wohnung des Amtsrevisors unter. Ludvig von Cancrin, inzwischen zum Oberst befördert, fiel am 10. Oktober 1812 im Feldzug Napoleons in Rußland.

Kreisdirektor von Wechmar war vor allem über zwei Dinge unzufrieden und brachte dies auch in mehreren Schreiben an seine Vorgesetzten zum Ausdruck. Einmal waren es die ungeeigneten Wohnverhältnisse im Durlacher Schloß, die seinen Unwillen erregten. Weiterhin nahm er wiederholt Anstoß an der dienstlichen Auffassung des ihm unterstellten Theodor Konrad Hartleben, der später 1815 als Verfasser des „Statistischen Gemäldes der Stadt Karlsruhe“ bekannt wurde. Von Wechmar hatte im Frühjahr 1810 als Jungeselle vorwiegend die Räume, die ehemals Markgraf Friedrich bewohnte, bezogen. Im Oktober 1810 verlobte er sich mit einer Tochter des Obersten von Wasmer, die er dann zu Beginn des Jahres 1812 heiratete. Als seine Frau gegen Jahresende 1812 einer Niederkunft entgegensah, bat er wegen der ungünstigen Wohnverhältnisse im Durlacher Schloß, vorübergehend ein Quartier in Karlsruhe beziehen zu dürfen.

Da man inzwischen von dem gespannten Verhältnis von Wechmars zu Hartleben Kenntnis erhalten hatte, machte die Regierung im Oktober 1812 den Vorbehalt, daß im Fall der Gewährung seines Gesuchs der Kreisdirektor wenigstens tagsüber in Durlach verbleiben müsse. Als von Wechmar dies zusagte, teilte das Geheime Kabinett am 13. November 1812 dem Antragsteller mit, „daß es Höchdemselben nicht entgegen sei, wenn er wegen der noch bevorstehenden Niederkunft seiner Gemahlin für den eintretenden Winter dahier in Karlsruhe ein Quartier miete.“⁵⁾.

Doch bald nach der Geburt seines ersten Kindes sollte er auf Georgii (23. April) 1813

die Karlsruher Wohnung räumen und erneut in das Schloß in Durlach einziehen. Dies wollte aber von Wechmar auf keinen Fall und schilderte deshalb in einem ausführlichen Schreiben vom 25. Januar 1813 an das Finanzministerium den damaligen Zustand der Durlacher Schloßwohnung.

Hierbei führte er aus: „Diese Wohnung ist nicht allein sehr groß und geräumig, sondern sie erscheint auch auf den ersten Blick als sehr schön. Allein sie ist leider viel zu schloßmäßig; folglich bloß für fürstliche Personen erbaut und genießbar, hingegen für eine Privathaushaltung durchaus nicht passend und kann nicht ohne einen außerordentlichen Kostenaufwand hierzu eingerichtet und brauchbar gemacht werden.

Im Sommer könnte man allenfalls noch, wenn gleich mit vieler Unbequemlichkeit, die hohen Säle und Stuben benützen, allein auch diesen Umstand abgerechnet, daß solche auf keinerlei Weise zu dem häuslichen Verhältnis eines Privatmannes passen, so sind in dieser warmen Jahreszeit so vielerlei Gattungen von Ungeziefer, wie Mäuse und Ratten, Wanzen, Feldwanzen, Fliegen, Schaben und Motten vorhanden, daß man sich vor solchen nicht zu retten weiß.

Die Motten laufen an allen Wänden herum, benagen die Kleidungen und Möbels und haben mir, der ich töricht genug handelte, mich vollständig und ziemlich kostbar einzurichten, schon einen sehr großen und unwiederbringlichen Schaden zugefügt.

Des Nachts wimmelt es von Eulen und Fledermäusen. Am übelsten ist man im Winter daran. Man braucht einen fürstlichen Holzaufwand und dennoch kann man sich keine warme Stube verschaffen, weil die entsetzliche Höhe aller Gemächer, welche 22 Fuß beträgt, jede Wärme verschlingt und durchgehends im ganzen Gebäude ein solcher fürchterlicher Luftzug wehet, daß man trotz aller Vorkehrungen gleichsam wie auf offener Straße kampiert.



Karlsburg mit Vorgarten und Traindenkmal

Bild: Stadtarchiv Karlsruhe

Schon als lediger Mann, wo man es weniger genau nimmt und sich manches Unangenehme eher gefallen läßt, habe ich dieserwegen bei seiner Königlichen Hoheit unmittelbar untertänigste Vorstellung gemacht. Als verheiratet wiederholte sich sie, da die Gesundheit meiner Frau und deren zarte Konstitution, welche bereits in dem ersten Winter ihrer Ankunft durch diese kalte Wohnung sehr gelitten hatte, um so mehr der größten Gefahr ausgesetzt war, als sie sich hochschwanger befand und sie der Zeit ihrer Niederkunft gerade im kältesten Monat, den wir jetzt schreiben, entgegen sah.

Seine Königliche Hoheit hatten deshalb geruhet, mir zu erlauben, ein Absteigequartier dahier in Karlsruhe zu nehmen, wofür ich unendlich dankbar bin. Allein hierdurch ist mir nicht wahrhaft geholfen und meine häus-

liche Existenz noch keineswegs gesichert; im Gegenteil verursacht mir dieses Absteigequartier neue Unkosten, die zu meiner schmal zugeschnittenen Besoldung in keinem Verhältnis stehen, und wenn ich diesen Hauszins, so wie jenen für das Durlacher Schloßquartier, zusammenrechne, so zahle ich einen horrenden Betrag, ohne für dieses Geld weder gut noch angenehm logiert zu sein.

Als nunmehriger Familienvater bin ich demnach nochmals genötigt, diesen Gegenstand und dies sehr dringend, in neuere Anrechnung zu bringen, wobei ich gehorsamst bitte, ihn einer hochgeneigtesten vorzüglichen Berücksichtigung zu würdigen. Sollte in irgend eine dieser Angaben, die doch manches Mitglied des Hohen Ministerii, welches das Innere des Durlacher Schlosses kennt, bestäti-

gen dürfte, der mindeste Zweifel gesetzt werden, so muß ich wünschen, daß durch einen Sachverständigen, etwa durch den Landbaumeister Frommel, in nochmaligen Augenschein eingenommen und alles dieses untersucht werde. Hoffentlich wird dann der Kreisdirektor eben jene Begünstigung verdienen, die man dem Kreisrat zufließen ließ. Denn es ist aktenmäßig, daß Kreisrat Blum das nämliche Quartier in diesem Schlosse aus den vorgetragenen Gründen nicht annahm, daß man sie (die Gründe) erheblich fand und ihm den Hauszins bewilligte. Kreisrat Fein verweigerte ebenfalls die Schloßwohnung und Kreisrat, nunmehriger Oberamtmann Winter versicherte mir namentlich, daß ihn die unangenehme Schloßwohnung vom Kreise vertrieben habe.

Es ergeht nun an ein hochpreisliches Finanzministerium die gehorsamste Bitte, diese Umstände Seiner Königlichen Hoheit hochgefällig vorzutragen und zu bewirken, daß mir diese für ein Privatverhältnis ganz unbrauchbare Wohnung, die ich ohne den Ruin meiner und der Meinigen Gesundheit nicht mehr beziehen kann, gnädigst abgenommen und dagegen ein anderes anständiges Quartier ausgemittelt oder der nötige Mietzins bezahlt werde. Weil ich auf nächste Georgii meine jetzige hiesige (Karlsruher) Wohnung wieder räumen muß, so bitte ich um baldigst hohe Entschließung, da ich sonst Gefahr laufe, gar keine Wohnung finden zu können.“

Doch von seiten des Finanzministeriums war man nicht bereit, den bewegten Klagen des Kreisdirektors ohne weiteres Folge zu leisten. Das Domänendepartement dieses Ministeriums, mit der Untersuchung beauftragt, teilte am 3. Februar 1813 mit, „daß die angeführte Beschwerde über den Sommeraufenthalt in dem Durlacher Schlosse zum Teil durch die anstoßenden, mit stehendem Wasser jeweils angefüllten Gräben in dem Schloßgarten herbeigeführt, bei Ausführung der neuen Straßenanlage (der heutigen Karlsburgstraße), wobei ein Teil dieser Grä-

ben ausgefüllt werde, sich vermindern, die Hauptbeschwerde über den Winteraufenthalt, durch Einziehung einer Decke in Form eines Entresols (Zwischengeschoßes) in einigen der Hauptzimmer ebenfalls zum Teil beseitigt werden dürften.“

Dieser Stellungnahme fügte das Finanzministerium am nächsten Tage noch hinzu, daß es noch ungewiß sei, ob der Durlacher Kreissitz durch die bevorstehende neue Organisation eine Abänderung erfahre oder nicht. Kreisdirektor von Wechmar antwortete daraufhin am 13. Februar 1813, wenn er mit Bestimmtheit gewußt hätte, daß die Verlegung des Kreissitzes mit einer Vereinigung mit dem Murgkreis nach Rastatt erfolge, hätte er den Antrag nicht gestellt.

Das Innenministerium, ebenfalls mit der Angelegenheit beschäftigt, ließ am 11. März 1813 verlauten, „daß die Not so dringend nicht sein könne, da des Herrn Markgrafen Friedrichs Hoheit mehrere Zeit den nämlichen Teil des Schlosses bewohnt haben.“

Kreisdirektor von Wechmar mußte nun gegen seinen Willen zunächst im Frühjahr 1813 die Durlacher Schloßwohnung wieder beziehen. Trotzdem bemühte er sich weiter um ein Quartier in Karlsruhe, zumal er die Verlegung der Kreisdirektion in die Residenzstadt erreichen wollte. Seinen Bestrebungen war dann insoweit ein Erfolg beschieden, daß die Regierung ihm am 23. Juli 1813 einen Betrag von 400 Gulden Hauszins genehmigte, wenn er die Durlacher Wohnung nicht mehr benütze.

In einem Schreiben vom 10. August 1813 erklärte von Wechmar seinen Vorgesetzten, in der Wohnung im Durlacher Schloß, die er nach wie vor abgeben möchte, sei nur eine Küche — äußerst leicht und notdürftig — auf dem Gang über dem Tor angebracht worden und auch nur ein Abtritt, und dieser sehr versteckt, vorhanden. Da keine Kreisräte dort einziehen wollten, müsse er den weiteren Gebrauch dem Finanzministerium anheimstellen.

Schließlich gelang es von Wechmar doch in Karlsruhe eine Wohnung zu erhalten. Am 18. Februar 1814 teilte er der Regierung mit, daß er in Karlsruhe keine Wohnung mit Stallung und Remise für 800 Gulden habe finden können. Er habe deshalb ein Haus des Baumeisters Christoph Arnold am Eck der neuen Waldgasse erworben, um unter Vermietung des größten Teils desselben einen einigermaßen erträglichen Hauszins zu erzielen.

Wie Fritz Hirsch in seinem Werke „100 Jahre Bauen und Schauen“ mitteilt, erwarb von Wechmar 1814 das Haus um 19000 Gulden, um es jedoch schon im nächsten Jahr für 25750 Gulden an den „Weiß Bärenwirth Andreas Schnabel“ wieder zu verkaufen.⁶⁾ Das im Braunverlag erschienene erste Karlsruher Adreßbuch vom Jahre 1818 weist nach, daß von Wechmar danach eine Behausung in der Waldhornstraße bewohnte.⁷⁾

Um seinen Bemühungen, die Behörde nach Karlsruhe zu verlegen, Nachdruck zu verleihen, richtete von Wechmar am 26. Dezember 1813 ein umfangreiches Schreiben an seine Vorgesetzten. Hierbei führte er zunächst die Gründe an, welche maßgebend waren, das Kreisdirektorium doch nach Durlach zu beordern. Einmal sei es die Nähe zur Residenzstadt Karlsruhe gewesen, obwohl auch Städte wie Bruchsal und Pforzheim sich um den Kreissitz beworben hätten. Dann sei auch das Angebot der Durlacher Gemeindeverwaltung bestimmend gewesen, dem damals im Schloß wohnenden Markgrafen Friedrich 8000 Gulden als Entschädigung für die Einrichtungs- und Abzugskosten zu vergüten, wenn er aus dem Gebäude ausziehe. Um die Karlsburg für die Zwecke des Kreisdirektoriums brauchbar zu machen, habe man weitere 5000—6000 Gulden aufwenden müssen.

Trotzdem sei Durlach als Sitz eines Kreisdirektoriums vollkommen ungeeignet. Es besitze keine eigene Druckerei. (Der Karlsruher Drucker Ludwig Dups kam erst 1826 nach Durlach, wo er dann 1829 ein Wochenblatt herausgab.) Aus diesem Grunde müsse

man alle benötigten Drucksachen erst in Karlsruhe anfertigen lassen.

In seinem Bericht führte der Kreisdirektor weiter aus: „Für sämtliche Einwohner aus Karlsruhe, welche ihre Angelegenheiten bei dem Kreisdirektorio anzubringen, zu betreiben und nachzufragen haben, besonders für die Klasse der höheren Stände, ist es immer beschwerlich und unangenehm, sich desfalls nach Durlach begeben zu müssen. Weil zu Durlach die Postanstalt aufgehoben und mit Karlsruhe vereinigt und nur eine bloße Expedition allda belassen worden ist, so fehlt dem Kreisdirektorio in Durlach zur Beförderung seiner Depeschen diese fast unentbehrliche Hilfe. Es kann daselbst nicht einmal eine Estafette (Meldereiter) absenden, sondern es muß sich durch Boten, die meist erst mühsam aufgetrieben werden müssen, notdürftig zu helfen suchen. Postpferde sind eo ipso allda nicht zu erhalten, mithin muß es in dem Fall des Bedarfs sehen, ob sich nicht Hauderer (Lohnkutscher) auftreiben lassen, und wenn solche fehlen oder im Felde beschäftigt sind, so mangelt dann diese Erfordernis ganz.

Hinsichtlich des Kreispersonals fehlt es zu Durlach an dem nötigen Raum zu Wohnungen. Das Großherzogliche Schloß mit seinen Umgebungen ist zwar sehr groß, aber es ist in seinem Zuschnitt bloß für fürstliche Personen und nicht für Privathaushaltungen eingerichtet und eingeteilt worden. Nur die Zimmer in den Entresols (Zwischenstöcken), deren sehr wenige sind, gehören zu den bewohnbaren. Die anderen im oberen Saal haben eine solche Höhe und Größe, daß man sie fast mit Reitschulen vergleichen könnte. Sie erfordern deshalb auch einen unmäßigen Holzaufwand, welchen der Privatmann nicht bestreiten kann und dem ohngeachtet lassen sie sich nicht so erwärmen, daß man dabei bestehen könnte.

Was sonst zur häuslichen Bequemlichkeit gehört, dies vermißt man ohnehin; dagegen gibt es desto mehr Ungeziefer aller Art hauptsächlich Motten, Fliegen und Feldwanzen. Es sind daher nur wenige Personen im

Schloß einquartiert und diese möchten wohl eine andere Wohnung wünschen. Für mich, der ich gerade die größten Piecen (Zimmer) innehatte, war diese unbrauchbare Wohnung der stärkste Beweggrund, von Durlach abziehen.

In der Stadt sind alle Gebäude so angefüllt und bewohnt, daß es sehr schwer hält, eine auch nur leidentliche (leidliche) auszumiteln. Kreisrat Dühmig gab sich bereits alle Mühe ein Logis zu finden, aber vergeblich. Oberzoll-Inspektor Weizel stellt mir täglich vor, wie elend er logiert sei und doch keine bessere Wohnung finden könne. Man hat bereits die Stadt und deren Vorsteher auffordern lassen, für bessere Unterkunft und für die benötigten Quartiere zu sorgen, aber trotz der desfallsigen Zusicherungen ist noch nichts geschehen. Richtig ist es übrigens, daß es nicht durchgehends böser Wille, sondern auch hoher Mangel ist, weswegen bereits vor zwei Jahren schon der Plan gemacht wurde, die alten Schloßruinen niederzureißen und dort neue Bauplätze, so wie eine neue Straße zu eröffnen.

Ebenso fühlbar ist für diejenigen Personen, welche Familie und schon etwas erwachsene Kinder haben, der Mangel an besseren Unterrichtsanstalten, da die Schulanstalten zu Durlach teils auch nicht die Tendenz haben, junge Leute in den höheren Wissenschaften zu unterrichten. Außer einer kleinen, sehr beschränkten Lesegesellschaft entbehrt man zu Durlach alle und jede Gelegenheit zur ferneren Geistesbildung und zur Fortsetzung des Studiums sowohl im Brotfache als in anderen Wissenschaften. Endlich mangelt dem Geschäftsmann, der doch mehr wie jeder andere nach vollbrachter Arbeit einiger Erholung bedarf und solche in dem Umgang mit gebildeten Männern sucht, solche ebenfalls zu Durlach und er muß auch diese erst in Karlsruhe suchen.

Man kann wohl einwenden, daß einige andere Kreisdirektorien als die zu Villingen, Lörrach und Wertheim sich ohngefähr in gleicher Lage befinden; allein ich glaube un-

maßgeblich, daß hieraus der Schluß nicht gefolgert werden kann, es müsse sich das Kreisdirektorium zu Durlach, welches so nahe an der besseren Quelle Karlsruhe sitzt, mit der schlechteren begnügen. Bei jenen hat die geographische Lage diesen Notstand erzeugt und er läßt sich nicht verbessern. Hier aber erlaubt ebendieselbe eine Verbesserung, die in jeder Hinsicht rätlich und wünschenswert ist.

Am meisten haben sich die Dienstnachteile in den gegenwärtigen kriegerischen Zeiten geöffnet, wo es nicht selten auf den Augenblick, der benützt werden mußte, ankommt. Ein Hohes Ministerium wird selbst diese Bemerkung gemacht und den Vorteil erkannt haben, daß wenigstens der unterzeichnete Kreisdirektor zu Karlsruhe persönlich und mündlich Auskunft erteilen konnte, wo man sie schleunigst verlangte. Allein um desto übler war solcher für seine Person daran, denn er mußte, da seine Kanzlei zu Durlach war, zur Ausfertigung der Geschäfte unaufhörlich hin und her kutschieren. Es würde demnach ungleich besser und geratener sein, wenn sowohl zum Vorteil des Dienstes, als auch nach dem Wunsche des ganzen Kreispersonals diese Landesstelle von Durlach nach Karlsruhe verlegt werden könnte, als worauf ich hiermit ohne alles Privatinteresse pflichtmäßig den wiederholten Antrag stelle.“

In der Folge zählte von Wechmar danach sechs zum Verkauf stehende Häuser in Karlsruhe auf, die zur Aufnahme des Kreisdirektoriums geeignet wären. Die Landesherrschaft könne bei einer Verlegung des Direktoriums dann das Durlacher Schloß wieder zum eigenen Gebrauch benützen. Über die Verwendung des Gebäudes schlug er vor: „Auch wird es wohl zu irgendeinem militärischen Zweck in kurzem sehr benötigt sein und hierzu eignet es sich unbezweifelt (zweifellos) am besten, besonders da so schöne Stallungen angebaut sind.“

Nun machte sich von Wechmar darüber Gedanken, wie man die Durlacher für den Abzug des Kreisdirektoriums entschädigen

könne. Deshalb stellte er die Frage: „Ob die Stadt Durlach, welche für den Sitz des Kreisdirektoriums 8000 Gulden bezahlte, nicht eine Einsprache erheben und solche Summe zurückfordern wird? Dafür kann ich nicht stehen, allein ich glaube, daß sich auch dieser Anstand beseitigen läßt, denn erstens erhielt ja dieselbe bis jetzt den verlangten Direktorialsitz; diese Bedingung war somit erfüllt und zweitens, da keine Zeit bestimmt war, wie lange das Direktorium dort bleiben sollte, so kann sie auch nichts weiter fordern. Drittens an die Stelle des Direktoriums tritt ein anderes militärisches Etablissement, welches ihr wieder Nahrung gibt und den Schaden reichlich ersetzt. Viertens könnte ihr höchstens die Summe von 2000 Gulden nachgelassen werden, welche sie dafür geboten hat, daß der Entenoy (Entenkoje, eine Art Entenkäfig, in dem man Wildenten zum Anlocken der Enten aussetzt) zu Rintheim eingehen soll.“ (Der Entenkäfig wurde übrigens im April 1883 von der Stadt Durlach versteigert.)

Das Staatsministerium ließ sich aber angesichts der militärischen Auseinandersetzung in Frankreich von diesem Vorschlag von Wechmars nicht beeindrucken und antwortete am 25. Januar 1814, „daß man diese Veränderung bei den dermaligen Zeitumständen als unthunlich finde“.

Andererseits war man von seiten der Regierung über die mehrfachen Streitigkeiten von Wechmars mit dem Kreisrat Hartleben verärgert. Theodor Konrad Hartleben, ein im Jahre 1770 geborener Mainzer, war 1810 als Nachfolger des zum Oberamt Durlach übergewechselten Ludwig Winter von Offenburg nach der ehemaligen Residenz gekommen. Wie den Akten zu entnehmen ist, war Hartleben dem weiblichen Geschlecht nicht abgeneigt. Jedenfalls fehlte es ihm — wie bereits erwähnt — an der erwarteten Dienstauffassung. Die Folge davon war, daß man Hartleben — trotz des Widerspruchs des dortigen Kreisdirektoriums — im Frühjahr 1813 nach Mannheim versetzte.⁸⁾

Kreisdirektor von Wechmar, der wiederholt auf die Versetzung Hartlebens drängte, bat am 8. Januar 1813 um die Zuteilung 1—2 weiterer Kreisräte. Hierbei erwähnte er: „Kreisrat Hartleben könnte wohl mehr tun, aber — es sei uns erlaubt zu schweigen — weil hier wohl keine Besserung zu erwarten ist.“⁹⁾ Zwar schlug die Regierung ihm daraufhin vor, Oberamtmann Ludwig Winter im Notfall zur Arbeit mit heranzuziehen, was dieser jedoch strikt ablehnte.

Da inzwischen formell die Versetzung Hartlebens nach Mannheim ausgesprochen war, bat von Wechmar am 15. März 1813 die frei werdende Stelle bald wieder zu besetzen. In bezug auf die verbleibende Tätigkeit Hartlebens schrieb er: „Zumalen da sich solcher schon von allen Geschäften losgesagt, selbst dieselben, die er noch — und zum Teil seit geraumer Zeit — auf seinem Zimmer hatte, unerledigt zurückgegeben hat und also außer dem laufenden Respciat desselben eine artige (ansehnliche) Portion-Rückstände vorhanden ist, für welche wir niemand haben, dem wir sie zur Bearbeitung übertragen können.“

Am 2. April 1813 meldete von Wechmar dem Innenministerium, er möchte doch sehr bitten, „uns mit allem, was den Kreisrat Hartleben betrifft, zu verschonen und das um so mehr, da er doch nichts tun, sondern neue Unannehmlichkeiten erregen würde; sogar alle jene Arbeiten, die ihm schon ziemlich lange zugeteilt waren, sogleich unbearbeitet zurückgegeben hat, als ihm seine Versetzung (nach Mannheim) bekannt wurde“.

Doch auch Hartleben zahlte dem Kreisdirektor verschiedentlich mit gleicher Münze heim. Noch von Durlach aus berichtete er der Regierung am 19. April 1813, „daß man bei der Durlacher Schloßwohnung wegen der unendlichen Höhe und Breite der Zimmer zweimal so viel Holz als in einer anderen Wohnung verbrennen müsse. Während der Kreisdirektor sich angemessene und gute Öfen setzen ließ, ich mich bei ebenso großen Zimmern mit alten und kleinen Öfen behel-

fen mußte, unerachtet meine Wohnung dadurch, daß sie sich ober der Kirche befindet, keine Vorfenster hat und auf dem Gange nicht verschlagen ist, schon an und für sich noch weit kälter als jene des Kreisdirektors und aller übrigen im Schlosse wohnenden Salarienten (Besoldungsempfänger) ist.“

Auf Befehl der großherzoglichen Regierung wegen der Zustände im Durlacher Kreisdirektorium erstattete Oberamtmann Winter am 16. August 1813 einen 24seitigen Bericht.¹⁰⁾ Winter ließ dabei verlauten, der Kreisdirektor habe den ihm in Durlach angewiesenen Wohnsitz verlassen und verseehe seinen Dienst von Karlsruhe aus, wo es ihm bequemer sei, gesellschaftliche Veranstaltungen mitzubekommen. Man verspottete deshalb in der Öffentlichkeit die Einrichtung des hiesigen Kreisdirektoriums.

In seiner Kritik schrieb Winter weiter: „Der Vorsteher bekommt seine Räte oft in mehreren — oft in 8 Tagen — ja sogar, wie es bei dem Kreisrat Hartleben der Fall war, jahrelang nicht zu Gesicht, wenn nicht der Zufall der gleichzeitigen Zusammenkunft auf der Kreiskanzlei sie zusammenbringt, oder gehässige Explikationen (Erklärungen) zu den Akten die Fortdauer ihres wechselseitigen Daseins einander kund tun. Der Direktor und ein Rat wohnen gegenwärtig in Karlsruhe. So wie die Sachen jetzt stehen, könnte füglich einer der übrigen Räte in Bruchsal, der andere in Heidelberg oder sonst noch wo wohnen, wenn die Hin- und Hersendung der Akten mit der erforderlichen Eile geschehen könnte. Jeder arbeitet, wenn ich so sagen darf, auf eigene Rechnung unter gemeinschaftlicher Firma.“

Die zu Ende gehenden Napoleonischen Feldzüge in Frankreich und eine gewisse Nachlässigkeit der Ministerien, zum Teil hervorgerufen durch den zur Lethargie neigenden kränklichen Großherzog Karl, brachten vorerst keine Änderung der beanstandeten Verhältnisse. Von Wechmar setzte es durch, daß man mit seiner Wohnung in Karlsruhe einverstanden war. Der Gedanke,

die Karlsburg als künftige Kaserne vorzuschlagen, verfolgte er nach wie vor. Als man bei der Stadtverwaltung in Durlach über einen beabsichtigten Kasernenneubau beriet, bemerkte er im Dezember 1813 hierzu, daß dies nicht notwendig sei, „indem das ganz dazu geeignete Schloßgebäude mit geringen Kosten zu einer geräumigen Kaserne eingerichtet werden kann.“¹¹⁾

Um dies zu unterstreichen, setzte er sich dabei mit der sozialen Lage der Durlacher Bürger auseinander. „Die gewerbliche Klasse ist hier in Durlach die geringste und hat als solche durchaus kein Besitztum, worauf eine Sicherheit für die schuldigen einzelnen Beiträge gegründet werden könnten. Ein großer Teil hiesiger Einwohner heiratet bloß auf den Bürgereuß und lebt davon und vom Taglohn. Diese gehören nicht zur gewerbetreibenden Klasse, wären also unpflichtig zum Beitrag (zum Kasernenbau). Ein anderer großer Teil, und dies sind gerade die reichsten Leute, treibt kein Gewerbe, sondern lebt von eigenen Renten und von städtischen Besoldungen. Auch diese dürfen also nicht konkurrieren (d. h. mit herangezogen werden). Nur der arme Handwerker, der in einer Stadt von so wenigem Verkehr wie Durlach, von seinem Gewerbe nicht leben kann, sondern sich von seinem nebenher betreibenden Feldbau (er-)nähren muß, soll Beitrag zahlen. Ist es hierbei nicht klar, daß wenigstens 4/5 mit der Zeit unbeibringlich und dann der Stadtkasse zur Last wird?“

Obwohl Großherzog Karl das Durlacher Schloß noch nicht dem Militär einräumen wollte, hielt von Wechmar an seiner Lieblingsidee fest. So erklärte er im Jahre 1817 „es würde auch an einem geschlossenen Übungsplatz von bedeutendem Umfang in der Nähe des Schlosses nicht fehlen, da der ziemlich ertraglose Schloßgarten durch Rasierung der meist überständigen Bäume und Hecken leicht dazu applaniert (eingeebnet) werden kann und in diesem Fall sogar einen Teil des zu dem etwa nötigen Bauwesens erforderlichen Bauholzes abwirft“.

Als Großherzog Karl mit 32 Jahren am 8. Dezember 1818 gestorben war und sein Onkel Ludwig die Regierungsnachfolge antrat, begann sich auch verschiedenes in der Verwaltung des Landes zu ändern. So wurde — für die Allgemeinheit überraschend — am 3. März 1819 das Kreisdirektorium in Rastatt aufgehoben und mit Ausnahme der Ämter Bühl und Achern dem neugeschaffenen Murg- und Pfinzkreis in Durlach zugeschlagen. Mit dieser Neugliederung gewann das Durlacher Kreisgebiet ein Drittel an Umfang. Karl August Ferdinand von Wechmar wurde gleichzeitig im Frühjahr 1819 als Richter an das Hofgericht in Rastatt versetzt. Sein Nachfolger für das vergrößerte Kreisgebiet wurde der Geheime Kriegsrat und General-Auditeur (Militärrichter) in Karlsruhe August Heinrich Fröhlich. Dieser war von seinem neuen Posten nicht entzückt, zumal sein Gesundheitszustand zu wünschen übrig ließ. Jedenfalls bat er bereits am 5. Juni 1819 seine Vorgesetzten um einen vierwöchentlichen Kururlaub in Baden-Baden, da er seit 8 Jahren keinen Urlaub mehr genommen habe und seine leidende Gesundheit durch den nicht „neidenswerten Aufenthalt“ im großherzoglichen Schlosse in Durlach noch mehr gefährdet sei.¹²⁾ Von Fröhlichs Tätigkeit in Durlach ist in den vorhandenen Akten nichts bemerkenswertes erhalten geblieben. Jedenfalls war er sichtlich erleichtert, als er am 22. Dezember 1822 als Nachfolger des pensionierten Kreisdirektors Siegel nach Mannheim versetzt wurde. Um dem unter dem gleichen Datum bestellten Durlacher Dienstvorsteher von Liebenstein Platz zu machen, mußte Fröhlich seine Familie zunächst nach Karlsruhe verbringen, bis seine Mannheimer Dienstwohnung frei wurde. Der Geheime Referendär Ludwig August von Liebenstein, als neuer Durlacher Kreisdirektor, erhielt für seinen Umzug am 4. Februar 1823 von der Regierung 400 Gulden bewilligt.¹³⁾ Als er am 10. Februar 1823 in Durlach seinen Dienst antrat, schrieb er an seine Vorgesetzten: „Die Kreisdirectorial-

Wohnung kann gegenwärtig noch nicht bezogen werden. Zuvörderst muß die Wohnung von meinem Vorgänger (Fröhlich) geräumt werden, was im Laufe dieser Woche geschehen wird. Dann müssen Zimmer geweißt, gereinigt und wieder trocken werden. Kleine Reparationen (Reparaturen), die etwa nötig sein dürften, werden in dieser Zeit gemacht werden können. Immer werden aber noch 14 Tage bis 3 Wochen hingehen, ehe ich mit meiner Familie die Wohnung beziehen kann.

In dieser Zeit werde ich aber jeden Tag — die Sonntage nicht ausgenommen — von Karlsruhe hierher fahren, den Tag — so weit die Besorgung des Dienstes es erfordert — hier zubringen und sodann wieder nach Karlsruhe zurückkehren.“ Schließlich konnte von Liebenstein am 7. März 1823 mit seiner Familie im Durlacher Schloß einziehen.

Im Gegensatz zu seinen Amtsvorgängern hatte von Liebenstein anscheinend ein gutes Verhältnis zu dem Inhaber des ihm unterstellten Durlacher Amtes und späteren Oberamtes. Der Brettener Amtmann Karl Baumgärtner war im Herbst 1820 als Nachfolger des nach Karlsruhe abgestellten Obervogts Müller nach Durlach versetzt worden.¹⁴⁾ Mit Rücksicht darauf, daß man 10 Ortschaften der Ämter Stein und Pforzheim dem Oberamt Durlach zuteilte, wurde Baumgärtner am 16. Mai 1821 zum Oberamtman befördert. Als nun Baumgärtner am 23. Januar 1824 um eine Gehaltserhöhung einreichte, beurteilte ihn am 21. Februar 1824 der neue Kreisdirektor wie folgt: „Oberamtman Baumgärtner ist ohne Widerrede einer der vorzüglichsten Beamten des Kreises. Er ist ebenso rechtlich (rechtschaffen) als tätig und geschickt, und der seiner Leitung anvertraute Dienst befindet sich in jeder Beziehung in sehr guter Verfassung.“ Als Folge dieser guten Beurteilung wurde dann Baumgärtner am 1. Mai 1824 zum Karlsruher Stadtdirektor befördert.

Auch von der sehr kurzen Wirksamkeit von Liebensteins in Durlach ist nur wenig be-

kannt geworden. So bat er z. B. am 12. Juni 1823 die Regierung um einen vierwöchigen Urlaub, um die Hinterlassenschaft seines verstorbenen Vaters in Emmendingen zu regeln. Am 26. März 1824 teilte der Kreisrat Blum, der als Vertreter des Direktors amtierte, den überraschenden Tod von Liebensteins der Regierung mit und gab dabei als Todesursache eine Lungenentzündung an. Ludwig August von Liebenstein hinterließ neben seiner Witwe noch zwei minderjährige Söhne. Sein Grabmal steht heute noch auf dem alten Friedhof beim Basler Tor in Durlach.

Durch ein Reskript des Geheimen Kabinetts vom 30. April 1824, Nr. 1251, wurde unter Ernennung zum Geheimen Rat 2. Klasse der Offenburger Kreisdirektor Emmerich Wilhelm Kirn nach Durlach berufen. Es dauerte aber immerhin bis zum 21. Juni 1824, ehe dieser seinen Dienst hier aufnehmen konnte.¹⁵⁾ In der Zwischenzeit mußte der Stellvertreter Blum die anfallenden Amtsgeschäfte wahrnehmen.

Das Kreispersonal war mit den Preisen, die man ihm bei Einkäufen in Durlach abverlangte, oft sehr unzufrieden und brachte dies seinen Vorgesetzten mit der Bitte um Besoldungszulage zum Ausdruck. So schrieb am 17. Mai 1825 der Kreisrat J. von Stockhorn an das Innenministerium: „Ohnehin sind in hiesiger Stadt bekanntlich die Kosten des einfachen Lebensunterhalts nicht gering und die gewöhnlichsten Artikel, teils weil sie auf die Märkte der Residenz getragen werden, teils wegen Mangel an Absatz dahier, teuer oder schlecht oder oft gar nicht zu haben.“¹⁶⁾ Kreisdirektor Kirn suchte der unbeliebten Schloßwohnung in Durlach durch jährliche Urlaubsgesuche zu entfliehen. So weilte er 1825 in Offenburg, 1826 in Ulm und Tauberbischofsheim, 1828 in Mosbach und ebenfalls wieder in Tauberbischofsheim, 1829 in Heidelberg und Mannheim und 1830 im Schwefelbad Langenbrücken. Als seine Frau am 28. August 1827 starb, nahm er auch einen entsprechenden Erholungsurlaub.

Über die Tätigkeit und Wohnverhältnisse in Durlach ließ er sich in einem längeren Bericht vom 23. Mai 1828 aus. Hierbei schrieb er: „Der Murg- und Pfinzkreis ist nach dem Bevölkerungsstand der zweite im Großherzogthum und soviel die Menge und Wichtigkeit der vorkommenden Geschäfte betrifft, keinem anderen nachstehend.“

Danach fuhr er fort: „Der Lebensunterhalt in Durlach ist übrigens mindestens so teuer als der in Karlsruhe indem, wenn auch die schlechten Quartiere dahier etwas weniger kosten, dagegen viele andere Lebensbedürfnisse um so höher bezahlt werden müssen.“

Zum Schlusse seines umfangreichen Berichts bemerkte Kirn: „Es wäre demnach für alle Mitglieder des hiesigen Kreisdirektoriums höchst niederschlagend, wenn dieselben für eine allenfallsige Überschreitung des Gesamtetats sämtlicher Kreisdirektorien, woran sie doch wahrhaftig keine Schuld tragen, doch ferner wie bisher fast ausschließlich (ausschließlich) büßen sollten.“

In einem späteren Schreiben vom 12. November 1830 beklagte sich Kirn, daß er in Durlach manche „Beschwerlichkeiten und Unannehmlichkeiten“ habe, die er bei seiner Tätigkeit in Offenburg nicht kannte. Obwohl die Wohnung in der Karlsburg sehr zu wünschen übrig lasse, rechne man ihm, wie den anderen Kreisdirektoren, 300 Gulden als Miete an.

Über die Wohnung selbst ließ er sich danach aus: „Dennoch entbehrt sie nicht nur aller wünschenswerten Bequemlichkeiten einer Privatwohnung, was mir bei meinem Lebensalter insbesondere sehr beschwerlich fällt, sondern sie ist auch höchst kostspielig in ihrer Benützung. Acht und vierzig Stufen hoch gelegen, auf einer weiten Fläche ausgedehnt, wodurch alle Kommunikation (Verkehr) unter den einzelnen Bewohnern des Quartiers unmöglich wird, hat sie nur Zimmer von ungewöhnlicher Größe und Höhe, wovon jedes in den vorzüglichsten Häusern zu Karlsruhe einen ansehnlichen Salon bilden würde. Was nun die Heizung solcher Gemächer kostet,

läßt sich leicht berechnen, und wenn ich im letzten Jahr allein 24 Klafter Holz nötig hatte, so war ich dessen ungeachtet oft nicht gegen empfindliche Kälte in meinem Wohnzimmer gesichert.“ Kirn bat deshalb, ihm entweder die seit 1824 zuviel bezahlte Miete zu vergüten oder seine Besoldung aufzubessern.

Als Großherzog Leopold, der 1830 den Thron bestieg, die Regierung übernahm, änderte sich wieder einiges in der Verwaltung des Landes. So wurden 1832 die Kreisdirektorien aufgelöst und an ihrer Stelle 4 Kreisregierungen mit den Sitzen in Konstanz, Freiburg, Mannheim und Rastatt gebildet. Dem neugeschaffenen Mittelrheinkreis in Rastatt gehörte u. a. der seitherige Murg- und Pfinkreis an.¹⁷⁾ Daß Durlach nach der Umorganisation schon auf Grund der geschilderten Wohnverhältnisse nicht mehr als Sitz einer Kreisregierung in Frage kam, war seinerzeit der Regierung fast selbstverständlich. Kreisdirektor Emmerich Wilhelm Kirn wurde deshalb auch am 26. Januar 1832 durch das Staatsministerium als Direktor der Katholischen Kirchensektion nach Karlsruhe versetzt.

Das Durlacher Schloß — die Karlsburg — wurde 1834 bis 1842 zum größten Teil als Garnisonsunterkunft für das zweite Bataillon des Badischen Infanterieregimentes Erbgroßherzog Nr. 2 benützt. Nach dem Abzug dieser Garnison hofften die Durlacher allerdings nochmals, daß die Karlsburg als Sitz der Mittelinstanz erwählt werden könnte. Ihr früherer Oberamtmann Karl Baumgärtner, seit 1824 Stadtdirektor in Karlsruhe, war 1839 bis 1846 Vorstand der Mittelrheinkreisregierung in Rastatt geworden. In dieser Eigenschaft hatte Baumgärtner bereits am 6. März 1843 dem Innenministerium mitgeteilt, daß bei dem bevorstehenden Festungsbau in Rastatt große Wohnungsnot in der

Murgstadt herrschen werde und er deshalb rate, seine Behörde an einen anderen Ort zu verlegen. Baumgärtner fühlte sich Durlach mehrfach verbunden, hatte er doch 1818 die Tochter Luise des Durlacher Medizinalrates Bär geheiratet und war schließlich am 28. November 1828 von der Stadtverwaltung zum Ehrenbürger ernannt worden.

Doch die damit verbundenen Hoffnungen der Durlacher Stadtverwaltung erwiesen sich letzten Endes als trügerisch. Die Mittelrheinkreisregierung wurde im Jahre 1847 nach Karlsruhe verlegt, während das Rastatter Hofgericht nach Bruchsal wanderte. Die Karlsburg in Durlach wurde dann erst wieder seit 1861 als Kaserne in Gebrauch genommen.

Akten und Literatur:

Die angegebenen Zahlen beziehen sich durchweg auf die Aktenbestände des Badischen Generallandesarchivs in Karlsruhe.

¹⁾ 136 / 796—798

²⁾ 136 / 497

³⁾ 348 / 178

⁴⁾ 313 / 391

⁵⁾ 76 / 8378—8381

⁶⁾ Fritz Hirsch, 100 Jahre Bauen und Schauen Bd. 1. (1928) S. 217

⁷⁾ Wegweiser für die Großherzogliche Residenzstadt Karlsruhe (1818) S. 4 u. S. 86

⁸⁾ 136 / 306

⁹⁾ 236 / 633

¹⁰⁾ 136 / 307

¹¹⁾ 136 / 144

¹²⁾ 76 / 2486

¹³⁾ 76 / 4881

¹⁴⁾ 76 / 404

¹⁵⁾ 76 / 4227—4229

¹⁶⁾ 236 / 684

¹⁷⁾ Engelbert Strobel, Aus der Geschichte des Murgkreises und der Mittelrheinkreisregierung in Rastatt 1809—1847. In: Landkreis Rastatt Heimatbuch 6 (1979) S. 193—198.

Aus den Anfängen des Straßenbahnverkehrs Karlsruhe — Durlach

und der Drahtseilbahn auf den Turmberg bis zum Beginn
des Ersten Weltkrieges

Engelbert Strobel, Karlsruhe

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war der berufsmäßige Verkehr zwischen der alten Markgrafenstadt und der Residenz in der Hauptsache dadurch bedingt, daß die Durlacher Marktfrauen ihre Produkte — die sogenannten „Lätschen“ — auf den Karlsruher Märkten zum Absatz brachten. Aus diesem Grunde beschwerte sich auch der damals in Durlach tätige Kreisrat von Stockhorn in einem Schreiben an das badische Innenministerium vom 17. Mai 1825, daß die hohen Preise darauf zurückzuführen seien, weil die gewöhnlichsten Artikel auf die Märkte in die Residenz gebracht würden.

Umgekehrt war der Verkehr von Karlsruhe nach dem ländlich ausgerichteten Durlach sehr beschränkt, zumal man den Turmberg noch nicht allgemein als erstrebenswertes Naherholungsziel entdeckt hatte. So stellte Karl August von Wechmar, der erste Vorstand des von 1809 bis 1832 in der Karlsburg in Durlach wirkenden Kreisdirektoriums, in einem Bericht vom 26. Dezember 1813 fest, daß für sämtliche Einwohner von Karlsruhe — besonders aber für die Klasse der höheren Stände —, welche mit seiner Behörde zu tun hätten, es „beschwerlich und unangenehm“ sei, sich deshalb nach Durlach begeben zu müssen.

Eine Verbesserung des Verkehrs zwischen beiden Städten trat teilweise ein, als am 10. April 1843 die Eisenbahn ihren Betrieb eröffnete. Während man allerdings bis zum 1. Mai 1843 nur Personen und Handgepäck beförderte, fuhren danach sogenannte gemischte Züge für Personen- und Güterbe-

trieb. Erst ab 20. September 1845 entschloß sich die Bahnverwaltung, getrennte Personen- und Güterzüge in den Fahrplan aufzunehmen.

Für den innerstädtischen Personenverkehr sorgte in jenen Jahren eine Droschken- und Fiakeranstalt, die zum größten Teil ihre Gespanne am Eingang von Mühlburg, am Mühlburger und Durlacher Tor, sowie am Eingang von Durlach in der Nähe des dortigen Bahnhofs aufgestellt hatte.

Als nach dem deutsch-französischen Krieg 1870—71 eine zunehmende Industrialisierung Durlachs einsetzte — so z. B. die bekannten Firmen Gritzner (Pfaff) und Sebold (Badische Maschinenfabrik) — vermehrte sich auch zusehends das Bedürfnis, dem stärkeren Verkehr Rechnung zu tragen. Hinzu kam damals noch, daß der Karlsruher Oberbürgermeister Wilhelm Lauter sich für den Bau einer Kraichgaubahn von Karlsruhe über Durlach, Bretten und Eppingen einsetzte, die 1879 in Betrieb genommen und 1880 bis Heilbronn verlängert wurde. Die Verhandlungen zu diesem Bahnbau, darunter auch die Besprechungen mit den beteiligten Städten Durlach, Bretten und Eppingen, hat Lauter in einer „Vorgeschichte der Kraichgaubahn“ betitelt und 1879 erschienenen Broschüre behandelt.

Inzwischen hatte man, um dem eigentlichen Stadtverkehr zu genügen, seit 1877 in Karlsruhe eine Pferdebahn eingerichtet, die von Mühlburg ostwärts durch die Stadt bis nach „Gottesau“ führte. Eine Art Seitenlinie stellte im gleichen Jahr die Verbindung zwi-



Dampfstraßenbahn am Durlacher Tor 1893. Auf dem Platz rechts im Hintergrund steht heute die Bernharduskirche

Bild: Stadtarchiv Karlsruhe

schen dem Marktplatz und dem alten Karlsruher Bahnhof her. Da diese Strecke sich jedoch wegen der Kürze als unrentabel erwies, wurde sie 3 Jahre später wieder aufgehoben. Das Hauptaugenmerk richtete sich nun darauf, den lokalen Verkehr nach Durlach zu verstärken. So entstand der Gedanke, eine Dampfstraßenbahn vom Durlacher Tor bis nach Durlach zu eröffnen. Bei den deshalb geführten Besprechungen stellte sich aber zunächst heraus, daß verschiedene Widerstände zu überwinden waren. Einer Meldung des Durlacher Wochenblatts entnehmen wir, daß im Jahre 1879 von der Eisenbahn 115 808 Fahrkarten — oder wie man damals sagte Billette — von Durlach nach Karlsruhe und 55 907 von Karlsruhe nach Durlach ver-

kauft worden seien, wobei man noch bemerkte, daß man die Rückfahrkarten nur einfach gezählt habe. Die Eisenbahnverwaltung befürchtete deshalb bei Inbetriebnahme einer Straßenbahn eine starke Verminderung ihrer Einnahmen. Auch ein beachtlicher Teil von Durlacher Geschäftsleuten war in Sorge, in diesem Fall viele Kunden an die Karlsruher Konkurrenz zu verlieren.

Trotz der geschilderten Bedenken erhielt der Karlsruher Christian Höck am 13. April 1881 die Baugenehmigung, eine eingleisige Dampfstraßenbahn von Karlsruhe nach Durlach auf dem vorher zum Reiten bestimmten Teil der Pappelallee zu errichten. Zur Finanzierung des Unternehmens gründete man am 14. Mai 1881 eine „Vereinigte Karlsruher,

Mühlburger und Durlacher Pferde- und Dampfbahngesellschaft“, die man mit einem Anfangskapital von 550 000 Mark ausstattete. Die Stadtgemeinde Durlach überließ dabei der Gesellschaft 12 Ar Wiesengelände zur Erstellung eines Aufnahmegebäudes für die zu errichtende Bahn.

Die Bauarbeiten schritten immerhin so rüstig fort, daß seit dem 7. Juli 1881 Probefahrten auf der neuen Strecke unternommen werden konnten. Am Samstag den 16. Juli 1881 veranstaltete man schließlich eine Art Festfahrt mit geladenen Gästen und am folgenden Sonntag eröffnete man den offiziellen Betrieb der Bahn für die Öffentlichkeit. Nach dem aufgestellten Fahrplan ging der erste Zug um 5.30 Uhr von Durlach in Richtung Karlsruhe ab, während in der gleichen Richtung der letzte abends um 10 (22) Uhr Durlach verließ. Von Karlsruhe aus startete die erste Bahn morgens um 6 Uhr und die letzte abends um 9.30 (21.30) Uhr. Der Fahrpreis betrug werktags 10 Pfennige, sonntags dagegen 15 Pfennige. Eine Monatskarte kostete 5 Mark, eine solche für Schüler 3 Mark.

Für die Durlacher Marktfrauen wurde bei dieser Gelegenheit eine besondere Regelung getroffen. In der hierzu erlassenen Verordnung hieß es: „Mit dem Zuge, welcher 5 Uhr 30 Minuten morgens in Durlach abgeht, können Körbe und Marktlasten direkt, ohne umgeladen zu werden, auf den Marktplatz beziehungsweise zur Waldstraße pro Stück zu 10 Pfennigen auf dem Gepäckwagen befördert werden. Gegen Vorzeigen, der an demselben Tage gelösten Gepäckscheine, werden die leeren Körbe mit dem Zug um 11 Uhr 30 Minuten vom ehemaligen Durlacher Tor (aus) gratis wieder mitgenommen.“ Die Folge der neuen lokalen Verkehrsverbindung war, daß das Durlacher Wochenblatt feststellte, am Kirchweihsonntag, den 14. August 1881, seien etwa 8—10 000 Personen mit der Dampfstraßenbahn von Karlsruhe nach Durlach gekommen. Schon damals tauchte auch der Gedanke auf, den Turm-

berg als zusätzliches Reiseziel in das Programm der Karlsruher Besucher aufzunehmen.

Deshalb schrieb im August 1881 ein Einsender an das Durlacher Wochenblatt: „Der Fremdenbesuch wird sich aber unzweifelhaft noch mehr steigern, wenn einmal schönere und bequemere Wege zu unserem netten Turmberg führen. Älteren Personen wird das Besteigen desselben bei den gegenwärtigen Wegverhältnissen nicht wenig erschwert. Möchte unsere löbliche Gemeindebehörde diesem vielgepriesenen Punkte, dem Turmberg, bald ihre Aufmerksamkeit zuwenden, wie sie es — zu ihrem Lobe sei's hier betont — jüngst mit unserem Schloßgarten getan.“ Beeindruckt von dem zunehmenden Verkehr war auch der damalige Durlacher Oberamtmann Leopold Sonntag, der vom Frühjahr 1879 bis zum Herbst 1883 dem Bezirksamt vorstand. In seinem Jahresbericht für das Jahr 1881 an den ihm vorgesetzten Landeskommisär meldete er: „Durch die Errichtung der Dampf-Straßenbahn hat sich der Verkehr zwischen hier und Karlsruhe außerordentlich gehoben und es sind darin die höchsten Erwartungen übertroffen worden. Daß in der Zeit vom 17. Juli 1881 — Eröffnung der Bahn — bis zum Jahresschluß 360 465 Personen — also pro Tag 2150 — befördert werden könnten, und daß in dem ungünstigen Monat Dezember 52 735 Personen diese Bahn benützen würden, hätte man nicht erwartet“. (Anscheinend gab es also damals schon in Karlsruhe einen gewissen Weihnachtsgeschäftsverkehr.)

„Da täglich 66 Züge den Weg zurücklegen“ — fuhr Sonntag fort — „so genügen allerdings wenige Personen für den einzelnen Zug, um obige Summe zu erreichen. Für Durlach und die nächsten Dörfer, insbesondere für Grötzingen, bringt diese Verbindung große Vorteile, nicht allein durch den außerordentlich starken Besuch der Einwohner von Karlsruhe, der besonders den Wirten zu gut kommt, sondern auch durch die Leichtigkeit, alle möglichen Produkte in die



Abfahrt der Dampfstraßenbahn am Durlacher Tor zur Kirchweih nach Durlach 1893 Bild: Stadtarchiv Karlsruhe

Stadt und auf den Wochenmarkt zu schaffen und ebenso Arbeit in der Stadt aufzusuchen und die Bedürfnisse aus demselben (Wochenmarkt) zu beziehen.

Wenn in Folge des letzteren Umstandes manche hiesige Kaufleute klagen, daß ihre Abnehmer jetzt noch mehr als früher aus der Stadt Karlsruhe beziehen, was sie hier in Durlach auch haben könnten, so fällt doch wieder durch die große Steigerung des Verkehrs und den dadurch bewirkten Konsum manches für sie ab; nur wird es notwendig sein, in der Wahl der Artikel diesen Verhältnissen Rechnung zu tragen.

Voraussichtlich wird sich der Verkehr noch steigern, wenn der Betrieb der Bahn und der Zustand der Bahnlinie, die in ihrer Anlage

verfehlt war und viele Verbesserungen erfahren mußte, einmal den Anforderungen entsprechen werden.

Daß trotzdem der Personenverkehr auf der hiesigen Bahnstation nicht in ähnlichem Verhältnis abgenommen hat, beweist die außerordentliche Steigerung dieses Lokalverkehrs im Ganzen. Es wurden immerhin noch ausgegeben 161 261 Billette gegen 197 349 des Vorjahres, also nur 36 088 weniger. Die Einnahmen aus dem Personenverkehr sind von 87 757 auf 77 173 Mark zurückgegangen, somit ein Ausfall von 10 584 Mark. Daß dieser Ausfall auf Rechnung der Straßenbahn gesetzt werden muß, ist zweifellos.“

Von den Verbesserungen der Strecke, die Oberamtmann Sonntag erwähnte, erfahren

wir aus der Samstagsausgabe des Durlacher Wochenblattes vom 29. April 1882, in dem gemeldet wurde: „Gegenwärtig wird der Umbau der Dampfstraßenbahn zwischen hier und Karlsruhe unter der umsichtigen Leitung des Herrn Inspektor Maurer vorgenommen. Die Hohlsschienen werden entfernt und dafür T-Schienen, wie sie dem Zweck entsprechen, eingelegt und auf den Querswellen befestigt.“

Die Dampfstraßenbahn war vor gelegentlichen mutwilligen Behinderungen nicht sicher. So gab die Direktion der Gesellschaft am 18. April 1885 folgendes Inserat in der Presse auf: „300 Mark Belohnung sichern wir Demjenigen zu, der uns die Person oder Personen, die gestern auf der Durlacher Dampfbahnstrecke in ruchloser Weise zwei Schwellen über die Schienen gelegt haben, daß der Zug entgleiste, namhaft macht oder auf die Spur hilft, daß eine gerichtliche Verfolgung möglich ist.“ Auch witterungsbedingte Schwierigkeiten galt es zu überwinden. Einer Pressemeldung können wir entnehmen, daß beispielsweise am 22. Dezember 1886 die Dampfstraßenbahn wegen starken Schneefalls kurzfristig den Betrieb einstellen mußte.

Die neue Bahn bewirkte, daß es in vielen Karlsruher Bevölkerungskreisen üblich geworden war, zur Kirchweihe nach Durlach zu fahren. Das einheimische Wochenblatt berichtete z. B. für die Kirchweihzeit 1887 — es waren 14.—16. August —, daß rund 18 000 Personen von Karlsruhe und Umgebung nach Durlach gekommen und dabei zur Beköstigung der Gäste neben 236 Kilo eingeführten Frischfleisches, 17 Stück Großvieh (Ochsen, Rinder und Farren), 40 Kälber und 3 Schafe geschlachtet worden seien.

Unterdessen zeitigten auch die Bemühungen Erfolg, die Besteigung des Turmbergs zu erleichtern. Neben verschiedenen bekannten Durlacher Bürgern wie Lichtenauer, Eglau und Leußler war es vor allem der Karlsruher Direktor der Dampfstraßenbahn, Schmidt, die sich für die Erstellung einer Drahtseil-

bahn auf den Turmberg einsetzten. Da schon im April 1887 das benötigte Aktienkapital gezeichnet war, konnte man bereits am 16. Juni 1887 den ersten Spatenstich zum Bau der geplanten Bergbahn vornehmen. Um den Betrieb einer festen Regelung zu unterziehen, erließ am 16. Januar 1888 der damalige Durlacher Bürgermeister Steinmetz eine 13 Paragraphen enthaltende Drahtseilbahn-Ordnung.

Inzwischen war der Bau der Bahn soweit fortgeschritten, daß man am 18. April 1888 mit Erfolg 5 Probefahrten vornehmen konnte. Zur Eröffnung der Bergbahn veranstaltete man am 1. Mai 1888 eine Festfahrt für geladene Gäste und übergab am folgenden Tag das neue Verkehrsmittel der Allgemeinheit zur Benützung. Schon am Pfingstsonntag den 18. Mai 1888 ließen sich über 1600 Personen mit der Drahtseilbahn auf den Turmberg befördern.

Studentischer Übermut hätte wenige Jahre nach Inbetriebnahme der Drahtseilbahn fast einen Unfall verursacht. So meldete am Donnerstag den 29. Mai 1890 das Durlacher Wochenblatt: „Das Stiftungsfest des Corps Alemannia in Karlsruhe hätte beinahe zu einer Katastrophe unserer Drahtseilbahn geführt. Abends gegen 7 (19) Uhr, als der Schaffner noch mit der Austeilung der Fahrkarten zu tun hatte, betraten einige Alemannen den dem Publikum verbotenen Perron des Wagens und öffneten die Bremse, worauf der Wagen ohne Schaffner mit Blitzesschnelle den Weg zum oberen Fahrweg durchlief und dort erst durch verstärktes Bremsen von unteren Wagen aus festgehalten wurde. Die Insassen kamen mit dem Schrecken davon; der Fall bedarf aber strenger Untersuchung und Bestrafung der Schuldigen.“

Die zuständigen Herren der Drahtseilbahngesellschaft wollten um 1891 auf dem Turm des Turmbergs einen elektrischen Aufzug und auf demselben eine „Camera obscura“ einrichten lassen, was jedoch in dieser Form

nicht verwirklicht werden konnte. Vor dem Ersten Weltkrieg wandelte man die Gesellschaft der Bergbahn in eine Aktiengesellschaft um, wobei die Stadt Karlsruhe 51% der Aktien übernahm und die Bergbahn dem Straßenbahnamt unterordnete.

Unterdessen erwies sich die Notwendigkeit, die Dampfstraßenbahn Karlsruhe—Durlach auf elektrischen Betrieb umzustellen. Aus diesem Grunde gab am 4. Juni 1899 der Durlacher Bürgerausschuß seine Zustimmung, der Straßenbahngesellschaft zur Verbreiterung des Bahnkörpers Gelände abzutreten. Die Elektrifizierung der Strecke im folgenden Jahr bewirkte eine weitere Zunahme der Besucher in Durlach. Das einheimische Wochenblatt konnte so verkünden, daß am Kirchweihsonntag den 12. August 1900 die elektrische Straßenbahn kaum im Stande gewesen sei, die Beförderung der Karlsruher Gäste zu bewältigen.

Gelegentlichen Wünschen Durlacher Berufstätiger suchte man nach Möglichkeit entgegenzukommen. Während zum Beispiel im Herbst 1903 ein morgens um 6.40 Uhr abgehender Arbeiterzug mit 6 Anhängerwagen von Durlach bis zum Durlacher Tor fuhr, wo die Arbeiter dann nochmals am Marktplatz in Richtung Mühlburger Tor umsteigen mußten, wurde auf eingehende Beschwerden hin im Dezember 1903 ein durchgehender Zug bis zum Mühlburger Tor eingeführt.

Auch damals stieß die Erhöhung von Straßenbahngebühren schon auf den Widerstand der Betroffenen. Deshalb schrieb am 11. Januar 1908 ein Leser dem Durlacher Wochenblatt: „Bereits haben wir in Erfahrung gebracht, eine große Anzahl hiesiger Interessenten haben zur Selbsthilfe gegriffen und fahren mit der billigeren Staatsbahn und haben dabei noch das Angenehme, daß sie die Fahrzeit in einem geheizten Raum zubringen können. Es bedeutet dem hiesigen Publikum gegenüber von seiten der Verwaltung der Straßenbahn auch kein Entgegenkommen, daß es mit erhöhtem Fahrpreis dazu noch in einem fürchterlich kalten Wagen hin- und

herfahren muß. Der einzige Weg zur Besserung dürfte in der bereits erwähnten Selbsthilfe liegen. Die Strecke Karlsruhe—Durlach rentiert sich werktags hauptsächlich durch die Durlacher Abonenten.“

Auch die sanitären Einrichtungen der Straßenbahn, wie sie bis zur Eröffnung des neuen Durlacher Bahnhofs am 9. Dezember 1911 bestanden, erfuhren die Kritik mancher Fahrgäste. So beklagte sich am 15. Juni 1910 ein Einsender im Durlacher Lokalblatt: „Daß bis zur Regelung der Bahnhofsverhältnisse die Passagiere der elektrischen Bahn sich provisorisch als Warteraum mit einer primitiven Wellblechhütte begnügen müssen, ist nach Lage der Verhältnisse zu entschuldigen; jedoch wird das Fehlen eines Aborts sehr oft unangenehm empfunden, nicht allein von den Reisenden, sondern auch wie es scheint, vom bedienenden Personal selbst, das häufig sich hinter die Hütte flüchtet und von der Nachbarschaft sowie den Passanten der Zufahrtsstraße zum neuen Bahnhof beobachtet, Verrichtungen erfüllen muß, welche gewöhnlich im geschlossenen Raum erfüllt werden.“

Damals bewegte die Debatte, ob es zweckmäßig sei, die Straßenbahn bis zum Fuße des Turmbergs zu verlängern, die Durlacher Gemüter. Bürgermeister Dr. Reichardt erklärte deshalb am 7. April 1911 vor dem Bürgerausschuß: „Die Durchführung der Elektrischen wird in den hiesigen Bevölkerungskreisen mit gemischten Gefühlen betrachtet; viele meinen Durlach werde dadurch in eine noch größere Abhängigkeit von Karlsruhe geraten, andere glauben die Entwicklung der Stadt werde sich dadurch heben. Jedenfalls darf man der Entwicklung dieser Verhältnisse nicht in die Zügel fallen und Durlach muß in eigenem Interesse suchen, sich möglichst eng mit der Großstadt Karlsruhe zu verbinden.“

Nach Inbetriebnahme des neuen Karlsruher Hauptbahnhofs am 22. Oktober 1913 entstand verkehrstechnisch an der Einsteigestelle am Durlacher Bahnhof eine Situation,

wie sie erst in jüngerer Zeit durch die Zunahme des Autoverkehrs eine Milderung erfahren hat. Über die neue Verkehrslage berichtet bereits am 6. November 1913 das Durlacher Wochenblatt: „Seit der Eröffnung des neuen Karlsruher Hauptbahnhofs hat der Verkehr an den Durlacher Staatsbahnhof eine erhebliche Steigerung erfahren. Nach Ankunft der Züge aus dem Unterland, von Eppingen und Pforzheim, sieht man häufig ganze Scharen Reisender aus dem Durlacher Bahnhof quellen und in langem Zuge nach dem Einsteigeplatz der elektrischen Straßenbahn pilgern, wo die zur Abfahrt zur bereitstehenden Wagen (als es noch Endstation war) öfters für den Ansturm nicht genügen. Die Reisenden rechnen damit — und zwar mit Recht — auf diesem Wege rascher und billiger nach den östlichen und inneren Stadtteilen von Karlsruhe zu gelangen, als auf dem Umweg über den weit nach Süden hinausgeschobenen Hauptbahnhof. Umgekehrt kann man beobachten, daß viele mit der Straßenbahn an der Haltestelle Durlach ankommenden Personen sich links zum Durlacher Bahnhof wenden, um von da weiter zu reisen. So ist seit Einführung des neuen Karlsruher Bahnhofs der Verkehr am Durlacher Bahnhof an Werktagen gegenüber früher durchschnittlich noch einmal so stark, an den beiden letzten Sonntagen sogar dreimal so groß gewesen. Dadurch ist der nur 1,5 km von der gegenwärtigen Peripherie von Karlsruhe gelegene (Durlacher) Bahnhof zugleich ein weiterer Bahnhof der Residenz geworden. Daß infolge dieser Entwicklung die Straßenbahnstrecke sich noch mehr rentieren wird, wie seither, erhellt ohne weiteres. Ein Mißstand tritt dabei allerdings scharf in Erscheinung, daß die Straßenbahnhaltestelle vom Durlacher Bahnhofsgebäude recht weit entfernt liegt.“

Die in der Zwischenzeit beschlossene Verlängerung der elektrischen Straßenbahn durch Durlach bis zur Endstation am Fuße des Turmbergs verzögerte sich dadurch, daß die Kostenfrage für die Kreuzung der Schie-

nen mit dem — auch nach Aufhebung des alten Durlacher Bahnhofs noch dort befindlichen — Industriegleis einer Klärung bedurfte. Die Städte Karlsruhe und Durlach, sowie die Bahnverwaltung wurden hierbei für die Finanzierung in Erwägung gezogen. Auf verschiedene Klagen aus der Bevölkerung erklärte der Durlacher Bürgermeister Dr. Reichardt am 20. Dezember 1913 dem Bürgerausschuß, das Industriegleis gehöre der Bahnverwaltung. Die Kreuzung der Schienen müsse man mit einem sogenannten Klettergleisstück überwinden, doch das sei Aufgabe der Stadt Karlsruhe.

Ein Leser des Wochenblattes, dem die ganze Sache zu lang ging, schrieb deshalb am 31. Dezember 1913 in der letzten Zeitungsausgabe des Jahres: „In dem Vertrag über die Fortführung der elektrischen Straßenbahn durch Durlach hat die Stadt Karlsruhe ausdrücklich sich verpflichtet, die neue Strecke bis längstens 1. Januar 1914 in Betrieb zu setzen. Was gedenkt nun die hiesige Stadtverwaltung, die nach ihrer letzten Erklärung in Karlsruher Blättern an der Verschleppung der Angelegenheit keinerlei Schuld trägt, zu tun, um die Stadt Karlsruhe zur Erfüllung ihrer vertraglichen Verpflichtung anzuhalten? Oder soll die Durlacher Einwohnerschaft als Leidtragende ruhig zusehen und weiter ihren Weg durch den knöcheltiefen Schmutz an der vielumstrittenen Bahnübergangsstelle zum jetzigen Einsteigeplatz zu suchen, bis es dem Sparsamkeitssystem der Karlsruher Stadtverwaltung gefällt, vielleicht im Frühjahrssonnenschein, wenn es am wenigsten notwendig ist, ihre Wagen durch die Hauptstraße von Durlach pendeln zu lassen.“

Ein Sprecher der Bahnverwaltung, die sich ebenfalls angesprochen fühlte, verkündete am 5. Januar 1914: „Sollte mit der Zeit der Verkehr sich so steigern, daß die Kreuzung der Industriebahn mit der Elektrischen zu Unzuträglichkeiten führt, so kann immer noch der Anschluß an den Personenbahnhof erstellt werden. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß sich mit der Zeit auf dem Gelände

nördlich der Stadt das Bedürfnis nach weiteren Industriegleisanschlüssen einstellt, wodurch eine Verlängerung nach Norden nötig und dadurch der Anschluß an den Personenbahnhof leicht ausführbar ist, so daß der jetzige Bahnübergang an der Hauptstraße beseitigt werden kann.“ Dieser Vorschlag wurde übrigens erst nach dem Zweiten Weltkrieg verwirklicht.

Diese Beanstandungen zeigten allerdings bald ihre Wirkung. Das Durlacher Wochenblatt, erfreut über den Fortgang der Bahnarbeiten, tat dies seinen Lesern mit folgender Kurzmeldung am 19. Februar 1914 kund: „Hurra! Der lang ersehnte Augenblick ist endlich zur Wirklichkeit geworden — seit heute früh 8.30 Uhr finden auf der „Elektrischen“ durch die hiesige Stadt Probefahrten statt.“

Als in der Durlacher Bürgerausschußsitzung vom Montag den 23. Februar 1914 wegen des schlechten Zustandes der Durlacher Straßen, denen Kanalisationsarbeiten bevorstanden, Bedenken auftauchten, entgegnete Bürgermeister Dr. Reichardt: „Ob die Hauptstraße durch Verlegung des großen Fuhr-

werkverkehrs auch im Interesse eines gefahrlosen Verkehrs der Elektrischen entlastet werden müsse, das werde die Praxis zeigen und lehren. Das Geräusch empfinde auch er selbst für seine Person, da er in seinem Büro bei der Arbeit oft sehr gestört sei, als große Belästigung. Allein gegen die Macht der Tatsachen sei eben schwer anzukämpfen.“ Das Problem dieses Durchgangverkehrs in Durlach ist trotz vieler entsprechender Maßnahmen bis heute noch nicht zur vollen Zufriedenheit gelöst.

Am Sonntag den 1. März 1914 wurde schließlich der reguläre Verkehr der elektrischen Straßenbahn bis zur heutigen Endstation aufgenommen. Um Unfällen vorzubeugen, ließ das Durlacher Bürgermeisteramt am 9. März 1914 bekanntgeben: „Insbesondere ist es zu beachten, daß es verboten ist, auf die in der Fahrt befindlichen Straßenbahnwagen auf- und abzuspringen, neben oder hinter den Wagen herzuspringen und beim Einbiegen in eine andere Straße und beim Passieren von Straßenkreuzungen rasch zu fahren.“

*D Zit bringt des,
wu mir drüs mache!*

Karl Kurrus

Der Bruchsaler Hofbildhauer Joachim Günther (1720—1789) als Stukkateur

Karin Jäckel, Limburgerhof

Es würde zu weit von unserem Thema abführen, an dieser Stelle auf spezielle Herstellungs- und Verarbeitungsarten des Stuckmörtels einzugehen, dessen sich Joachim Günther in kleineren und größeren Zeitintervallen während seines ganzen Lebens bediente, um die unter seinen Landes- und Dienstherren Franz-Christoph von Hutten bzw. Damian August Phillip Karl von Limburg-Stirum entstandenen Pracht- oder Nutzbauten auszuführen. Es mag uns statt dessen genügen, daß man allgemein als Stuck eine Gipsart bezeichnet, die durch Erhitzen auf eine bestimmte Temperatur entsteht¹⁾. Aus ihr lassen sich verschiedene Gebilde herstellen, die sowohl Reliefcharakter haben können, als auch zu Großplastiken zu verarbeiten sind. Letztere sind für uns im Sinne unserer Themenstellung irrelevant, da wir uns nur mit dem als Prototyp des Stucks zu verstehenden Reliefrantrag an Wänden, Decken oder Gewölben befassen wollen.

Von den zahlreichen Aufträgen zu Stuckantträgen, die Joachim Günther im Laufe seiner Tätigkeit in und um Bruchsal erhielt, blieben insgesamt nur drei Räume sowie ein kleiner Treppenaufgang erhalten, und auch dies nur dank einer Restaurierung, die wegen ihres Ausmaßes fast als Kopie anzusehen ist²⁾. Bei diesen Räumen handelt es sich um:

1. zwei zusammengehörige Räume einer kleinen Badesuite im ehemaligen Lustschloßchen Kislau nahe Bruchsal (heute Strafvollzugsanstalt)

2. den heute wieder bei Kammerkonzerten benutzten Musiksaal im Kammerflügel des Bruchsaler Residenzschlosses

3. die dortige Stiegedecke des Verbindungsbaus zwischen Corps de Logis und Kirchenflügel.

Kislau

Erste Nachrichten über Kislau datieren aus dem späten 11. Jahrhundert. Aus dieser Zeit ist uns der Name Kisilowe überkommen³⁾, der maßgeblich wurde für die Benennung des Schlosses. Bereits ab 1116 wird ein Kislauer Burgadel erwähnt, der bis um 1250 auf seinem Stammsitz lebte, dann jedoch ausstarb. 1272 verschenkte König Wilhelm den Besitz an den Speyerer Bischof Heinrich II. von Leiningen. In der Folgezeit blieb Kislau in Speyerer Besitz, doch hielt nur der meterdicke Bergfried den Kriegswirren und Angriffen der Franzosen im 17. Jahrhundert stand. Ab etwa 1721 wurde auf den Ruinen der alten Burg wieder gebaut. In diesem Jahr führte der Zimmermann Mathes Schuster den Bau einer Scheune hoch. 1722 arbeitete man am Bergfried, 1723 bereits an einem neuen Gebäudeflügel. 1724 wurde der Bruchsaler Baumeister Michael Ludwig Rohrer beauftragt, weitere Bauten zu erstellen. Nach 1724 wurde die Bauleitung an Johann Georg Stahl übertragen. Unter seiner Aufsicht schritt der Bau so rasch voran, daß im Frühjahr 1726 der Hauptbau des Schlosses mit seinen beiden Stockwerken ausgemauert war. 1729 erging ein Brief an Balthasar Neumann, in dem Fürstbischof Damian Hugo von Schönborn ihm mitteilte, daß er hoffe, in vier Jahren den Turm des Kislauer Schlosses umbaut zu haben. Zu dieser jähren Wiederbelebung Kislaus war es gekommen, weil

Schönborn, der seit 1716 Bischof in Speyer und damit Besitzer der Ruine war, sich mit seinen Speyerern nicht vertragen konnte. Wegen ständiger „Händel“ und Unstimmigkeiten mit ihnen, begann er, sich nach einem Wohnsitz außerhalb umzusehen⁴⁾). Durch einen Wohnungswechsel würde Speyer zwar Bischofsstadt bleiben, aber nicht Residenzstadt sein, an Ansehen und Handelsbeziehungen verlieren und so angemessen für seine Widerspenstigkeit bestraft sein. Der bis dahin unbedeutende Ort Bruchsal entsprach dem Geschmack des Bischofs so sehr, daß er sich entschloß, ab 1820 dort seine Residenz zu errichten. Das nahe gelegene Kislau sollte ihm zur Erholung dienen. Die schwefelhaltigen Quellen in seiner nächsten Umgebung schienen Schönborn bestens geeignet, seine von Staatsgeschäften geschwächte Gesundheit zu fördern, ohne daß dazu ein teurer Aufenthalt in einem auswärtigen Bad nötig wurde. Schönborn war, dem Geist seiner Zeit und zugleich dem seiner Familie entsprechend, von Baugedanken sehr angetan. Darüber hinaus aber war er ein äußerst sparsamer Mann. Die alte Ruine der Wasserburg Kislau mit ihrem mächtigen Turm entsprach vollkommen seiner vorsichtigen Kalkulationsweise. Immerhin ließ sich der Turm mit einigem guten Willen und Ideen sehr gut weiterverwenden und schmälerte so die Kosten des Neubaus ganz erheblich. Vielleicht bewog ihn auch ein pietätvolles Erinnern an die Generationen Speyerer Bischöfe, die Kislau vor ihm besessen hatten, die zeitgemäß moderne Anlage seines Schloßchens in die Trümmer der alten zu setzen. Wir sehen heute das Einbeziehen der Bruchfragmente in den Schloßneubau als eine reife Leistung früher Denkmalpflege.

Der quadratische Bergfried mit seinen meterdicken Wänden wurde zum Baukern des neuen Schlosses. Seiner Nordwand lagerte man eine breite, mehrstiegeige Treppe als Haupteingang vor. West-, Süd- und Ostwand wurden innen mit je einer flachen konkaven Nische versehen, in deren Scheitel-

punkt je eine Tür öffnete. Im Zentrum des als Treppenhaus fungierenden Bergfrieds baute der Steinhauermeister Nikolas Hofer 1740 eine schlichte steinerne Wendeltreppe ein, die die mehrstöckige Anlage miteinander verband. Vom Treppenhaus führte jede der drei Türen in einen angrenzenden Gang und von da aus wieder in die rund um den Turm angeordneten Wohnräume. Der Grundrißzeichnung entnimmt man, daß der Hauptbau des Schlosses im Grunde nur eine ganz symmetrische Anlagerung ist an den Kern, d. h. den Bergfried. Zusätzlich zum Hauptteil des Schlosses wurde muschelähnlich ein Ehrenhof mit zwei deckungsgleichen Bassins angelegt. Seitlich des Ehrenhofes und längs eines zweiten, dem ersten vorgelagerten Hofes, entstanden nach und nach verschiedene andere Bauten. 1762, also schon unter Franz Christoph von Hutten, der die Nachfolge Schönborns angetreten hatte, errichtete sein Baumeister Leonhardt Stahl ein großes Amtshaus, welches noch 1767 im Bau war. 1769 erfolgte in der Verlängerung des Amtshauses der Bau eines langen Pferdestalles. Wieder andere Gebäude waren geplant, gelangten aber nicht mehr zur Ausführung. Die gesamte Schloßanlage wurde von Graben und Mauer umzogen und konnte nur über eine Zugbrücke erreicht werden. Sie gaben dem Schloßchen, der alten Tradition gehorchend, den Anschein einer Wasserburg. Ab 1760 etwa wurde auf Anordnung von Hutten endlich auch mit der Innenausstattung des Kislauer Schlosses fortgeschritten⁵⁾), welche uns leider nur in wenigen Resten erhalten blieb. Schon im 18. und dann auch im 19. Jahrhundert war die Anlage vom Verfall bedroht⁶⁾). Anfang des 19. Jahrhunderts kam Kislau an Baden und wurde als Amtssitz verwendet. Ab 1813—16 diente es als Militärkrankenhaus, 1819 als Kaserne, bis 1864 als Gefängnis. Danach wurde bis 1882 eine Korsettfabrik darin heimisch. 1882 erwarb der Staat das Gebäude zurück und richtete ein polizeiliches Arbeitshaus darin ein. Heute befindet sich eine Zweigstelle der Strafanstalt

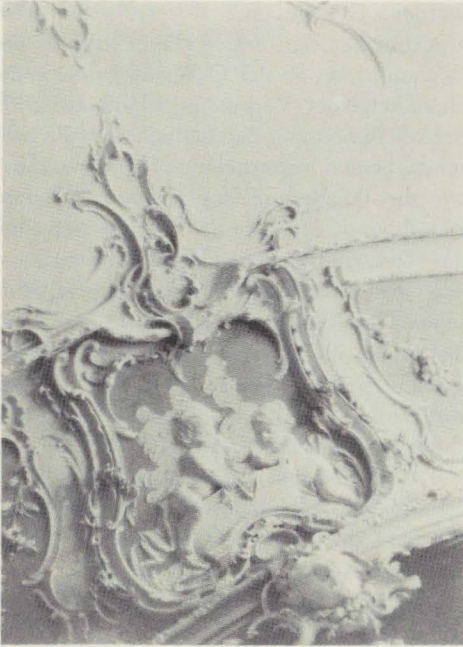
Bruchsal in der ehemaligen Anlage des als Lustschloß gedachten Baus.

Im Laufe seines wechselhaften Schicksals verwehrte Kislau völlig. Stuckanträge, Gemälde, Tapeten faulten von den Wänden, wurden mutwillig zerstört oder dick übermalt. Die einzelnen Wohnräume erfuhren bauliche Veränderungen, da man sie den neuen Gegebenheiten anzupassen suchte. Erst 1961 machte sich das Staatliche Hochbauamt Bruchsal verdient um die Anlage, indem auf seine Veranlassung hin im Innern des ehemaligen Hauptschlusses zwei Zimmer restauriert wurden. Eben die Badesuite, deren Stuckverzierung Joachim Günthers Meisterwerk ist.

Wie schon sein Vorgänger Schönborn, gedachte auch von Hutten die schwefelhaltigen Quellen seines neuen Schloßchens für seine Gesundheit zu nutzen und ließ sich zwischen 1760 und 1770 in Kislau eine komfortable Badesuite errichten. Eine Badesuite, die aus einem Ruhekabinett und einer Badestube bestand, deren räumliche Einheit außer Zweifel steht. Beide Räume liegen im Ostflügel des ehemaligen Schlosses. Das Schlafkabinett befindet sich in der äußersten S-O-Ecke des Flügels, das Bad fügt sich in nördlicher Richtung an. Eine Verbindungstür schließt beide Räume zu einer Einheit zusammen, deren Eindruck noch verstärkt wird durch die Tatsache, daß keiner der beiden Räume zu einem dritten öffnet und beide nur über einen Gang von außen betreten werden können. Das Eckzimmer, das Schlafkabinett, erstreckt sich über eine Länge von 5,42 m und eine Breite von 3,89 m. Zusätzlich zur Raumbreite kommt noch ein in die W-Wand eingelagerter Alkoven hinzu, der mit seinen abgerundeten Ecken eine Ovalnische von 3,02 m auf 1,40 m füllt. Südlich des Alkovens führt eine Tür auf den hinter Bad und Schlafkabinett verlaufenden Gang, nördlich befindet sich eine halbrunde Ofennische für einen heute fehlenden Kanonenofen. Ein großer Kamin ist dahinter in die Wand eingelassen und kann vom Gang her befeuert

werden. Der gesamte Rechteckraum wird von drei Fenstern erhellt. Eines liegt an der S-Wand, zwei an der O-Wand. In der östlichen Ecke der Verbindungswand zwischen Schlafkabinett und Bad befindet sich die zwischen beiden vermittelnde Tür. Betrachten wir die Gliederung des Raumes in seiner Wand- und Deckenzone, so zeigt sich, daß das Konstruktionschema bestimmt wird von einer Rückwendung zum klassisch-französischen Geschmack des frühen 18. Jahrhunderts, wie ihn in Frankreich etwa Charles Etienne Briseux (1660—1754), Germain de Boffrand (1667—1754), oder auch Robert de Cotte (1656—1735) und in Deutschland beispielsweise Joseph Effner (1687—1754) als Münchner Hofbaumeister vertreten haben. An diese Gliederung des Wandraumes in:

- zuunterst eine getäfelte Sockelzone
 - darüber eine bespannte, ansonsten freie Wandfläche
 - darüber eine, von zwei Profilstäben eingefasste Hohlkehle, deren Schwung durch Stuckanträge aufgelockert wird,
- schließt sich die Aufteilung des Deckenbereiches mit insgesamt acht Kartuschen, innerhalb deren Rocaille unterschiedliche Binnenmotive ausgeführt wurden. So haben wir 4 Eckkartuschen mit Darstellungen spielender Kinder, 2 Kartuschen mit Früchschalen an beiden Schmalseiten des Raumes und 2 weitere Kartuschen mit Kinderdarstellungen an den Längsseiten. Früh schon vollzog Günther in der Art seines Stuckantrags den Wechsel von Rokoko zu Klassizismus, dessen frühe Phase in Deutschland von Frankreich her bestimmt wurde. Vereinzelung der Ornamenteile und Symmetrie als harmonisches Grundgesetz treten an die Stelle wild wuchernder Motive, die sich gleichermaßen über Wände und Decke zogen und die in ihrer Beliebtheit, namentlich im süddeutschen Raum, zurückgingen auf François Cuvilliers (1695—1768). Schon die partnerschaftliche Anordnung der einzelnen Dekorelemente, bei der jede Form ihr gegenüberliegendes, genau entsprechendes Pendant findet, bei



Kislau Schloß. Bad. Zustand n. d. Rest.

Foto: Verfasserin

der zudem die Abfolge der einzelnen Dekor-
teile einem gleichbleibenden Rhythmus folgt,
paßt sich ein in das neue tektonische Den-
ken, dessen Vorliebe für Symmetrie und
Schlichtheit hier in einer großartigen Verbin-
dung von Stilelementen des verspielt-grazi-
ösen Rokoko mit denen des zurückhaltend
linearen Frühklassizismus verwirklicht
wurde. Elegante Schwünge, zart bewegtes
naturalistisches Detail, und vor allem die
kleinen Genreszenen der Kindergruppen in-
nerhalb der Kartuschenfelder kennzeichnen
in der kunstvollen Art des ausklingenden Ro-
koko den Stil Günthers in seinem Kislauer
Werk.

Diese Genreszenen verdienen es, in ihrer
Symbolhaltigkeit und Liebenswürdigkeit, ge-
nauer betrachtet zu werden. Putten mit und
ohne Flügelchen führen dem Betrachter aus-
schnittsweise verschiedene Alltagsbeschäfti-
gungen vor, die sich bei näherem Hinsehen,

dem Alltag zum Trotz, als stark symbol-
trächtig erweisen. Fast versteckt im unteren
Aufschwung der Hohlkehle lagern naturalis-
tisch-bildhafte Landschaftsfetzen auf, über
und in denen etwas geschieht, was sie aus
dem nur Dekorativen heraushebt. Die Mit-
telfelder der einzelnen Kartuschen beherber-
gen sowohl Allegorien der vier Jahreszeiten,
als auch der vier Elemente. Die Putten, bzw.
Kinder, leben uns die Jahreszeiten vor, wäh-
rend die ihnen beigegebenen naturalistischen
Motive die Elemente symbolisieren. Noch-
mals aufgegriffen und in einem umfassende-
ren Bildzusammenhang näher erläutert wer-
den letztere durch die im Rocailleornament
fast erdrückten Landschaftsausschnitte. So
verkörpern im unteren Krümmungsbogen
der Hohlkehle in der S-O-Ecke des Schlaf-
kabinetts dicke Wolkenformationen den
Machtbereich der Windgötter, der Luft also.
Sie scheinen sich hochgeschoben zu haben
bis in das Innenfeld der Kartusche, um zwei
Putten zu tragen. Die vordere der beiden ba-
byhaft gerundeten Kindergestalten schwebt,
zu einem schwerelosen Bogen zusammenge-
zogen, mit fliegendem Haar und Lenden-
schürzchen ins Blickfeld. Mit beiden Händen
trägt das Kind sehr achtsam eine offenbar
gefüllte, leicht überschwappende Trinkfla-
sche vor sich her. Das Köpfchen hat es leicht
zur Seite geneigt und scheint so in lebhaftem
Gespräch begriffen zu sein mit einem hinter
ihm hervorlugenden Flügelköpfchen, dessen
Blick an der Fläche hängt, während es mit
weit gebreiteten Flügelstummeln dem vor-
auseilenden Kameraden nachstrebt. Das Be-
dürfnis der Kinder nach einem kühlen
Schluck in der brütenden Hitze des Sommers
wird uns sehr anschaulich und unmißver-
ständlich vor Augen geführt. In der anschlie-
ßenden Szene aus der Kartusche in der S-W-
Ecke des Schlafkabinetts, also auf der nämli-
chen S-Wand wie die soeben betrachtete
Sommer-Luft-Gruppe, begegnen wir den
beiden Kindern wieder. Das ganzfigurige
lummelt auf einem Lager aus Steinen und
Stroh. Seine Trinkflasche lehnt es unge-

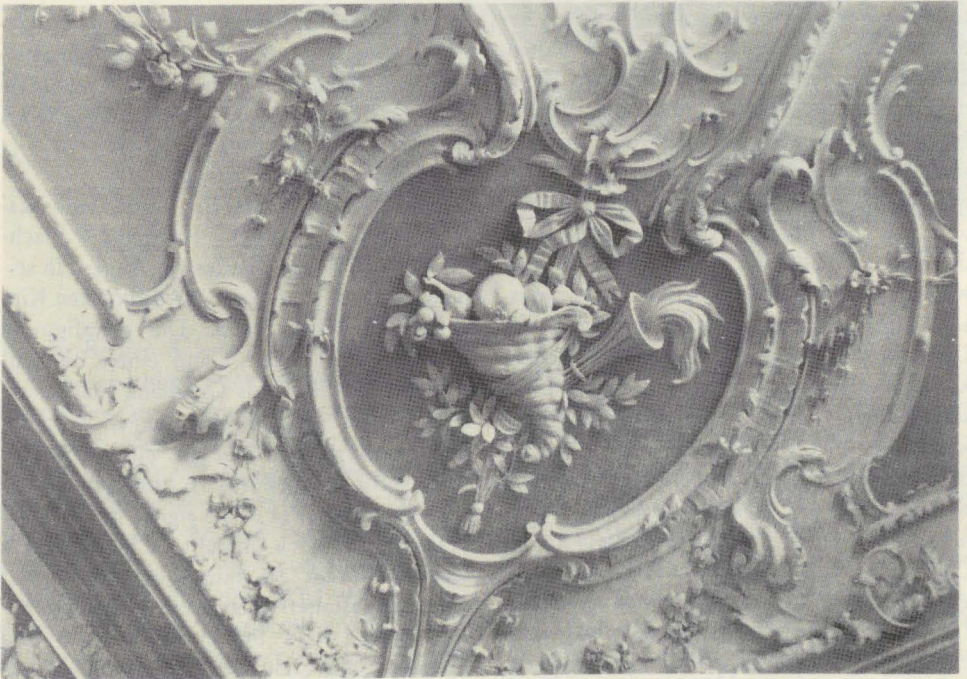
schickt an Knie und Steine. Es hat offenbar schon tief in die Flasche geschaut und bietet nun mit weit ausholender Armbewegung dem im Sturzflug herbeieilenden Flügelköpfchen auch ein Glas an. Im unteren Bogen der Hohlkehle sehen wir eine Wiederholung der Erdmotive, die wir in Form von Steinen und Stroh schon als Lagerstatt des Kindes bemerkt hatten. Sommer und Herbst bieten sich somit als Bilderfolge an. Die Szene, in der eine volle Flasche getragen und zum Gegenstand des Interesses wird, findet ihre Fortsetzung durch die, in welcher eben diese Flasche genüßlich und zum allseitigen Vergnügen geleert wird. Auf der N-Wand des Schlafkabinetts werden die Allegorien der Gruppen Feuer — Winter und Wasser — Frühling vereint. Beiden Kartuschenmittelfeldern gemeinsam ist sowohl die Darstellung nur mehr eines Kindes, ohne die Assistenz

des Flügelköpfchens der S-Wand, als auch das Wasser, welches in der Winter-Gruppe benötigt wurde, um ein langärmliches Hemd zu waschen, und in der Frühling-Gruppe, um den Frühling als Lebensspender zu bezeugen. Es ist unverkennbar, daß Günther in dieser Anordnung zwei großen Leitlinien folgte.

Erstens dem Gedanken, die einzelnen Jahreszeiten einander aus Gründen der Temperatungleichheiten zuzuordnen und ihnen zweitens darüber hinaus Elemente beizugeben, die aus der jeweiligen Jahreszeit erklärbar sind. Sommer und Luft lassen sich als Einheit denken, da die Hitze der Jahreszeit die kühle Erfrischung eines Luftzuges dankbar begrüßen läßt. Herbst und Erde gehören zusammen, weil die in der herbstlichen Erntezeit eingebrachten Früchte dem Schoß der Erde abgerungen werden. Winter und Feuer sind ohne einander kaum vorstellbar, wenn man

Schloß Kislau, Bad, Winter/Feuer, Zustand n. d. Rest.

Foto: Verfasserin



in der Gedankenwelt der Europäer verhaftet ist. Frühling und Wasser schließlich werfen beide den Gedanken an Bewegung und Lebendigkeit auf. Wenn die Bäche nach der langen Froststarre des Winters wieder rauschen, ist der Frühling nahe. Ohne Wasser gibt es kein Leben, keinen Frühling, der in unseren Vorstellungen stets identisch ist mit einem Lebensbeginn. Doch sogar die geographische Lage des Schlosses wurde von Günther einbezogen in den Kreislauf der Anordnung seiner Doppelgruppen. Herbst und Sommer nämlich, als die beiden einander von Monatszahl und Temperatur entsprechenden Jahreszeiten, wurden gemeinsam an die S-Seite des Schlafkabinetts angetragen. Winter und Frühling, denen die kalte Jahreszeit entspricht, wurden folgerichtig auf der N-Wand abgebildet.

Ein Zusammenschluß beider Wände gelingt, wenn man das flüssige Element zum Zentralmotiv erklärt. Es wird im Frühling an der Quelle geholt, im Sommer und im Herbst gleichermaßen geschätzt in der Gestalt von Wein oder einem anderen Erfrischungsgetränk. Im Winter wird es zum Waschen benötigt, um die Kleidung sauber zu halten. Der Wasserkreislauf wurde auf diese Weise übertragen auf den gesamten Kreislauf der Natur und das Zusammenspiel ihrer verschiedenen Kräfte. Zugleich aber fand Günther in der Betonung des Wasserelementes auch die verbindende Kraft zur Badestube, die dem Schlafkabinett zugehörig ist. Ehe wir uns nun der Badestube zuwenden, müssen wir noch den Rocaillekartuschen der Längswände unsere Aufmerksamkeit schenken. Zwar stehen sie in keinem direkten Zusammenhang mit der Sinnggebung der Eckkartuschen, wohl aber haben sie sinnbildhafte Bedeutung im Hinblick auf den Bewohner und die Funktion des Schlafkabinetts. So sehen wir im Kartuschenfeld an der O-Wand, zwischen den Fenstern, genau gegenüber dem Alkoven, zwei ruhende Kinder. Das eine der beiden liegt in lässig-bequemer Haltung auf einem Kissen- und deckenverse-

henen Ruhelager. Es stützt sich mit dem linken Unterarm ein wenig ab und schaut schläfrig, aber interessiert auf eine Schreibtabelle, die ihm von einem anderen, hinter ihm stehenden Kind gereicht wird. Beide Kinder halten die Tafel, die als Gegenstand des beiderseitigen Interesses als Bindeglied fungiert. Das hintere Kind deutet mit dem Zeigefinger auf eine bestimmte Stelle der Tafel, wobei es den liegenden Kameraden fragend und antwortheischend ansieht. Eine Szene freundschaftlicher Diskussion in der ungezwungenen Atmosphäre häuslicher Geborgenheit steht uns vor Augen. Das Kartuschenfeld an der W-Wand, über dem Alkoven also, ist ganz ähnlich konzipiert. In ihm schlafen beide Kinder auf einem Bett aus tuchüberzogenem Stroh. Hinter ihnen ragt ein krummer Nadelbaum hoch, an dessen Stamm das vordere Kind den müden Kopf lehnt. In den Zentralmotiven der Längswandkartuschen ist mithin ausgestaltet, was sich im Schlafkabinett abspielt. Hier wird im Alkoven sanft geschlafen, an den Fenstern gelesen; und das zu allen Zeiten, rund um das ganze Jahr, immer in derselben häuslich-heimischen Umgebung. So ist das Leben des Schlafkabinettsbewohners einbezogen in die fortlaufende Linie des Gestaltungsgedankens, in das Geschehen innerhalb der Eckkartuschen.

Kreismotiv und Kette, also fortlaufende Linie, haben wir auch im Spiegel der Flachdecke des Schlafkabinetts vor Augen. In seinem Zentrum treffen wir die trinkfesten Kinder der S-Wand wieder. Das ganzfigurige hält in seiner linken Hand einen Blumenstrauß zum Gruß, als Geschenk empor, einem fiktiven Empfänger entgegen. Mit der rechten Hand bezieht es in einer brüderlichen Geste das schüchtern zurückbleibende Flügelköpfchen mit in die eigene anbietende Haltung ein. Noch einmal wird hier in einem letzten Auftakt zusammengenommen, was an einzelgestalterischen Elementen aufgebaut worden war. Putten, die Person und Handlung des Schlafkabinettsbewohners so-



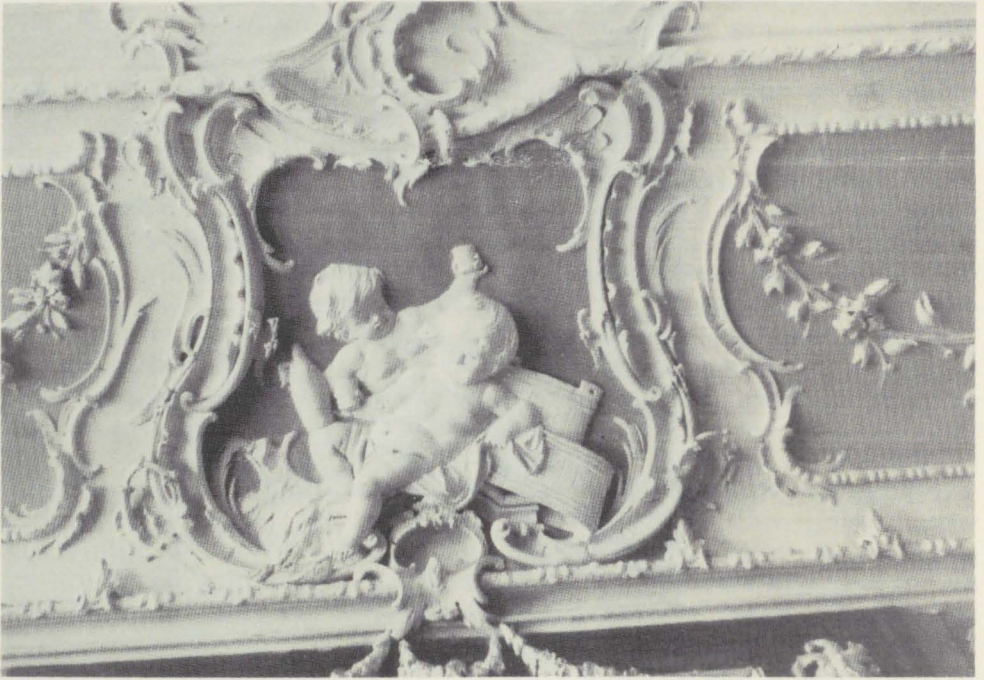
Kislau Schloß, Bad, Herbst/Wasser, Zustand n. d. Rest.

Foto: Verfasserin

wie der Reigen vieler Rocailleformen gipfeln in einer abschließenden Wiederholung des Harmonie- und Symmetriegedankens, der sich durch jedes Detail zieht.

Aus verschiedenen Unterlagen, die sich über die Ausstattung der Badestube von Huttners auffinden ließen, können wir genaue Rückschlüsse ziehen auf die Entstehungszeit des Stuckantrags. Im Jahre 1768 wurden für diese Badestube Trumeaux angeschafft⁷⁾, also noch an der Wandverkleidung gearbeitet, die aus verschiedenfarbigen Stuckmar-

morplatten besteht und aus großen Spiegelflächen, den genannten Trumeaux. Es ist als sicher anzunehmen, daß diese Spiegel erst nach der Beendigung der Stuckarbeiten eingepaßt wurden, da die empfindlichen Gläser während der Antragsarbeiten, die Gerüste und Leitern erforderten, leicht hätten beschädigt werden können. Wir müssen den Stuck also auf etwa 1767 oder 1768 datieren. Die räumliche Zusammengehörigkeit des Schlafkabinetts und der Badestube betonte Günther auch in der Maßeinheit der Gesamt-



Bad im Schloß Kislau. Zustand nach der Restaurierung

Foto: Verfasserin

suite. Die Breite des Bades beträgt 5,29 m — das ist genau die Breite des Schlafkabinetts zuzüglich der Alkoventiefe; seine Länge beträgt, inclusive Badebecken und separatem Toilettenraum, genau 6,54 m — das ist nur wenig mehr als im Schlafkabinett. In der östlichen Ecke der S-Wand öffnet, wie wir wissen, die Tür zum Schlafkabinett. Die Mitte derselben Wand wird eingenommen von einem offenen Kamin mit darüber eingelassenem Spiegel, die restliche Wandfläche von einem tiefen Wandschrank. Die W-Wand und O-Wand werden von zwei Fenstern bzw. fenstergroßen Spiegelflächen unterteilt, die einander gegenüberliegend angebracht wurden. Im westlichen Viertel der N-Wand befindet sich eine Tür zu einem kleinen Vorraum, welcher wiederum zum großen Außengang führt, über den die Suite zu betreten und zu befeuern ist. Die gesamte Mitte

der N-Wand wird ausgefüllt von einem nischenartig in die Mauer eingelassenen ovalen Badebecken, zu dem drei Stufen hinabführen. Im östlichen Viertel derselben Wand öffnet abermals eine Tür. Dahinter befindet sich ein kleiner ovaler Toilettenraum, in dem heute allerdings die Toilette fehlt.

Auch in diesem Raum haben wir uns bei der Wahl der Gestaltungsvorbilder zu berufen auf die für das Schlafkabinett maßgeblichen klassisch-französischen Meister. Hier wie dort sehen wir uns einem Aufbausystem gegenüber, welches die Wandzone unterteilt in Sockel, Wandfläche, ausstuckierte Hohlkehle und Flachdecke. Eine Abwandlung des Schlafkabinettsystems erfolgte im Bad durch die architektonische Aufgliederung der Wandflächen mittels gegeneinander gesetzter, auf Kontrastwirkung gearbeiteter, verschiedenfarbiger Kleinflächen mit sparsa-

mem Stuckzierrat sowie durch das Weglassen jeglicher Holzvertäfelung, die in der feuchten Temperatur eines Bades denkbar unpraktisch gewesen wäre. Die große Fenster vortäuschenden und den Raum künstlich vergrößernden Spiegelflächen kennzeichnen ebenfalls das typische französische Grundmuster der Planung.

Große Stuckdekorationen beginnen erst auf Höhe der Supraporten. Ihre Anordnung entspricht genau derjenigen des Schlafkabinetts, so daß wir auch hier 4 Eckkartuschen, 2 Längswandmittelkartuschen und 2 Breitwandmittelkartuschen vorfinden. Innerhalb der Eckkartuschen haben wir — man erinnere sich des Schlafkabinetts! — die Versinnbildlichung der vier Jahreszeiten und Elemente vor Augen. Die beiden Breitwandmittelkartuschen zeigen die Raumbfunktion auf, die beiden Längswandkartuschen haben reinen Schmuck- bzw. Füllcharakter. Blick und Gedanken werden von einem Bild zum anderen „gezwungen“, da eines das andere logisch ergänzt und herausgelöst nicht richtig verstanden werden könne. Auch hier ist die Anordnung der einzelnen Allegorien abhängig von ihrer inneren Zusammengehörigkeit. So wurden an der N-Wand Frühling und Winter angetragen, die kalten Jahreszeiten also an der kalten Wandseite. An der S-Wand, der warmen Wand, befinden sich die heißen Jahreszeiten Sommer und Herbst. Im Kreis gesehen beginnt das Jahr mit dem Frühling in der N-W-Ecke. Der Sommer folgt in der S-W-Ecke. In der S-O-Ecke finden wir den Herbst und zuletzt, in der N-O-Ecke, den Winter. Wir sehen uns auf diese Weise neuerlich konfrontiert mit den längst vertrauten Vorstellungen von Symmetrie und Harmonie, von Kreisform und logischem Grundprinzip, bei deren Realisierung äußerer Eindruck und innere Form übereinstimmen müssen.

Die einzelnen Jahreszeiten werden dargestellt durch Abbildungen der für jede typischen Erzeugnisse und Gerätschaften. Der Frühling präsentiert sich beispielsweise als

Monat der Blumen. In einem üppigen Straußquellen Blüten und Blätter über den Rand eines flachen Flechtkorbes, welcher in der Schlinge eines breiten Schleifenbandes im Scheitel des Kartuschenfeldes baumelt. Ein Ende des quastensehenden Bandes fällt lang bis zum Fußpunkt des Kartuschenfeldes herunter und stellt zu der horizontal ausgebreiteten Blütenfülle ein vertikales Gegengewicht her. Unter dem Korbboden ist ein ebenmäßig gewundenes Blatt- und Blütenkränzchen durch die Bandschlinge gezogen. Es verweist sowohl auf die Weiterverwendung der Blüten im Korb, als auch auf die im Frühling allgemein besonders große Lust, sich zu schmücken. Den Sommer kennzeichnen zwei große, über Kreuz gelegte Ährenbündel, auf denen das Handwerksgerät des Schnitters, die Krummsichel, ruht. An allen Seiten schieben sich lange Zweige mit Blatt- und Beerenschmuck zwischen und unter den Ährenbündeln hervor. Alles zusammen aber hängt, säuberlich im Lot, an einem ebensolchen Band, wie wir es im Frühlingfeld antreffen, und wie es in allen vier Eckkartuschen den einzelnen Emblemata als Träger dient. Der Herbst steht im Zeichen des Fischfangs und der Heuernte. Auf einer flachen, von breiten Wellenbögen überlappten Schüssel liegt ein Krebs, stellvertretend für alle Wassertiere, die im Herbst in reicher Fülle eingeholt werden. Rings um die Schüssel finden wir zwischen belaubten Zweigen die langen Stiele der verschiedenen Gerätschaften zur Heuernte. Der Winter schließlich stellt sich vor als der Monat der Birnen, Äpfel und Nüsse, die er in verschwenderischer Fülle aus seinem Füllhorn ausschüttet. Flammen, die aus einer Art Fackel herausschlagen, deuten hin auf die Notwendigkeit, Feuer und Wärme in der kalten Jahreszeit zu haben, deren Vegetation durch hartblättriges Immergrün vertreten ist.

Hinter jeder der vier Jahreszeiten ist, wie schon im Schlafkabinett, eines der Elemente verborgen. Der Kranz in der Frühlingskartusche hat nicht nur die Aufgabe, eine beliebte

Frühlingsbeschäftigung aufzuzeigen. Zugleich ist er auch Krone, Bekrönung für einen Herrscher. Unter den Elementen gilt die Luft als Beherrscher der Winde, ist also mit einer Krone zu küren. Das im Sommer reife Korn gedeiht nur, wenn es auf gutem Grund steht, wenn die Erde fruchtbar ist. So fruchtbar, wie es die reiche Fülle des Wachstums andeutet, die uns Günther mit seinen Beeren und Blättern verständlich zu machen suchte. Wasser schließlich ist das Lebenselement der Krebse und Fische, die im Herbstmonat so reichlich eingefangen werden. Und den eisigen Winter macht für uns alle nur die Flamme, das Feuer, erträglich.

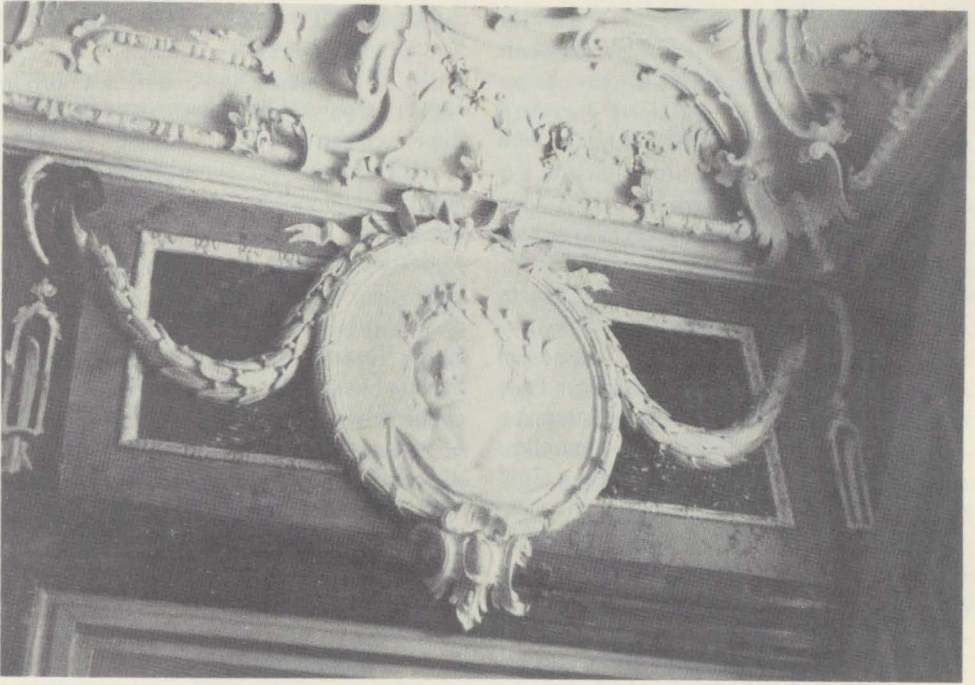
In den beiden Breitwandmittelkartuschen treffen wir die beiden aus dem Schlafkabinett vertrauten Kinder wieder. Auch im Bad bleibt ihnen die Aufgabe, uns Handlungen des Benutzers vor Augen zu führen. So sehen wir sie in der Mittelkartusche der W-Wand zunächst einmal nach dem Bad, welches sie in der freien Natur in einem Badesüber nahmen. Wie schon im Schlafkabinett prosteten die Kinder einander fröhlich und leicht ange-trunken zu, schwingen Gläser und Henkel-flasche, die uns von dort bereits bekannt sind. Im mittleren Kartuschenfeld über dem fürstlichen Badebecken spielen dieselben Kinder uns eine Badeszene vor. Das eine der Kinder steigt soeben ins heiße Wasser. Mit einem Bein ist es bereits darin verschwunden, das andere wird mit größter Vorsicht nachgezogen. Das kleine Gesicht drückt dabei all' die luftanhaltende Starre aus, von welcher man sich beim Einstieg in ein sehr heißes Bad beklemmt fühlt. Fürsorglich stützt das zweite Kind den Kameraden am Arm.

Abschließend bleibt uns noch die Betrachtung der Badestube und Schlafkabinett gemeinsam zugehörigen Wand. In ihren Hohlkehlen, hüben und drüben, vollzieht sich der Zusammenschluß beider Räume zu einer sinnträchtigen Einheit. Im Schlafkabinett befinden sich in den Eckkartuschen dieser Wand die Allegorien von Winter und Frühling, welche beide mit dem Gedanken an

Wasser verbunden sind. Im Bad haben wir in den Eckkartuschen die Sinnbilder von Sommer und Herbst sowie die Darstellung zweier trinkender, sich ausruhender Kinder. Somit vereinigt die beiden Räumen gemeinsame Wand auf sich einen aus zwei verschiedenen Jahreszeitenzyklen zusammengestellten neuen Kreislauf des Jahres. Zudem aber könnte eine jede der beiden Hohlkehlnonen gegeneinander ausgetauscht werden, ohne daß dadurch ein innerer Bruch des Sinngeltes für den Rest des jeweiligen Raumes zu erwarten wäre. Die Schlafkabinettkinder an der betreffenden Wand beschäftigen sich beide mit Wasser, dem Zentralgedanken des Bades. Die Badestubenkinder wiederum werden uns in einer müden, vom Bade erschlafften Haltung vorgeführt, bereit, nach einem letzten Schluck ins Bett zu sinken.

Der Deckenspiegel der Badestube greift in seinen Schwüngen und Bögen der Rocailleformen zurück auf das Bild, welches entsteht, wenn man einen Stein ins Wasser wirft. Ein kleines, unruhig-rundes Loch, Mittelpunkt einer aus vielen lebhaft bewegten Blütenblättern bestehenden Blume, bildet das Zentrum. Von ihm aus zielen in zahllosen Abwandlungen, jedoch symmetrisch einander zugeordnet, Rocaillelungen und -bögen in alle Richtungen und verdeutlichen auf diese Weise die unruhige Wesensart des Wassers. Wie die Deckenzone des Schlafkabinetts die Einzelheiten des Gesamtgeschehens innerhalb der verschiedenen Kartuschen wieder aufgreift und wie zu einem Höhepunkt vereinigt in der darbietenden, grüßenden Geste der Kinder, so wird im Bad die Funktion des Bades und namentlich das Wesen des Wassers zum Gegenstand des Interesses erhoben.

Die Deckenbereiche des Badebeckens und der kleinen angrenzenden Toilette wie auch des Alkovens im Schlafkabinett führen ein Eigenleben innerhalb der Raumeinheiten und tragen nicht dazu bei, diese Einheit zu fördern. Alkoven und Toilettenraum werden höchst sparsam ausstuckiert. Über dem Ba-



Kislau Schloß, Bad, Zustand n. d. Rest.

Foto: Verfasserin

debecken jedoch schuf Günther nochmals eine seiner Genreszenen mit den beiden Kindergestalten, in welcher er den Grundgedanken des Deckenspiegelmotivs aus dem Schlafkabinett wieder aufgriff. Die Handlung der Kinder, hier ein lausbübisches Begießen des Badenden mit Wasser aus einem Krug, bedeutet wiederum eine direkte Bezugnahme auf den Besitzer des Bades und schließt abermals Besitztum und Besitzer zu einer Einheit zusammen, einer Einheit, die Günthers Hauptanliegen war, als er die Kislauer Badesuite schuf.

Wüßten wir nicht aus schriftlichen Unterlagen des Karlsruher Generallandesarchivs, von denen noch die Rede sein muß, daß Günther in den 70er Jahren des Jahrhunderts abermals in Kislau arbeitete, wäre uns diese Tätigkeit dennoch nicht verborgen geblieben, wenn wir uns einige wenige Dekorteile

innerhalb des Badestübchens betrachten und auf ihre Eigenheit befragen. Gemeint sind hier die jeweils über den Türen und dem von außen türähnlich aufgebauten Wandschrank befindlichen, festonüberspannten Medallions, in deren Feld sich jeweils die Büste eines jungen Mannes bzw. einer jungen Frau befindet, welche einander paarig zugeordnet wurden. Durch diese Zuordnung entsteht eine rhythmische Wechselbeziehung der Köpfe sowohl im Nebeneinander, als auch im Gegenüber. Der insgesamt schematischer Aufbau der einzelnen Schmuckteile der Supraportenzonen will wenig passen zu dem zuvor besprochenen Schlafkabinett und dem ihm ganz verpflichteten Stück des Bades. Wir haben es in dieser Supraportenzonenzone viel mehr zu tun mit Formen, die in ihrer weit geringeren Aussagekraft und nüchtern-schablonisierten Ausgestaltung anklin-

gen an den sogenannten Zopfstil des späten 18. Jahrhunderts. An der Urheberchaft Günthers kann dennoch kein Zweifel bestehen. Nicht nur, daß sie mit einem ungemein sicheren Gespür für die Gesamtkonzeption des Raumes angetragen wurden, sich in der Wahl der Themen anpassen an bereits Vorhandenes und mit größtmöglichem Geschick eingepaßt wurden in die zuvor geleistete Arbeit. Es lassen sich die Details der Formsprache — fast abstrahierte Flächen in Gesicht und Textilteilen, scharfe Grate an Brauen, Joch- und Nasenbein, ausgewogen schöne Linien in der Wechselbeziehung von Fläche und Grat und die Liebe zu naturalistischem Detail — nicht als Eigenleistung Günthers verleugnen. Es ist als sicher anzunehmen, daß Günther während seiner weiteren Tätigkeit in den fürstlichen Zimmern Kislaus den Auftrag erhielt, die Badestube ein wenig zu modernisieren, ein wenig dem auch im Detail mehr an den Klassizismus angelehnten Stil seiner Bruchsaler Stuckarbeiten anzugleichen, über welche noch zu berichten sein wird.

Belege über Stuckarbeiten Günthers in Kislaus konnten für die Jahre 1773 und 1776 entdeckt werden. Da diese Arbeiten verloren gingen, wurden hier die Verträge im Wortlaut wiedergegeben, da aus ihnen recht deutlich hervorgeht, um welche Art Stuck es sich handelt.

11. 1. 1773 Die Ausfertigung einiger fürstl. Zimmeren dem Schloß Kießlau betreffend⁸⁾ Herr Lieutenant Schwartz meldet ad Protocolum wie das Sr. Hochfürstl. Gnaden Ihmo gnädigst befohlen mit dem allhiesigen Bildhauer Günther die Plafonds deren zweyen Neuen Zimmeren zu Kießlau auf das genaueste zu veraccordieren, zu welchem End Er ihn heut kommen lassen und folgenden accord geschlossen

1. nemblich müßte er die Plafonds deren zweyen neuen Zimmeren nach übergebenem Riß, fein und Meisterhaft ausarbeiten, und denen zweiyen Wohnzimmern Sr. Hochfürstl. gnaden Correspondierlich machen,

jedoch ohne freye und in draht gearbeithete Verzierung verstanden.

2. die Züg oder Gesimser unten und oben mit verzierten stäbger, gleichwie in bemeltem Zimmeren verpotzen.

3. die Plafonds jedes Zimmers mit 4 Eck und 4 Mittelschild und mittleren großen Rosetten verziehen.

4. das kleine Serrapapiers und Alcove nemblich die Plafonds verputzen und mit ordinaire Mauerfuge zu bekleiden.

5. im Vorzimmer die Ofen Niche und im Schlafzimmer ober dem Camin gleichwie erstbemelten Zimmer verziehen, hiervor

6. verlangt er Bildhauer Günther nemblich die arbeiten Meisterhaft und fein herzustellen 125 Fl auf das genaueste, dahingegen

7. Ihme gnädigste Herrschaft nichts anderes zu verabfolgen habe als den benötigten Kalch, Gips und Gerüster zu stellen, übrigens bittet er unterthänigst umb ein Zimmer in dem Schloß für seinen Aufenthalt, das übrige aber verspreche er alles auf seine Kösten mit guth und dauerhafter arbeit längstens bis den 10. oder 12then May c.a. herzustellen.

Ferner meldet derselbe, daß die alte Lambrys in denen beiden Zimmeren gantz unbrauchbar und ohne füllungen, nur blatt auf der Mauer angenagelt liegen, die Verkleidung an denen Fenstern, Thüren und alcove, auch an Thüren und Läden, und Fensterrahmen neu verfertigt werden müßen, desgleichen der aufsatz an die Fenster flügel auf der neuen Althan.

Conclusum: Wäre dieser mit dem Bildhauer Günther getroffene accord nach gnädigstem Befehl Celsmi höchst denselben mediante protocollo ad probandum gehorsambst vorzulegen und die weitere gnädigste Verfügung unterthänigst abzuwarten

11. und 14. 1. 1773 Die Ausarbeithung deren Herrschaftlichen Zimmeren in dem Schloß Kießlau betreffend⁹⁾

Resolutio: Der Accord mit dem Günther wird genehmigt, similiter jener, so Schwartz wegen einem Camin von Sandstein marmoli-

ret wie hier in Celsissimi Abinet vorlegen wird; da die Schreiner noch an denen Fensterrahmen, Böden in Kießlau tun, so wollen nächstens allda Sie selbst das weitere einsehen und befehlen.

28then Xbris 1176¹⁰⁾

Bemelter Herr Oekonomierath Schwartz berichtet ferner unterthänigst per Pronota den 13. Dezember dem Bildhauer Günther wäre zu Kießlau in dem Herrschaftlichen gelben Zimmer wegen gemachter guther und mehrerer Arbeit als derselbe in Accord gehabt habe, eine Carolin versprochen worden.

In **Bruchsal**, der Residenz, hatte Günther ebenfalls zahlreiche Stuckarbeiten in nahezu allen neu errichteten oder überarbeiteten Gebäuden der Stadt auszuführen. An den Anfang unserer Betrachtungen stellten wir das Schloß, als das bedeutsamste und weitläufigste Bauwerk der damaligen Zeit.

Das Corps de Logis¹¹⁾:

Im Jahre 1725 begann unter dem Speyerer Fürstbischof Damian-Hugo von Schönborn, den wir bereits als Bauherrn Kislau kennen, der Bau des Residenzschlosses in Bruchsal. Der Name des Baudirektors aus dieser Zeit ist nicht bekannt. Einen ersten Plan zeichneten vermutlich Maximilian von Welsch oder Freiherr Anselm Franz von Ritter zu Gruensteyn. Da in diesem Entwurf der Wunsch Schönborns nach einem Mezzaningeschoß nicht berücksichtigt wurde, erhielt der bauleitende Architekt Hans Michael Rohrer, der sich auch in Kislau bewährte, den Auftrag, einen neuen Plan nach dem ersten anzufertigen und die gewünschte Veränderung daran vorzunehmen. 1726 dann standen die beiden unteren Geschosse samt Beletage des Corps de Logis. 1828 wurde Balthasar Neumann mit der Vollendung des Schlosses betraut. 1729 waren die beiden Verbindungsbauten geplant, 1730 sollten Hof- und Gartenfassaden des Mittelbaus begonnen werden. Bis 1731 war der Mittelbau so weit fertiggestellt,

daß die seit 1729 von B. Neumann geplante und 1731 im Modell vorgestellte Treppe eingebaut werden konnte. Ende 1731 war das saalartige Treppenhaus vollendet.

Ab 1738 machte man sich Gedanken um Balcone am Corps de Logis. 1752 und 1754/55 wurden, nach Entwürfen Leonhard Stahls, Ehrenhof- und Gartenbalkon angebracht. Gleichzeitig bekamen die Giebelfelder ihre großzügigen Füllungen. Bereits 1746 hatte B. Neumann vorgeschlagen, die niedrigen Verbindungsbauten zu beiden Seitenflügeln dem Hauptbau in der Höhe anzugleichen und auf diese Weise eine Verlängerung des Hauptbaus zu erzielen. Doch erst 1752 wurden Pläne des bewährten Architekten Leonhard Stahl durch B. Neumann geprüft, dem Landesherrn vorgelegt und die Abänderung der Verbindungsbauten vorgenommen. Um 1755 konnte im Verbindungsbau zum Kirchenflügel bereits mit Stuckanträgen begonnen werden. An der Stiegedecke dieses Verbindungsbaus konnte 1794 im Zuge der allgemeinen Schloßrestaurierung durch das Staatliche Hochbauamt Bruchsal ein Rest des ursprünglich reichen Stuckzierrats wieder angetragen werden, welcher auf Grund stilistischer Überlegungen Günther zuzuschreiben ist. Es handelt sich dabei um einen ovalen Deckenspiegel, der aus einer flachen Hohlkehle und Rocaillebändern aufschwingt. Jeweils die Treffpunkte der beiden Rocaillebänder werden innerhalb der Hohlkehle von einer Rocaillekartusche unterfangen und tragen auf einem kurzen, bekrönenden Gebälkbogen eine Frauenbüste im Relief. Die rechte Büste zeigt eine kleine Diana, welche durch eine Mondsichel auf ihrer Stirne gekennzeichnet wird. Die linke Büste wird durch ein großes, hinter ihrer rechten Seite hervorragendes Ährenbündel versinnbildlicht als eine Allegorie des Sommers. Innerhalb der Stiegenöffnung schweben mit kurzen, zarten Libellenflügeln zwei winkende, einander an den Händen haltende Kinder jedermann entgegen, der die Treppe betritt.



„Sommer“ Stiegedecke zw. Corps de Logis und Kirchenflügel
Foto: Verfasserin

Seit 1732 war unter Schönborn an einer Freskobemalung der Fassaden des Corps de Logis gearbeitet worden, die 1763 dem neuen Zeitgeist nicht mehr entsprach und mit Ölfarbe überdeckt wurde. Auch die Innenausstattung des Corps de Logis wurde noch unter Schönborn in Angriff genommen. Nach seinen Wünschen und Vorstellungen wurden Malereiprogramme entworfen, die zugleich Schmuck und Scheinarchitektur waren, sowie einfache Stukkaturen angetragen. Jedoch erst unter Schönborns Nachfolger Franz Christoph von Hutten wurde ab 1743 die ganz dem Rokoko verpflichtete Innendekoration des Corps de Logis durchgeführt. Treppenhaus und die Räume vom Fürsten zum Marmorsaal, vom Watteaukabinett zum Thronsaal wurden ausstuckiert und bereits von den Zeitgenossen von Huttens sehr bewundert.

Bereits für die Jahre 1755 und 1756 ist uns Joachim Günther bekannt als Schnitzer in den verschiedenen Räumen des Corps de Logis. So wurde beispielsweise der Thronsaal

mit Schnitzwerk in der Sockelzone zwischen den einzelnen bespannten Wandflächen und auch den Türen versehen¹²⁾. Bedauerlicherweise blieb uns von diesen Schnitzarbeiten nichts erhalten. Nur eine fotografische Teilansicht des Saales macht uns die Arbeiten Günthers andeutungsweise sichtbar. Auch das Rote bzw. Audienzzimmer war mit Holzvertäfelungen ausgestattet und mit vergoldeten Schnitzwerken Günthers bestückt, die uns ebenfalls nur aus einer recht ungenauen Fotografie deutlich werden. Gleiches gilt für das Gelbe Zimmer und seine Schnitzwerke. Im Winter 1758/59¹²⁾ wurde die Holzvertäfelung des Watteau-Kabinetts des Corps de Logis mit hochrotem Firniß überzogen. Kurz danach müssen Malereien und Schnitzwerke eingepaßt und befestigt worden sein. Den Anstrich vorzunehmen, als die Gemälde und ihre Schnitzrahmen bereits vorhanden waren, wäre wegen der Gefahr einer Beschädigung nicht ratsam gewesen. Um diese Zeit, also 1758/59, kam für die Ausführung der Schnitzarbeiten letztlich nur Joachim Günther in Betracht. Nicht nur, daß er bereits in den Jahren zuvor dieselben Aufgaben zu erfüllen hatte, mittlerweile war er in Bruchsal zum Hofbildhauer avanciert und schon aus diesem Grunde prädestiniert für dergleichen Aufträge. Es haben sich einige Detailansichten erhalten, welche das Schnitzwerk ausschnittweise zeigen. Einer der Wandausschnitte zeigt ein hochrechteckiges Feld, in dessen oberer Hälfte Schnitzereien angebracht sind. Unter der Schmalseite des Rechtecks kleiden blütenbedeckte Rocaillebögen die Ecken aus. Ein blätterüberwucherter, ebenfalls blütengeschmückter Ring ist zwischen ihnen befestigt, aus dessen unterem Bogenstück ein kurzes „C“ heraushängt.

An dieses C ist mit einer lebhaft flatternden Schleife ein langes Band angeknüpft, dessen doppelte Länge zusammengeknötet wurde, um verschiedene Hirtengeräte und Pflanzen aufzunehmen. Eine lange, schleifenversehene Hirtenschippe und eine Flöte, unter deren

Schalltrichter wiederum eine Schleife gewunden wurde, sind in der Mitte des Bandes überkreuzt. Zwischen ihnen windet sich ein langer, krummer Ast hindurch und bedeckt die Schnittstellen der beiden Hirtenemblemata. Die Anordnung der einzelnen mit großer Liebe zum Detail ausgeführten Schmuckteile erinnern in ihrer Technik und Ideenfülle stark an die Stuckierung der Kislauer Badestube Günthers.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Günther auch für die anderen Räume des Schlosses, die mit Holz vertäfelt waren, verantwortlich zeichnete. Da jedoch weder Abbildungsmaterial, noch schriftliche Unterlagen darüber existieren, mußte sie leider unberücksichtigt bleiben.

Schon wenig nach der Entstehung der Schnitzarbeiten im Watteau-Kabinet, ab 1761, konnte Günther auch als Stukkateur im Corps de Logis nachgewiesen werden¹³⁾. Leider sind weder Abbildungen noch Originale oder Kopien erhalten geblieben, so daß an dieser Stelle der Arbeitsvertrag mit Günther im vollen Wortlaut wiedergegeben werden mußte, um wenigstens in Andeutungen Klarheit zu schaffen über die Art des Stuckantrags.

8. 6. 1761 § 2: Baumeister Stahl meldet ad protocollum wie Celsissimi nostri Hochfürstliche Gnaden gnädigst zu befehlen geruhet, daß die drei Zimmer in der unteren Mezzanin linker Hand in dem Corps de Logis mit einer leichten Stuccateurarbeith in dem Plavond solten ausgezeichnet werden, dahero dann die conditiones aufgesetzt und hiermit reduciret haben folgenden Inhalts das, die renovation und Abänderung deren Mezanen Zimmer in Hochfürstlicher Residenz betreffend,

1. in dem Schlafzimmer in den 4 Ecken des Plavon 4 Schildt nach würllich gefertigter Zeichnung a proportion der Höhe des Zimmers gantz leicht und frei in feinen Lauber rocaillen und Blumen so auch

2. in zwey deren größten Zimmer die seitlichen Wänd in der mitte der Sahl mit 4 gurth oder Schildten auf gleiche arth und

3. die Niche oberhalb an den Schluß ein wenig mit Stoccatore arbeit, sofort

4. in ein jedes von gesagten Zimmern am Mittelstück nach würllich angezeigter arth mit Blumen rocaillen und lauberen und dann in dem kleinen Cabinet Viereck sind sambt einem kleinen Mittelstück nach proportion des Zimmers fein und leicht zu fertigen und auszuarbeiten wären worauf dann der Bildhauer Günther ad sessionem vorbereiten würde und Ihme vorstehende Conditioni vorgelesen, soforth mit Vorbehalt gnädigster ratification der accord geschlossen vor umb 90 fl.

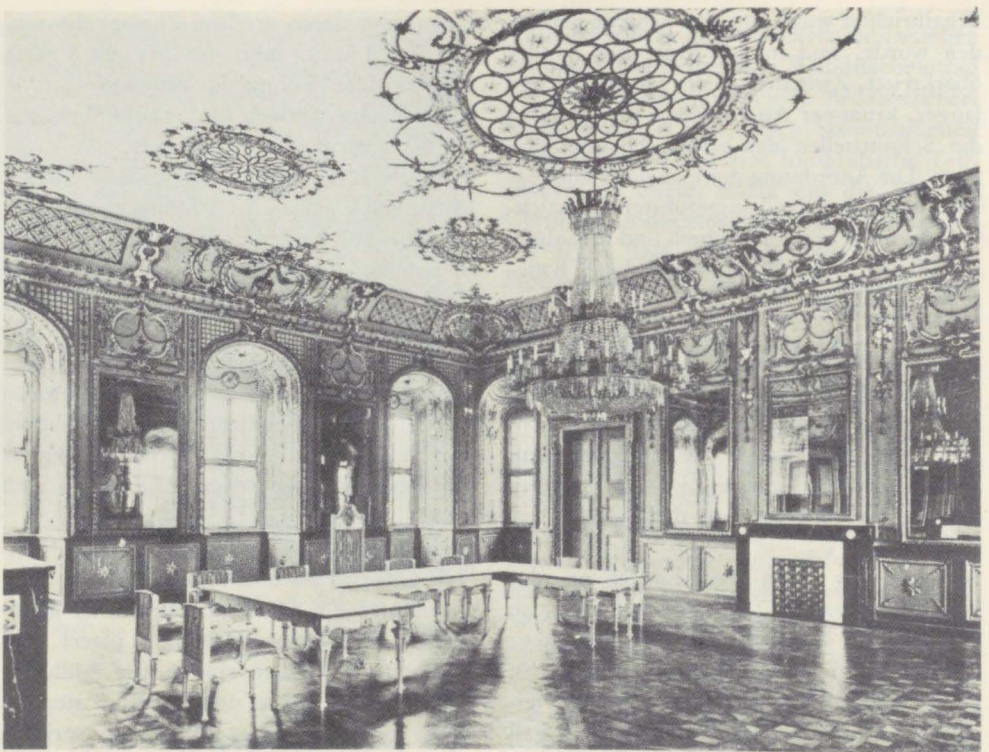
Conclusum: wäre also Celsissimi Hochfürstliche Gnaden hierüber unterthänigst zu referieren und die gnädigste ratification abzuwarten. Resolution Celsissimi placet und wäre also nach dem eintrag der Bildhauer Günther anzuweisen und die Stoccatore arbeit vorgeschriebener Maßen zu verfertigen. aus vorstehenden Protocolli hat Celsissimi unterthänigst referiret Herr Hofcammerath Fleischmann in beysein des Bauamts actuary Haßlocher. Bruchsal, den 8. Juni 1761

Unter der Regierung des Nachfolgers von Huttens, des Fürstbischofs August Philipp Graf von Limburg-Stirum, erfuhr der Schloßbau nur einige wenige Veränderungen im Seitenflügel der Hauptanlage, ansonsten aber nur kleine Renovierungsarbeiten.

Der letzte der Speyerer Fürstbischöfe, Franz Wilderich von Walderdorf, trug schließlich kaum noch zur künstlerischen Ausstattung des Schlosses bei, welches in den letzten Kriegen stark unter Bombenanschlägen und Bränden zu leiden hatte und erst 1975 weitestgehend wiederhergestellt werden konnte.

Der Kammerflügel des Bruchsaler Schlosses¹⁴⁾

1722 wurde mit dem Bau des Kammerflügels unter der Leitung Johann Georg Seitz be-



Bruchsal Schloß, Musiksaal im Kammerflügel von Joachim Günther, Stuckantrag von Obergeselle Waller. Zustand vor d. Rest.

Foto: Staatl. Denkmalamt Karlsruhe

gonnen. Ein Jahr später, 1723, war das Gebäude bereits überdacht, die Treppen und Zimmer darin ausgeführt, die Fenster und Türen eingesetzt. 1725 wurde ein Musiksaal eingerichtet, welcher die volle Höhe der Belage einnahm und von einer kleinen Galerie umzogen wurden. Wieder ein Jahr später, 1726, zog Schönborn in den Kammerflügel ein, um dort die Fertigstellung des Schloßhauptbaues abzuwarten.

Während der gesamten Regierungszeit von Huttens blieb der Kammermusiksaal unverändert erhalten. Unter seinem Nachfolger von Limburg-Stürum jedoch setzten neuerlich Arbeiten im gesamten Kammerflügel ein. Am 21. 3. 1776 stellte der Fürstbischof fest, daß das u. a. auch für den Kammerflügel gelieferte Bauholz entschieden zu teuer sei¹⁵⁾.

Bauholz, welches er dringend benötigte, um in den alten Musiksaal eine neue Zwischendecke einziehen zu können, die etwa in der Höhe der umlaufenden Galerie angebracht wurde. Etwa zur gleichen Zeit gab von Limburg-Stürum verschiedene Stuckarbeiten in Auftrag. Bereits am 12. 6. 1776 meldete der aufsichtführende Nikolaus Schwarz, er habe den Stukkateur-Obergesellen Waller aus Bruchsal abziehen können, da die Arbeit im Kammerflügel bald abgeschlossen sein werde¹⁶⁾. Waller war Geselle bei Günther und hatte nach einem Entwurf seines Meisters den Saal ausstuckiert¹⁶⁾. Am 28. 12. 1776 stellte schließlich das Bruchsaler Bauamt eine Zusammenfassung der von Günther in jüngster Zeit durchgeführten Arbeiten vor, worin auch besagter Entwurfsplan erwähnt

wurde und erhielt Auftrag, den Künstler zu entlohnen¹⁷⁾. Nach seiner Zerstörung im letzten Krieg wurde der Kammerflügelmusiksaal während der Restaurationsarbeiten am Bruchsaler Schloß wiederhergestellt. Wegen der Deckenlast des darüber befindlichen Geschosses mußte allerdings die gesamte Hohlkehle etwas gestaucht werden, so daß eine Zeile des Stuckantrags entfallen mußte¹⁸⁾. Heute wird der Kammermusiksaal wieder bei festlichen Kammerkonzerten benutzt und verleiht dem Musikvortrag mit seiner weiß-goldenen Farbigeit den verdienten exquisiten Hintergrund.

Es handelt sich bei dem Kammermusiksaal um einen großen querrchteckigen Raum, welcher sich über die gesamte Breite des Seitenflügels hinzieht und darüber hinaus auf beiden Seiten als Mittelrisalit nach außen tritt. Innerhalb der Kammerflügelbreite erfolgt eine Aufteilung der Längswände durch je einen Kamin in der Mitte, sowie durch je zwei Türen, die in angrenzende Räume öffnen. Das zum Mittelrisalit gehörende Wandstück wird durchbrochen von je einem Fenster, an dessen Außenkante, ohne weiteren Wandfestkörper dazwischen, die Breitwand angelagert ist. Auf diese Weise wurde das Fenster in eine Nische eingepaßt, deren Tiefe der Mauerstärke entspricht. Die Breitwandfläche wird durch je drei weitere Fenster gegliedert. Um die Nischen der Eckfenster in den gesamten Raumkörper zu integrieren, zugleich, um den Eindruck von Schwere zu mildern, welcher durch die Stärke der Wand entsteht, wurden alle Fenster in Nischen eingestellt. Die der Eckfenster werden gebildet durch fensterbreite, einhüftige Korbbögen, die der Breitwandfenster durch gleich breite gestelzte Rundbögen, welche die volle Wandhöhe einnehmen und durchschneiden. Die Nischen der äußeren Breitwand- und der Eckfenster werden nur durch eine schmale Wandstrebe getrennt, so daß die Risalitecke bedeutungslos wird. Dadurch entsteht ein weiches Ineinanderfließen von Längs- und Breitwänden, die dem Musiksaal

den Anschein einer Ovalform verleihen. Die zwischen den Fenstern freibleibenden großen Wandflächen sind mit fenstergroßen Spiegeln versehen, welche den Raum optisch vergrößern und durchscheinend machen. Gleiches gilt für die Längswandflächen, so daß die vielfache Lichtbrechung innerhalb des Raumes für eine Auflösung aller Wände zu sorgen scheint. Zwischen und über den einzelnen Spiegel- bzw. Fensterflächen freibleibender Raum, sowie die Nischenbereiche wurden mit Stuckornament überzogen.

Die Aufteilung der einzelnen Wandflächen ordnet sich — wie schon in Kislau, jedoch in weit stärkerem Ausmaß — ein in französisch-klassische Vorstellungen von vertäfeltem Sockel, architektonisch gegliederter Wandfläche und abschließender Hohlkehle. Die Farbigeit in ihrem Wechsel von zarten Gelbtönen mit reinem Weiß und goldenen Stuckzierden verstärken den zuvor bereits im Raumgefüge beobachteten Eindruck von Leichtigkeit und Helle. Der Stuckantrag paßt sich in seiner Anordnung ganz dem System der Raumgliederung an, welche jedem Gliederungelement ein Pendant beigibt. So haben gleiche Aufbau- und Gestaltungsprinzipien

1. innerhalb der Wandzone bis unter die Hohlkehle

- a) die 10 Fensterrechtecke mit Nische und umschließendem Wandstück
- b) die 4 Breitwandspiegel mit ihren „Supraporten“
- c) die 4 äußeren Längswandspiegel mit ihren „Supraporten“
- d) die 2 mittleren Längswandspiegel mit ihren „Supraporten“
- e) die 4 Türen mit ihren „Supraporten“
- f) die Einzelfelder des Sockels

2. innerhalb der Hohlkehle

- a) die 4 Eckkartuschen
- b) die 4 Längswandmittelkartuschen
- c) die zwei Breitwandmittelkartuschen
- d) die zwischen den Kartuschen befindlichen längsrechteckigen Felder

e) die zwischen den längsrechteckigen Feldern und seitlich der Kartuschen angebrachten Stützelemente

3. innerhalb des Flachdeckenbereiches

a) die 6 kleinen Rosetten

b) die Mittelrosette.

Die Sockelzone des Musiksaales gliedert sich in gleichartige Rechtecke, welche kassettenartig in die Wand eingelassen wurden. In der Mitte des von glatten Bandzügen gerahmten Rechtecks wurde eine stilisierte Blüte mit strahlenförmig auffächernden Knospenreihen angebracht. Ein schmales, leicht vorkragendes Bandgesims grenzt den Sockelbereich gegen die nachfolgende Fenster- und Spiegelzone ab. Fenster und Spiegel wurden in ein Rechteckfeld eingestellt, welches zu beiden Seiten von lisenenartigen Wandvorlagen gerahmt und als Einheit charakterisiert wurde. Diese Fensterfelder wurden in Nische und Wandsegment eingeteilt, wobei die Nische durch einen Rahmen aus Lorbeerblättern und Perlen als Eigenform betont wurde. Innerhalb der Nische befindet sich auf dem das Fenster übergreifenden flachbogigen Wandsegment ein langer, zweifach durchhängender Feston mit Blütenaufsatz. Die Tiefe des Nischenbogens wurde durch Mäanderrahmen gegliedert, so daß die Bogenstelzen zu beiden Seiten des Fensters in Rechtecke verwandelt wurden, innerhalb derer an einem langen Quastenband verschiedene Musikinstrumente stuckiert wurden. Die Zuordnung der Musikinstrumente wurde nicht willkürlich vorgenommen, sondern so, daß jeweils Instrumente gleicher Art zusammenkommen. So sind Zupfinstrumente unterschiedlicher Art einem Bündel Blasinstrumente innerhalb einer Nische einander zugesellt, oder ein Bündel Streichinstrumente einem Bündel Blasinstrumente usw. Da die Metallteile der Instrumente vergolddet, die Klangkörper aber weiß gehalten wurden, reflektiert die direkte Lichteinwirkung vom Fenster her diese Schmuckteile sehr gut in den Saal hinein. Weitere Musikin-

strumente treffen wir an innerhalb der Lisenenrechtecke um die verschiedenen Breitwandspiegel und ihre Pendants, die Längswandspiegel. Innerhalb der Supraportenfelder über Türen und Spiegeln wurden noch einmal alle Einzelheiten zusammengerafft, welche bisher die Dekoration zwischen Sockel und Hohlkehle ausmachten. Den abgeklärten, gedämpften Formen des aus Frankreich importierten Louisseize-Stils wurde die heitere, verspielte Anmut des Rokoko entgegengesetzt, die sich in vielfältigen, zierlich überwachsenen Bögen, ausflammenden Spitzen, Knospen und Blütenketten gefiel und mit den strengen Formen der Vase in ihrem Mittelpunkt zu konkurrieren scheint. Ein Abschluß der gesamten Wandfläche zur Hohlkehle hin wurde erreicht durch die Vorlage eine ringsum laufenden, schmal getreppten Profilzuges, welchem sich dicht an dicht dreizackige Blätter auflegten. Ursprünglich befand sich dahinter eine niedrige Konsolenreihe, wobei die eingerollten Köpfe der einzelnen Konsolglieder Träger waren für einen langen, flach durchhängenden Feston. Ein glatter Bandzug fußte ebenfalls auf den Konsolen. Diese Gesimsreihe mußte bei der Restauration des Kammermusiksaales entfernt werden, damit die Traglast der Decke vergrößert werden konnte. Heute grenzt die eigentlich dritte Reihe des Gesimses an den wandabschließenden Profilstab. Innerhalb ihrer Höhe wechseln kleine Vierblattblüten mit Lanzettformen ab. Ein breit vorkragender, blätterbedeckter Profilzug beendet das Gesims der Hohlkehle. Durch die ursprünglich mehrstufige Schichtung des Gesimses wurde deutlicher, daß der unterste kleine Dreizackblätterstab als reiner Wandabschluß fungiert und dem Gesims nicht beizuordnen ist. Darüber hinaus aber hatte der große Blattprofilzug nicht dieselbe übergewichtige Bedeutung wie heute, wo der Wandabschluß durch die Vermittlerrolle der Blüten- und Lanzettreihe mit in das Gesims einbezogen werden muß, um den dicken Blattstab nicht unproportioniert erscheinen zu lassen.

Der Stuck innerhalb der Hohlkehle und des Flachdeckenbereiches wurde aus Rokokoformen entwickelt. Durch die streng systematische Anordnung der Einzelglieder und das Hinzufügen neuen Gedankengutes — Festons, griechische Vasen, Mäander usw. — jedoch erfolgte eine starke Abänderung des verspielt-graziösen Rokoko in eine ruhig ausgewogene, greifbare Plastizität und mäßige Schwere, welche das Nahen einer völlig anders konzipierten Stilepoche kennzeichnet. Betrachten wir die einzelnen Felder des Raumes in ihrer Gesamtheit, so stellt sich heraus, daß ihre Anordnung eine Reihung bleibt, keine ineinanderschwingende Melodie mehr ergibt, wie wir sie noch in der Kislauer Badesuite stets vor Augen hatten. Die bereits in der Sockelzone angekündigte Vereinzelung der nebeneinander geordneten, nicht miteinander verknüpften Paneele setzt sich in der angrenzenden Fenster- und Trumeauxzone fort. Schmale Lisenenordnungen und Rahmen grenzen die Flächen gegeneinander ab. Es gibt keine zwischen ihnen vermittelnden Glieder. Jedes Dekorfeld führt ein ganz eigenständiges Leben und könnte für sich alleine bestehen, ohne deswegen weniger aussagekräftig zu sein. Auch Hohlkehle und Wandfläche gehen nicht ineinander über. Ein eigener Rahmen schließt die einzelnen, in ihrer Rechteckform untereinander wenigstens von der äußeren Gestalt her leicht verknüpften, Wandstücke ab. Erst über ihnen setzt die Hohlkehle an, ohne den Wandfelderrahmen in ihre Gesimslinie mit einbeziehen zu wollen. (Wir müssen hier die Originalordnung vor Augen haben, welche diese inneren Gesetzmäßigkeiten deutlicher machte.) Innerhalb der Hohlkehle entsteht ebenfalls keine zusammenhängende Dekorationszeile. Die Kartuschen, Rechteckfelder und Stützglieder bleiben ohne direkte Bindung. Nur ihre sich paarig wiederholende Anordnung schafft — ganz wie in den Wandflächen — eine indirekte Korrespondenz. Eine schwache, rein lineare Beziehung entsteht auch zwischen Flachdeckenrosen und

Hohlkehle durch die aufeinander deutenden Blattranken in den Kartuschenbekrönungen und zwischen den Bögen der einzelnen Rosetten. Ebenso schwach, nur angedeutet, korrespondieren die sieben Deckenrosen untereinander. Alles in allem gibt es keine alles einbeziehende Raumeinheit mehr, wir wie sie — nur rund 10 Jahre zuvor — noch in Kislau hatten. Das anmutige Gruppen- und Ringenspiel des Rokoko hat sich aufgelöst in ein ernstes individuumbewußtes Nebeneinander klassischer Prägung, in welchem Verstand vor Gefühl geht.

Daß Günther im Jahre 1776 nicht nur Stuckanträge in diesem Kammermusiksaal zu entwerfen hatte, beweist eine Aufzählung, welche das Bruchsaler Bauamt in diesem Jahre vornahm¹⁷⁾. Demnach hatte Günther auch andere Zimmer des neuen Kammerflügels auszuzieren. Da leider auch diese Arbeiten verloren gingen, wurde der Vertrag im Wortlaut aufgeführt.

28. 12. 1776

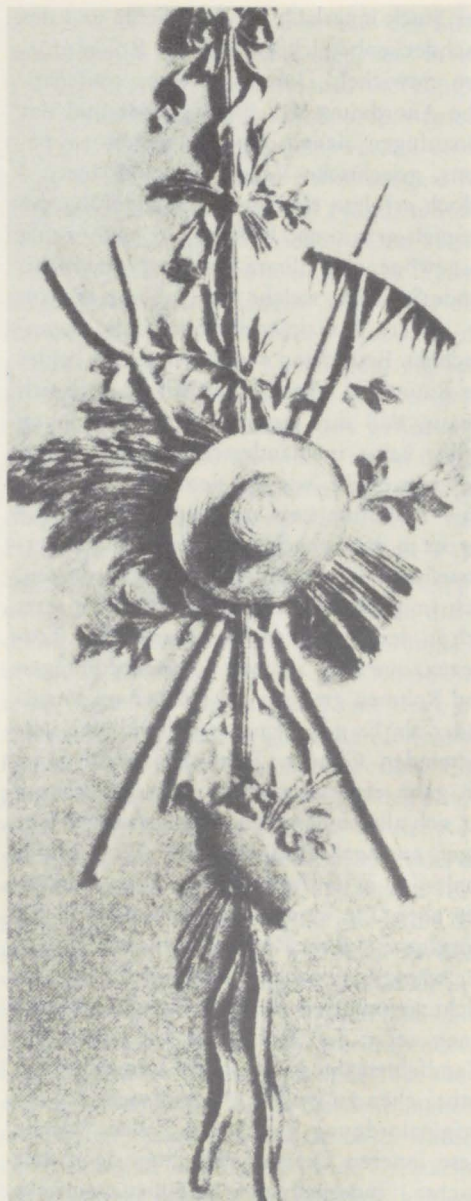
Dann habe er die Zeichnung der neuen Stuccatur Arbeit in das neue Zimmer ober dem Kirchenbogen, ferner die Zeichnung der neuen Stuccatur Arbeit in denen Zimmern auf dem Cammer Flügel, nemlich in der großen und kleinen ante Chambres und in dem Herrschaftlichen Schlafcabinett, fort in diesem Zimmer ober dem Trumeaux zwey Kindley von Stuccatur selbst gemacht, auch die Aufsicht über sothane Arbeit gehabt, weiteres habe derselbe in denen Herrschaftlichen Audienz-, Wohn- und Schlafzimmern in die oberen Decken auch ober den Öfen die Rosetten gezeichnet, und endlich einen Riß über dem Cammerflügel-Saal und über den Saal in dem Bischofs Hof zu Speyer gefertigt.

Resolutio: Ad Cameram mit dem Zusatz, daß dem Bildhauer Günther wegen Vorbenannter Arbeit und Aufsicht fünfzig fünf Gulden verabreicht werden solle.

Abbildungen des Stuckantrags in den Zimmern Nr. 43, 46 und eines unbenannten aus dem Kammerflügel des Bruchsaler Schlosses



Der Frühling



Der Sommer

konnten im Karlsruher Denkmalpflegeamt aufgefunden werden. Stilistisch entsprechen sie genau der Arbeit im Kammermusiksaal, so daß anzunehmen ist, daß es sich bei ihnen ebenfalls um Arbeiten Günthers handelte, eventuell um diejenige, welche in obiger Aufzählung erwähnt wurden oder um solche, die er zu dieser Zeit ebenfalls ausführte.

Die Saline in Bruchsal¹⁹⁾

Im Jahre 1748 wurde in Bruchsal im Auftrage des neuen Landesherrn von Hutten mit dem Bau einer Saline begonnen. Schon ein bzw. zwei Jahre später, 1749 und 1750, waren die Hauptgebäude fertig, welchen bis 1776 weitere Bauten und wohl auch andere Erneuerungen hinzugefügt wurden.

Die Anlage war dreiflügelig um einen Innenhof mit Springbrunnen angelegt. Rechts und links des Hofeingangs befanden sich die beiden herrschaftlichen zweistöckigen Häuser. Um 1800 fügte man zwischen ihnen ein Torhaus ein und schloß so den Innenhof gegen Einblicke von außen ab. Erhalten blieben bis ins 20. Jahrhundert hinein die symmetrisch den Hauptgebäuden angegliederten Nebengebäude. Bereits zu Anfang des 20. Jahrhunderts waren die Querflügel links und rechts teilweise bzw. völlig verändert worden. Im linken Querflügel befand sich damals ein großer Saal, dessen Decke und Wände stukkirt waren.

Der Deckenspiegel mit seinen unter von Hutten entstandenen Stuckanträgen wurde von „Rocaille und Girlanden reich umschlungen“ ..., an welchen „Trophäen mit Ordenskreuzen und die Symbole des Bauhandwerks niederhängen“²⁾. Die Hohlkehle wurde mit „rankenartigem Muschelwerk und Sphinxen in magischem Strahlenkreis“ ausgefüllt²¹⁾.

Nach dieser Beschreibung zu urteilen, muß der Stuck des Deckenteils in die Zeit vor 1760 fallen, in der irrationale Motive und Grottesken sehr beliebt waren.

Die streng in Einzelflächen unterteilten Wände des Saales aber trugen in ihren Fel-

dern symbolische Darstellungen der vier Jahreszeiten. So waren an Bändern aufgehängt ein Ofen mit Ofengabeln, Pelzhandschuhen und Kerzen, sowie blattlose, efeuumsponnene Zweige und ähnliche Motive aus dem Jahreszeitenzyklus.

Die Allegorien von Frühling und Sommer blieben uns wenigstens auf einer Fotografie erhalten, ehe sie, noch in unserem Jahrhundert, zerstört wurden. Demnach wurde der Frühling versinnbildlicht durch einen großen, flachen Korb, über dessen Rand eine Fülle soeben erblühter Blumen und allerlei Laub hervorquoll. Eine Hirtenschippe mit Schleifen und eine lange Gabel wurden zusammen mit einem Dudelsack hinter und unter dem Korb in eine alles umschlingende Bandschleife gesteckt. Eine kleine Tasche mit Blumenstrauß baumelte an einem Schulterriemen bis tief auf die langen Bänder herunter, die das ganze Arrangement trugen. Dicht unterhalb der letzten Schleife wurde über hochrankendem Laub ein Blütenkranz befestigt.

Der Grundaufbau der Sommer-Allegorie war ganz ähnlich. Über dem Hauptmotivbündel aus einer Garbe, Laubranken, Forke und Rechen, Stab und Strohhut, der über allem baumelte, wurde ein Sträußchen aus Ähren und Blüten befestigt. Darunter, über Sonnenblumen, baumelte eine Trinkflasche. Wir sehen uns hier konfrontiert mit einer Idee, wie wir sie bereits in den Eckkartuschen des Kislauer Bades vorfanden. Beidemale wurde der Frühling verbunden mit Gedanken an Blüten und Bekränzen, der Sommer hingegen mit Gedanken an reifendes Korn und Ernte. Beidemale aber entdecken wir auch in den scheinbar absichtlosen Beigaben des Kranzes und des Fruchtstäußchens — wobei Ähren und Sonnenblumen hier als Früchte zu verstehen sind — zugleich eine Verkörperung der Elemente Luft und Erde. Die naturalistische Detailausführung, die anschaulich-lebendige Anordnung der einzelnen Gerätschaften und Naturgaben, auch ihre gedankliche und technische Verwandt-

schaft mit den Kislauer Arbeiten weisen eindeutig Joachim Günther als Künstler aus.

Diese Verwandtschaft mit der Kislauer Suite, darüber hinaus aber auch ein schriftlicher Hinweis, geben Aufschluß über die Entstehungszeit des Salinen-Stucks, nämlich die Zeit um 1770 bis 1771. Im Jahre 1771 hatte der Bruchsaler Hofmaler Schweickart ein Porträt des neuen Landesherrn von Hutten auszuführen, welches in dem großen Salinensaal angebracht und mit einem Stuckrahmen versehen wurde²¹). Es ist sehr unwahrscheinlich, daß lange vor Vollendung des Salinensaales ein dafür bestimmtes Porträt in Auftrag gegeben wurde. Vielmehr ist anzunehmen, daß um diese Zeit der Saal zumindest schon so weit in seiner Ausschmückung geplant war, daß abzusehen war, welchen Platz das Gemälde erhalten sollte und wie von diesem Platz aus seine Wirkung auf den Betrachter optimal wäre. Es kann sich also nicht mehr lange hingezogen haben, bis der Saal vollendet war, das Gemälde seinen Platz einnehmen und gerahmt werden konnte. Da der Rahmen ausdrücklich aus Stuck gewünscht wurde, der höchstwahrscheinlich erst an Ort und Stelle hergestellt werden konnte, scheint es uns glaubhaft, daß diese Arbeit als letzte innerhalb eines Modernisierungsauftrages ausgeführt wurde, mit dem von Hutten den gesamten Saal attraktiver machen wollte.

In den übrigen Wandfeldern, von denen dauerlicherweise keine Abbildungen existieren, waren Geräte des Salinenwesens und allerlei Musikinstrumente an langen Bändern aufgeknüpft, Themen und Zuordnungen mithin, die uns ebenfalls auf Günther verweisen.

Heute ist die Saline in allen Räumlichkeiten stark verändert, der Stuckantrag restlos beseitigt.

Die Wasserburg in Bruchsal²²)

An einem weiteren Gebäude in Bruchsal tat sich die Baufreudigkeit des neuen Landes-

herrn von Hutten kund. Nämlich an einem sogenannten Lusthaus, welches er 1751 durch seinen bewährten Baumeister Leonhard Stahl über dem bereits vorhandenen Wasserreservoir errichten ließ. Bei diesem Bau handelte es sich um ein einstöckiges Schlößchen, in dessen Erdgeschoß sich eine geräumige Eingangshalle und ein großer Gartensaal auf der Balkonseite befanden.

Am 21. 6. 1758 wurde Günther beauftragt, für diesen Saal einen Stuckentwurf und kurz darauf auch den Stuckantrag auszuführen²³). Schon im 19. Jahrhundert wurden Haus und Saal völlig umgearbeitet, so daß sich von der Inneneinrichtung und den Stuckarbeiten nichts erhalten hat. Auch der aufgefundene schriftliche Beleg über Günthers Auftrag läßt keine Rückschlüsse zu auf die Art des Auftrages, so daß uns nur bleibt, einen solchen Auftrag zur Kenntnis zu nehmen und der Vollständigkeit halber aufzuzählen.

Die Eremitage zu Waghäusel bei Bruchsal²⁴)

Bereits unter Schönborn war um 1721 der Bau einer Eremitage in Waghäusel geplant. Zwei Jahre später, 1723, steckte man die Baustelle ab und begann unter der Leitung Johann Michael Rohrsers mit dem Neubau. Wieder hatte man also den bei den Baulichkeiten in Bruchsal und Kislau bewährten Baumeister engagiert. In wenigen Jahren war unter seiner Aufsicht der Bau so weit fortgeschritten, daß man 1729 mit der Inneneinrichtung der Eremitage beginnen konnte. 1731 schließlich waren alle Bauarbeiten abgeschlossen, alle zugehörigen Gebäude vollendet. Wenig später, im Jahre 1734, kam die Eremitage unter französische Herrschaft, wurde jedoch bald schon an Schönborn retourniert. In der Folgezeit diente der Bau den verschiedenen Fürstbischöfen von Bruchsal aus als gern und häufig aufgesuchte Zuflucht vor oder Ruhestätte nach den anstrengenden Geschäften des Tages.

Es ist durchaus denkbar, daß Joachim Günther während der Jahre seiner Tätigkeit als Hofbildhauer unter von Hutten und Limburg-Stürum bei Gelegenheit immer wieder einmal in der Eremitage tätig war. Nachweisen ließ sich eine solche Tätigkeit jedoch erst für das Jahr 1738, als Günther bereits dem Ende seines Lebens entgegenging. In diesem Jahr, am 3. 4. 1783, erhielt Günther für eine nicht näher bezeichnete Stuckarbeit in der Eremitage eine Vorschußzahlung²⁵⁾. Diese Arbeiten werden um so erklärlicher, wenn wir bedenken, daß Limburg-Stürum seit 1783 sehr oft in der Eremitage weilte, um seine depressiven Stimmungen auszugleichen und sicherlich bestrebt war, seine Wohnräume möglichst angenehm zu gestalten, vielleicht auch zu modernisieren. Den Rest seines Geldes erhielt Günther bereits am 17. 4. 1783, als die Stuckarbeiten im herrschaftlichen Speisezimmer und auch ein neuer Spiegelrahmen vollendet waren²⁶⁾.

Ab 1810 war die Eremitage unbewohnt und wurde ab 1837 von einer Zuckerfabrik belegt. Heute sind die Räume der Anlage alle verändert, von den früheren Innendekorationen keine Reste mehr erhalten. Dies ist um so bedauerlicher, da uns weder Skizzen noch Abbildungen späterer Jahre Auskunft erteilen können über das Aussehen, die Art der Eremitage und ihrer Stuckanträge.

Speyer

Wie wir bereits aus der Werksaufzählung des Bruchsaler Bauamtes aus dem Jahre 1776 erfahren, hatte Joachim Günther in diesem Jahre für den großen Saal im Bischofshof zu Speyer einen Stuckauftrag erhalten. Weder das Gebäude noch irgendwelche Abbildungen blieben uns erhalten, da die Ruine der bischöflichen Residenz zu Speyer bereits 1806 völlig niedergerissen wurde²⁷⁾. Es ist jedoch als gegeben anzunehmen, daß sich die Art des Stucks kaum wesentlich unterschieden haben kann von derjenigen im Kammermu-

siksal des Bruchsaler Residenzschlusses. Die gleichzeitige Entstehung beider Arbeiten, auch die etwa gleichen räumlichen Bedingungen, die Günther in Speyer und Bruchsal vorfand, werden ihm keine allzu große Ideenfreiheit belassen haben, zumal der Auftraggeber hier wie dort entscheidend war für die Stilrichtung und Zusammenstellung einzelner Motive zu einem Ganzen.

Eine Betrachtung der stilistischen Entwicklung Joachim Günthers als Stukateur

Die frühesten nachweisbaren Dekorationsarbeiten Joachim Günthers fallen während seiner Bruchsaler Zeit in die Jahre 1755/56. Zwar ist Stuck nicht gleich Holz — der Schnitzcharakter des einen und der Stuckcharakter des anderen spricht jedoch ausdrücklich für eine gemeinsame Abhandlung unter der Sammelbezeichnung Dekorationsarbeiten.

Seit François de Cuvilliés die Rocaille aus Frankreich nach Deutschland ex- bzw. importiert hatte und ihren Ornamentcharakter verwandeln konnte in eine Verbindung von Raum und Ornament²⁸⁾, hatte sich diese Dekorationstechnik der forme rocaille in Deutschland zur höchsten Blüte entfaltet und ihre Bedeutung im Mutterland Frankreich weit überflügelt.

Um die Zeit, als Günther seine Schnitzarbeiten in Bruchsal anfertigte, entstanden in der Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen die Stukaturen Johann Baptist Zimmermanns²⁹⁾, in Zwiefalten³⁰⁾ und in Bruchsal³¹⁾ diejenigen Johann Michael und seines Bruders Franz Xaver Feichtmayrs. Stellen wir diesen Werken diejenigen Günthers gegenüber, so zeigt sich, daß ihrer aller Formensprache identisch ist. Von Muschel- oder Laubwerk unter- und überfangene C-Bögen werden um die Mitte der 50er Jahre zu allerlei Schwüngen zusammengesetzt, von Blütengirlanden durchzogen und mit Blumensträußchen besteckt. Aus allen Ritzen quellen erstarrte Wassertropfen,

Bogenenden schnecken sich zu Dornen ein, und ihre breit auseinander gedrückten Muscheleinlagen werden mit vielerlei Lanzettstückchen, Perlen und Knorpeln belegt. Die Naturmotive Cuvilliés finden überall Eingang in das vegetabilisch anmutende Geranke aus Bögen, Schlingen, Rollwerk und gegeneinander springender Wellenlinien. Betrachten wir etwa Ruinen, wie Günther sie in den Räumen des Corps de Logis ausstukierte, im Vergleich zu denjenigen Cuvilliés, so sehen wir unschwer, daß ihre Aufbauten, ihre von Laub- und Tannenbäumen durchsetzten Mauerreste sich aus der nämlichen Kenntnis entwickelt haben. Gleiches gilt für die neben Spiegelflächen, etwa im Audienzzimmer des Corps de Logis, lebensecht emporstrebenden Pflanzenmotive, oder für kleinere, lebhaft verquickte Gruppenbilder, wie Günther sie über Spiegelrahmen entwarf. Auch Johann Michael Feichtmayr nimmt sich im Hohlkehlstück des Audienzimmers der Ruinen an und läßt romantische Bäume aus ihren Fenstern wachsen. Lange Blattwedel, Beerenzweige, an Schleifenbänder aufgehangene Gegenstände und insbesondere Blumen über Blumen vervollständigen seine Bogenkombinationen.

Fragen wir uns nach Ursachen dieser nahen Anverwandtschaft der Stuckbildung unterschiedlicher Künstler, so stellt sich als Endergebnis aller unserer möglichen Überlegungen die gemeinsame Herkunft heraus. Günther, der 1720 in Tritschenkreuth geboren wurde³²⁾, am Fuße des Hohen Peißenberges und nur wenige Kilometer von Wessobrunn entfernt, wo er mit seinen Geschwistern aller Voraussicht nach zur Schule ging, kontaktierte von Kindesbeinen an mit den großen Künstlerfamilien der berühmten Wessobrunner Stukkateure, denen die Feichtmayr, Zimmermann, Übelhör usw. entstammten. Was Wunder also, wenn seine Stukkateurkunst weitestgehend mit der ihren übereinstimmt! Im Laufe der folgenden Jahre wird die Rocaille in zunehmendem Maße symmetrischer.

Schon in der zweiten Hälfte der 50er Jahre waren asymmetrische Formen mit symmetrischen in derselben Hohlkehle konform gegangen, zumindest aber im Dekor von Hohlkehle und Deckenspiegel. Bis zum Ende der 60er Jahre, als Günther in Kislau stuckierte, hatte sich der Wandel zur reinen symmetrischen Einzelform bereits vollständig vollzogen. Hatten wir früher eine ununterbrochene Kette von Rocailles, ein greifbares Ineinanderweben und Verschmelzen des Formenkonglomerats, in dem ständige Bewegung oberster Grundsatz war, so sehen wir uns nun einer fließenden, ruhigen Linie gegenüber, einer eindeutigen Isolation der Einzelform, einem streng deckungsgleichen Antragschema.

Der klassische Einfluß Frankreichs war erneut für die formé rocaille wirksam geworden. Ein eindeutiges aufeinander bezogenes Verhältnis der tektonischen Einzelheiten und ihrer Funktionen, eine neue Ausformulierung des Wechselspiels von Stütze und Last werden gefordert. In Frankreich hatte diese Tendenz bereits um 1760 Fuß gefaßt und schlug sich in der Folgezeit namentlich in den theoretischen Werken der Ornamentstecher nieder. Offenbar war die extrem architektonische Dekorationsauffassung, bei welcher das Ornament die Aufgabe hatte, ganz im Schatten der architektonischen Raumteile zu stehen, sich ihnen als eine Art Betonung aufzulegen und sich dennoch unterzuordnen, dem allgemeinen Zeitgeschmack etwas zu plötzlich gekommen, als daß man sich damit sofort hätte auch in der Wirklichkeit anfreunden können. In den nächsten Jahren löste sich ganz allmählich das zu erstarren drohende Ornament wieder aus seiner architektonischen Umklammerung und verschmolz in einer neuen, gemäßigten Eleganz und Leichtigkeit das Gedankengut des Rokoko mit dem der jüngsten klassizistischen Vorstellungen. Richard de Lalonde ist in diesen Jahren in Frankreich der führende Ornamentstecher gewesen, deren gesamte Stilrichtung während der Regierungszeit Lud-

wigs XVI. ausgeprägt wurde und sich nach dem Herrscher benannte.

In Kislau finden wir eine Übersetzung dieser französischen Prinzipien in die deutsche Auffassung des Rokoko. Beiden Stilphasen wurden Zugeständnisse gemacht, indem Frankreichs architektonisches Aufbauschema und Symmetrietendenzen angewandt wurden, zugleich jedoch die liebgewordene deutsche Rocaille mit ihrem sentimental-romantischen Naturgefühl in sie eingepaßt wurde. Ausgeführt wurde der solcherart abgewandelte Stuck mit den bereits vertrauten Formenschemata der Wessobrunner Stukkateure. Veränderungen erfuhr er letztlich nur in der Zusammenstellung dieser Formen, die vorsichtiger, schlichter wurden, wenngleich in den gestalterischen Mitteln gleich.

Deutlicher noch Frankreich und dem Louis-seize-Stil verbunden, finden wir die 1776 entstandenen Stuckanträge im Kammermusiksaal des Bruchsaler Schlosses vor. Dort wurde die klare Wandaufteilung in Einzelflächen und ihnen zugeordnetem Dekor voll ausgeführt. Es gibt keine Binnenbeziehung der Einzelformen mehr, keine sich ergänzenden Bildinhalte, keine gedankliche und keine sichtbare Verbindungslinie zwischen den Einzel-Flächen. Das noch in Kislau so wache, gegenwärtige deutsche Rokoko ist hier fast gänzlich verschwunden. Eine Mischung des in Frankreich bei Jacques François Blondel verwirklichten kühl-zurückhaltenden Rokoko mit den klassizistisch überhauchten Dekorationen des Louis-seize-Stils bei Richard de Lalonde und der aus dem deutschen Rokoko geretteten Einzelformen der Wessobrunner Schule charakterisiert das Gesamtgepräge des Kammermusiksaals.

Einzelheiten des figürlichen Stucks, wie wir sie in den verschiedenen Kartuschen der Kislauer Badestube vorfinden, lassen sich zurückführen auf verschiedene Vorbilder, deren Kenntnis sich Günther im Laufe seiner langen Lehr- und Wanderjahre erwarb.

So lehnte sich Günther bei der Darstellung seiner liebenswert-naturalistischen Kinder-

gruppen zweifelsfrei an die Arbeiten Feichtmayrs in Bruchsal an, deren Entstehung er ja größtenteils miterlebt hatte, profitierte wahrscheinlich darüber hinaus auch von den Stuckarbeiten Johann Paul Egells, welche sich, gleich den eigenen, gefallen in romantisch-verspielten Szenen und einer der Kinderpsyche nachgespürten Wichtigkeit des Ausdrucks, mit der das bei einem Erwachsenen sehr ernste Treiben verniedlicht, rosig überglüht und in Spiel verkehrt wird.

Für seine Büsten an der Stiegedecke zwischen Corps de Logis und Kirchenflügel und seine klassisch anmutenden Medaillons in der Kislauer Badestube erinnerte sich Günther anderer Quellen. Während seines Aufenthaltes in Dresden bei Lorenzo Mattielli in den Jahren 1742 bis 1745³³⁾ lernte er offenbar auch die um 1720 von Paul Heermann geschaffenen Jahreszeitenbüsten kennen, deren antikes Wesen ihn stark motivierte bei der Wiedergabe seiner eigenen Reliefs³⁴⁾.

Auffallende Ähnlichkeiten beobachtet man vor allem zwischen der Heermann-Büste des Sommers und Günthers Bruchsaler Sommer-Relief. Beide dekorierten den glatt und mädchenhaft herausmodellierten Oberkörper der jungen Frau mit einem antiken Gewand, dessen breite, hartkantige und streng geraffte Faltengebung die Brust in ihrer nackten Rundung preisgibt. Über diese Bekleidung hinaus, die sich ja leicht auch als Zeitstil erklären ließe, fällt die Ähnlichkeit in der Drapierung und Parzellierung des Stoffes ins Auge, welche mit harten Gegensätzen zwischen flach gearbeiteten Höhen und tiefen Schattenzonen ganz auf die Lichtbrechung berechnet wurde. In Bruchsal und nahezu identisch auch bei einer kleinen Dianabüste Günthers, die er für eine Nebenrolle in der Kislauer Badestube auswählte, differiert der weiche, anmutige Ausdruck des Gesichtes in seiner sparsam lächelnden Mimik noch beträchtlich von der herben, knöchigen Askese der Heermann-Gesichter. Doch schon die

späteren Kislauer Medaillons übernehmen eben diese Härte und Ausdrucksschwäche fast in jedem Detail.

Noch deutlicher wird die Anlehnung an Heermann bei der Betrachtung der beiden Männerantlitze in Kislau, denen Günther ganz offensichtlich eine zwischen 1720 und 1728 entstandene antikische Büste Heermanns³⁴⁾ zugrunde legte. In diesem Nachvollzug früher antikischer Werke wandte sich Günther merklich einem Stilwollen zu, welches seiner eigenen, mehr dem Rokoko verwurzelten Anschauung konträr war. Bezeichnend ist, daß Günther in diesem Versuch zwar eine bravouröse Technik zu entwickeln vermochte, nicht jedoch, seinen nüchtern und seltsam gefühllos aus ihrem Medaillonrahmen schauenden Büsten ein auch nur ähnliches Leben einzuhauchen, welches in früheren Jahren aus jedem seiner Stuckreliefs zu atmen scheint.

Abschließend könnte man sagen, daß Günther während seines ganzen Lebens und der Vielzahl seiner Schaffensjahre als Bildhauer wie als Stukkateur eine bemerkenswerte Energie an den Tag legte, sich stets mit dem Wandel der Zeit, dem Wandel des Geschmacks und der Stilrichtung weiter zu bilden und neu zu orientieren. Seine Stuckarbeiten führten ihn von der ungezwungenen Rocaille zusehends näher an den Klassizismus heran, entrissen ihm nach und nach die lieb gewordenen Gestaltungsprinzipien seiner Jugendjahre, bis sie zuletzt in der strengen Gliederung des von Frankreich importierten Architekturbewußtseins stehen blieben und sich nur mehr in gemäßigten Erinnerungen an die Blütezeit des Wessobrunner Stuckreichtums ausleben durften.

Literatur:

Den Anmerkungen vorangestellt wurde ein kleines Literaturverzeichnis zum Thema, um die nachfolgenden Zitate zu vereinfachen.

GLA Karlsruhe = Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe.

Asche, Sigfried: Drei Bildhauerfamilien an der Elbe. Wien — Wiesbaden 1960.

Barthel/Hege: Barockkirchen in Altbayern und Schwaben. Deutscher Kunstverlag 1938.

Bauer, Hermann: Rocaille. Berlin 1962.

Dehio, Georg: Hb. der deutschen Kunstdenkmäler Baden-Württemberg. Deutscher Kunstverlag Berlin 1964.

derselbe: Hb. der deutschen Kunstdenkmäler Rheinfranken. Deutscher Kunstverlag Berlin 1943.

Gehrig, Franz: Der Bruchsaler Hofbildhauer Joachim Günther, Nachrichten zu seinen Werken und seiner Familie. Diözesan. Archiv 89, 1969, 374—388 Freiburg, Br.

Hirsch, Fritz: Das Bruchsaler Schloß. Hg. Großherzogliches Badisches Ministerium der Finanzen Heidelberg 1910.

Kosel: Johann Joachim Günther, ein vergessener Barockbildhauer aus Zusmarshausen. Heimatverein für den Landkreis Augsburg 1967, 16—20.

Kurth, Wilhelm: Die Raumkunst im Kupferstich des 17. und 18. Jahrhunderts. Stuttgart 1923.

Lacroix E./Nister H.: Kunstwanderungen in Baden. Stuttgart 1959.

Remling, Franz Xaver: Der Speyerer Dom, Mainz 1861.

Roegele, Otto B.: Bruchsal, wie es war. Karlsruhe 1955.

Rott, Hans: Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. Bruchsal IX, 2. Abt. 1913 Tübingen.

derselbe: Bruchsal, Quellen zur Kunstgeschichte. Zsch. für Geschichte und Architektur, Beiheft 11, 1914.

Siegel, Alois: Johann Joachim Günther. Oberrheinische Kunst 7, 1963, 197—208 Freiburg, Br.

Thieme-Becker, Allgemeines Lex. der bildenden Künste. Leipzig 1922 Bd. 15.

Vierl, Peter: Der Stuck. München 1969. Vierzeheiligen, Langewiesche Bücherei.

Wetterer, Anton: Das Bruchsaler Schloß, seine Baugeschichte und seine Kunst. Karlsruhe 1922, 1927.

Anmerkungen:

1) Peter Vierl, Stuck, 1969.

2) im Auftrage des Staatlichen Hochbauamtes Bruchsal.

3) Rott, Kdm. Bruchsal, 229—246.

4) Hb. des Bistums Speyer, Die Bischöfe von Speyer, 17.

5) a. Hirsch, Das Bruchsaler Schloß, 37; b. Rott, Kdm. Bruchsal, 234 f.; c. Gehrig, J. Günther, 379; d. Dehio, Rheinfranken, 394; e. derselbe, Baden-Württemberg, 249 f.; f. Kosel, J. Günther, 18; g.

- Siegel, J. J. Günther, 200; h. Lacroix-Niester, Kunstwanderungen in Baden, 294 f.
- 6) Rott, Kdm. Bruchsal, 236 f.
- 7) s. oben, 244,
- 8) a. GLA Karlsruhe 61/ 12587 S. 6—7, 11. 1. 1773; b. Rott, Quellen 137, Nr. 531; c. Siegel, J. J. Günther, 200.
- 9) GLA Karlsruhe 61/11295, S. 105, 11. und 14. 1. 1773 § 2 Ad § 3 Pag: 6.
- 10) GLA Karlsruhe 61/113225, S. 386, 28ten Xbris 1776 § 11.
- 11) hist. Angaben entnommen Rott, Kdm. Bruchsal, 145 ff.
- 12) Wetterer, Bruchsal Schloß, 68, 74, 87, 88
- 13) a. GLA Karlsruhe 61/12583 § 2, 8. 6. 1761; b. Rott, Quellen, 130—**, Nr. 497.
- 14) hist. Angaben entnommen Rott, Kdm. Bruchsal, 125 Taf. XXVI.
- 15) Rott, Quellen, 141, Nr. 550.
- 16) a. GLA Karlsruhe 61/11325, 386; b. Rott, Quellen, 141, Nr. 551; c. Thieme-Becker, 15; d. Roegele, Bruchsal, 183, Anm. 74—77; e. Siegel, J. J. Günther, 200; f. Lacroix-Niester, Kunstwanderungen in Baden, 284; g. Hirsch, Das Bruchsaler Schloß, 37; h. Dehio, Rheinfranken, 394.
- 17) a. GLA Karlsruhe 61/11325, 386; b. Rott, Quellen, 141 ff., Nr. 553.
- 18) alle Angaben über das Ausmaß der Restaurationsarbeiten stammen von Herrn A. Haßler (Architekt) Bruchsal.
- 19) a. Hist. Angaben entnommen Rott, Kdm. Bruchsal, 74 ff.; b. Dehio, Rheinfranken, 414; c. Wetterer, Bruchsal Schloß, 93.
- 20) Rott, Kdm. Bruchsal, 75.
- 21) s. oben, 76.
- 22) alle hist. Angaben entnommen Rott, Kdm. Bruchsal, 69 ff.; b. Hirsch, Das Bruchsaler Schloß, Bl. 33—34; c. Thieme-Becker, 15; d. Siegel, J. J. Günther, 198 f.
- 23) GLA Karlsruhe 61/12580; 21. 6. 1758.
- 24) a. Alle hist. Angaben entnommen Rott, Kdm. Bruchsal, 322 ff.; b. Thieme-Becker, 15; c. Gehrig, J. Günther, 380 f.
- 25) Rott, Kdm. Bruchsal, 338.
- 26) GLA Karlsruhe 229/108374 b; 17. 4. 1783.
- 27) Remling, Speyer, 19 s. dort auch Plan im Anhang mit Einzeichnung aller ursprünglich vorhandenen Gebäude in ihrer damaligen Anordnung.
- 28) a. Bauer, Rocaille, 38 ff., B. Kurth, Raumkunst im Kupferstich des 17. und 18. Jh., XLV ff.
- 29) Vierzehnheiligen, Langewiesche Bücherei.
- 30) Barthel/Hege, Barockkirchen.
- 31) Rott, Kdm. Bruchsal, 109.
- 32) a. Matrikelbuch des kath. Pfarramtes St. Johann, Peißenberg, 1720; b. Gehrig, J. Günther, 375.
- 33) über das Leben des Bildhauers Joachim Günther ist ein weiterer Aufsatz, in welchem allen Fragen zum Werdegang des Künstlers nachgegangen wurde, geplant.
- 34) Asche, Drei Bildhauerfamilien, Abb. 136—139.

Was ist Heimat?

„Heimat ist ein Wort, das unser Sprachgeist geschaffen hat, das in andern Sprachen nicht zu finden ist und das völlig andere Gefühle weckt, stillere, stetigere, zeit- und geschichtslosere, als das leidenschaftliche Wort Vaterland. Wir verlassen die Heimat, um uns hinaus in die Fremde zu begeben. Wo endet Heimat, wo beginnt das Unvertraute, das andere? Bei jedem neuen Menschen, der uns begegnet, stellt sich die Frage: ‚Wie weit reicht seine Heimat, wo vermag er wirklich zu Hause zu sein?‘ Jede Bemühung um Selbsterkenntnis wie um Kenntnis der andern schließt diese Frage ein. Ihre Beantwortung lehrt uns, daß gerade dort, wo das Heimatgefühl das allerweiteste ist, die Grenzen des wirklich Fremden und nicht entsprechenden am deutlichsten gezogen sind.“

Carl Jacob Burckhardt (1891—1974)
„Betrachtungen und Berichte“

Utas Esel als Kulturkämpfer

Die Gründungssage von Allerheiligen und ihre Literarisierung

Heinz G. Huber, Offenburg

*Mythus? Meinst du etwas, so alt, daß es
nicht mehr langweilig ist?*

Elias Canetti

1. Lokalsage und Dichtung

Seit der Zeit des Humanismus und der Renaissance wurden von der Dichtung immer wieder lokale Sagenmotive aufgegriffen¹). Die Zuwendung zum Diesseits, zum Menschen, seiner Wirklichkeit und seiner Geschichte weckte den Wunsch nach rationaler Durchdringung und Aneignung des Daseins. Die Zimmersche Chronik gehört zu den frühesten Belegen humanistischen Geschichtsverständnisses. Der geschichtliche Hintergrund von Lokalitäten und Geschlechtern wird ausgeleuchtet, ätiologische Sagen werden zur historischen Erklärung herangezogen. Noch stehen magische und historische Wirklichkeitsauffassung unverbunden nebeneinander²). Auch die Dichtung des Barock erkannte noch dem mythischen Element der Sage geschichtliche und naturgeschichtliche Bedeutung zu. Immerhin war auch ein Mann von der Geistesgröße und Belesenheit eines Grimmelhause dem Aber- und Hexenglauben seiner Zeit verfallen. Die Barockdichtung hat jedoch einen anderen Zugang zur Lokalsage als der Humanismus. Sie zielt nicht auf das Besondere, das Individuelle und Einmalige, sondern auf das Allgemeine. Beispielsweise greift Grimmelhause die lokale Mummelseeage auf, um sie zur naturmagischen Innenschau der Welt zu erweitern. Die Wahl des Ausgangsmotives, der Einstiegspunkt in die universale Weltanschauung, wo die alles bewegenden Kräfte und Mächte

geschaut werden können, ist mehr oder minder zufällig. Die allegorische Verallgemeinerung stellt das lokale Motiv in einen universalen Zusammenhang.

Der Rationalismus der Aufklärung und ihre kosmopolitische Ausrichtung schienen zunächst ein Interesse an Sagen als „provinziellen Mythen“ auszuschließen, die gebildeten Autoren hatten kaum einen Bezug zur sublitterarischen Erzähltradition der Landbevölkerung. Erst die Spätaufklärung mit ihren ausgeprägt volkspädagogischen Intentionen begann sich vorwiegend unter rationalistisch-didaktischen Vorzeichen mit dem „Aberglauben“ des Volkes zu beschäftigen, entdeckte man darin doch den Ausdruck von Unwissenheit und Unmündigkeit³). Eine Fülle lokaler Sagenmotive findet sich im Werk des Mecklenburger Autors Johann Heinrich Voss (1751–1826). Für den Gebildeten existiert nach Voss das Dämonische nur „in der graulichen Sage der Einfalt“⁴), „der Vernünftige glaubt's nicht“⁵). Im Versepos „Luise“ erscheint der Spuk im bürgerlich-gebildeten Milieu des Pfarrers von Grünau ironisch gebrochen und durch die strenge Form des Hexameters gebannt. Anders sieht sich die Sache in den Idyllen an, in denen bäuerliches Personal auftritt. In der Idylle „Die Leibeigenen“ hat der Aberglaube der beiden auftretenden Pferdeknecchte, die sich eine mecklenburgische Sage um das Teufelsmahl einer Junkersippe erzählen, eine sozialkriti-



Relief des „Eselsbrunnens“ auf dem Sohlberg

sche und sozialpsychologische Bedeutungsebene. Seine Nähe zur Welt der Bauern und Leibeigenen ließ Voss erkennen, daß „Aberglaube“ nicht nur Zeichen von Unbildung und Unwissenheit ist, sondern die soziale und psychische Entfremdung der Menschen unter dem Druck der Leibeigenschaft spiegelt. Indem er der Sage einen tieferen psychologischen Wirklichkeitscharakter zubilligt, nähert sich Voss der Position des Sturm und Drang. In Anknüpfung an Shakespeare wurde „Natur“ nicht nur als rationale, sondern auch als seelische, soziale und politische Wirklichkeit erfaßt, im Volkslied und in Volkserzählungen sah man die kollektive Psyche widergespiegelt. Gottfried August Bürger griff in seinen Balladen „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“, „Leonore“ oder im „Wilden Jäger“ bekannte Sagenstoffe auf und benutzte sie zur vertieften Gestaltung psychologischer und sozialer Konflikte mit antifeudaler Tendenz. Auch wo — wie bei

Maler Müllers „Pfälzer Idyllen“ — ein gewisses Lokalkolorit festzustellen ist — zielt die Gestaltung der Sage auf ubiquitäre Elemente: den Menschen und die Gesellschaft. Erst die biedermeierlich-romantische Dichtung entdeckte den lokalen Charakter der Sage wieder. Sagen wurden als Ausdruck poetisch-stimmungshafter Begegnung mit einer Landschaft verarbeitet, in ihnen sah man die Aura und das Kolorit einer Landschaft verdichtet. Ganz in diesem Sinne wendet sich die „Schwäbische Dichterschule“ ihrer geographischen Umgebung zu, das Heimatliche wird zum konstitutiven Element der Dichtung. Freilich tritt damit zugleich eine Provinzialisierung ein. Das Bürgertum, nach den Befreiungskriegen gewaltsam durch die Metternichsche Reaktionspolitik aus der großen Politik ausgeschlossen, zieht sich aus dem Bereich nationaler Geschichte in die provinzielle Landschaft zurück. Man flüchtet sich in die Träume der Vergangenheit, verlängert

die Geschichte durch Anknüpfung an die Mythen der Vorzeit hinein in die Naturgeschichte. Vergangenheit wird nicht mehr zur Möglichkeit der Orientierung in der Gegenwart, sondern eskapistischer Fluchtpunkt, indem man sich selbst aus dem Bereich des Historischen ins Mythische hinausspiegelt und die Geschichte „höheren Mächten“, dem „Staat“ oder den „Fügungen des Schicksals“ überläßt. Das Interesse an der Sage koinzidiert mit einem historischen Geschichtsbewußtsein, ihr mythischer Gehalt mit dem „undurchschaubaren“ und „unbeeinflußbaren“ Gang aller Geschichte. Daß aber durchaus auch das Perspektiv umgedreht werden konnte, daß von mythisierter Vergangenheit, von der Sage aus die Gegenwart kritisch gebrochen werden konnte, wird im folgenden zu zeigen sein.

2. Der Sagenstoff um die Gründung des Klosters Allerheiligen im Schwarzwald

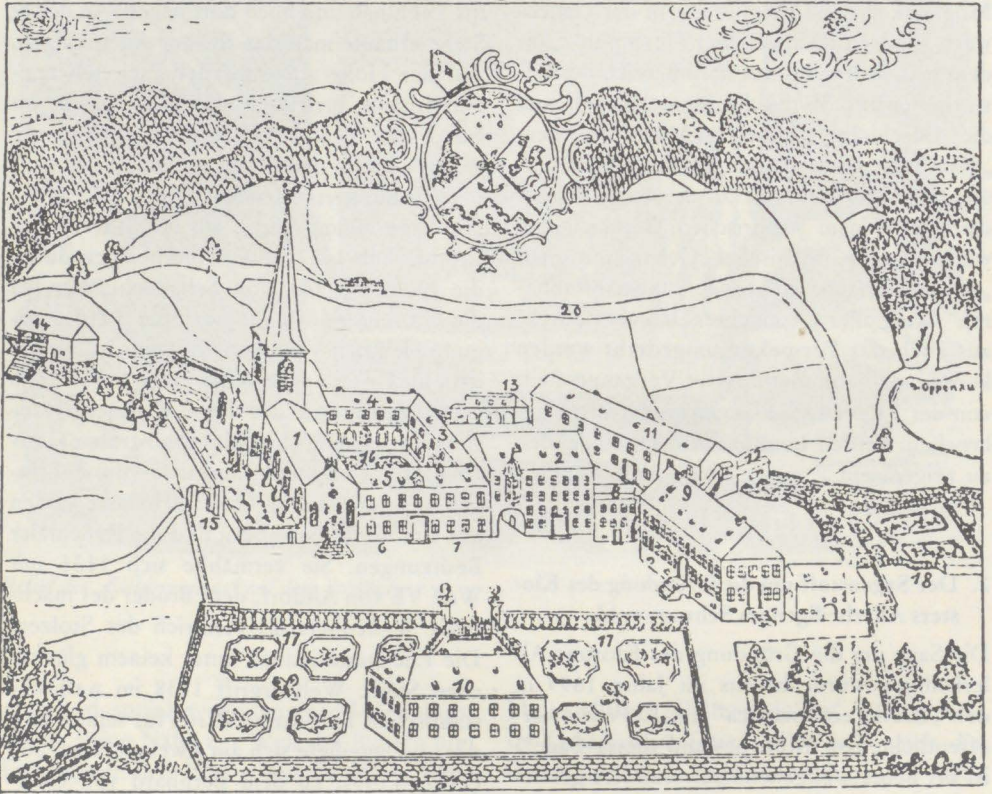
Die Sage um die Gründung des Klosters Allerheiligen wurde bereits im Jahre 1699 in den „Suevia ecclesiastica“ des F. Petrus veröffentlicht. Der Motivbestand dieser Sage⁶⁾ ist bis heute weitgehend unverändert geblieben:

Nach dem Tode ihres Gemahls wollte Herzogin Uta von Schauenburg ein Kloster gründen; aber man konnte sich über den Platz nicht einig werden. Ein Traum bestimmte die Gründerin, daß sie am Tage der heiligen Ursula einen Esel mit einem Sack Geld für den Klosterbau belud und ihn frei laufen ließ. Dort, wo er den Sack abwerfen würde, sollte das Kloster erbaut werden. Auf der Höhe des Sohlbergs scharfte das durstige Tier mit seinem Hufe an der Erde. Gleich entsprang da eine Quelle. Sie hieß seitdem „Eselsbrunnen“. Dieser Brunnen ist heute noch durch eine steinerne Tafel bezeichnet mit folgender Inschrift: „Anno 1191 ward hier ein Esel durchgeführt, von dessen Huf der Brunn herrührt.“

Als das Tier sich gelabt hatte, trabte es etwa noch eine halbe Stunde weiter, bis es gänzlich ermüdet die Last abwarf. Der Sack rollte ins Tal hinab und blieb dort liegen. An dieser Stelle erbaute man das Kloster Allerheiligen. Auf der Höhe aber, wo der Esel stehengeblieben war, errichtete man eine Kapelle zu Ehren der heiligen Ursula. Ihre Trümmer waren noch in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts zu sehen.

Die Sage nimmt Bezug auf die Stiftung der Propstei (ab 1657 Abtei) Allerheiligen durch die Herzogin Uta von Schauenburg⁷⁾. Da die Gründungsurkunde nur über die Bestätigung Heinrich VI. rekonstruierbar ist, nimmt man als Gründungszeit die Jahre 1191–1196 an. Die Stifterin des Prämonstratenserklosters war eine Tochter des Pfalzgrafen Gottfried von Calw und Luitgards von Zähringen⁸⁾. Aus der mütterlichen Erbmasse kamen auf Uta die Schauenburg und die Renchtäler Besitzungen. Sie vermählte sich 1131 mit Welf VI. von Altdorf, dem Bruder des mächtigen Welfenherzogs Heinrich des Stolzen. Die Ehe stand jedoch unter keinem glücklichen Stern. Welf ergriff 1138 im welfisch-staufischen Thronstreit Partei für seinen Bruder und beteiligte sich am Zweiten Kreuzzug (1147–1149), zu dem Bernhard von Clairvaux aufgerufen hatte. Der Tod des gemeinsamen Sohnes Welf VII. verstärkte die Entfremdung zwischen Uta und Welf, der sich nunmehr in Italien der Verwaltung der welfischen Güter widmete und sich den irdischen Freuden hingab. Im Jahre 1191 kehrte Welf blind nach Deutschland zurück und leistete in Memmingen Buße, um kurz darauf zu sterben und im Kloster Steingaden beigesetzt zu werden. Uta erfüllte mit der Stiftung des Klosters Allerheiligen wohl ein Vermächtnis ihres Gatten. Ausgedehnte Waldgebiete, fünf Klosterhöfe im Renchtal, Fischereirechte sowie das Patronatsrecht der Kirche zu Nußbach mit allem Zubehör sollten dem Kloster für alle Zeiten seine Existenz sichern. Die Sage versucht die chronikalische Leerstelle um die Gründung des Klosters auszu-

1783
Ansicht der Abtey Allerheiligen



1. Stiftskirche. 2. Abtey. 3. Convent. 4. Kapitelhaus. 5. Krankenwohnung. 6. Refectory. 7. Kuchel. 8. Spielaal. 9. Gasthaus.
 10. Gymnasium. 11. Werkstätte. 12. Mehge. 13. Holzhauc. 14. Sägmühl. 15. Hoffst. 16. Convents-Garten. 17. Abtey-Garten.
 18. Gast-Garten. 19. Allee. 20. Processionswege. M. Einfälle.

Die Abtei Allerheiligen 20 Jahre vor ihrer Aufhebung

füllen. Außerdem findet sie für zunächst merkwürdig erscheinende Sachverhalte eine historische Erklärung, die scheinbar unzusammenhängende Lokalitäten miteinander verbindet. Die Lage des Klosters in der abgelegenen und unfruchtbaren Gebirgsgegend wurde nunmehr auch für jene erklärbar, denen das Ideal monastischer Zurückgezogenheit fremd geblieben ist. (Möglicherweise hat die Pflege der Gründungslegende die Kanoniker 1484 veranlaßt, der Versuchung, hinab

in das Renchtal in die Nähe der neuerbauten Lautenbacher Kirche zu ziehen, zu widerstehen.) Ebenso findet nunmehr die Tatsache eine Deutung, daß oberhalb des Klosters einst eine St. Ursula-Kapelle stand. Schließlich wird die Inschrift des Brunnens, der sich auf der Höhe des Sohlbergs befindet, erklärt. Die Gründungssage um Allerheiligen entspricht dem Bedürfnis, die Heilskraft des kultischen Ortes legendarisch zu untermauern. Die zahlreichen Reliquien, vor allem die

Gebeine des hl. Klemens und des hl. Bonifatius, die 1773 unter Abt Felix Kemmerle nach Allerheiligen überführt wurden, machten das Kloster zu einem bedeutenden Wallfahrtsort. Die Gründungslegende untermauerte den besonderen Gnadencharakter dieses Ortes. Der Glaube, der durch dieses Kloster vermittelt wurde, wirkte auf es selbst wiederum mythen- und legendenbildend zurück. In diesem Sinne müssen auch die zahlreichen Sagen und Legenden um die wunderbare Entstehung von Wallfahrtsstätten verstanden werden⁹⁾.

Der Esel gilt erst in der Neuzeit als Sinnbild der Dummheit und Boshaftigkeit. Im Mittelalter sah man im Esel ein dämonisch-geheimnisvolles Tier¹⁰⁾. Dazu kam die Aufwertung durch die christliche Überlieferung und das christliche Brauchtum. Christus war am Palmsonntag in Jerusalem auf einem Esel eingezogen. Bei Prozessionen am Palmsonntag wurde eine hölzerne Nachbildung des Esels, der sogenannte „Palmesel“ mitgeführt. Die Aussendung des Esels erinnert auch an den germanischen Rechtsbrauch des Stier- oder Urlaufs, mit Hilfe dessen Grenzziehungen zur Zeit des frühmittelalterlichen Landesausbaus vorgenommen wurden.

3. Kulturkämpferischer Antiklerismus

Am 26. Oktober 1867 veröffentlichte ein gewisser H. Hoffmann-Donner in der Lokalzeitung „Der Renchtäler“ ein Gedicht, das den Titel „Der Esel vom Kloster Allerheiligen“ trägt. Auf den ersten Blick scheint sich dieses Gedicht in den Kanon lokaler Heimatdichtung zu fügen, deren Stoffe und Stimmungen an heimatliche Örtlichkeiten gebunden sind. Doch daß — nicht wie in der Sage — die Gründung des Klosters, sondern der Esel in den Mittelpunkt gestellt wird, macht stutzig.

*Frau Uta sprach zum Eselein:
„Geh ins Gebirg zu schauen,
Wo mag die beste Stätte sein,
Ein Kloster zu erbauen.“*

*Das Geld zur Stiftung liegt zurecht,
Denn Schuldenmachen paßt sich schlecht.“*

*Der Esel denket still bei sich,
Und schüttelt Kopf und Ohren:
„Schickt sich ein solch Geschäft für mich?
Ward ich dazu geboren?
Ihr meint, daß solcher Eselei,
Allein ein Esel fähig sei.“*

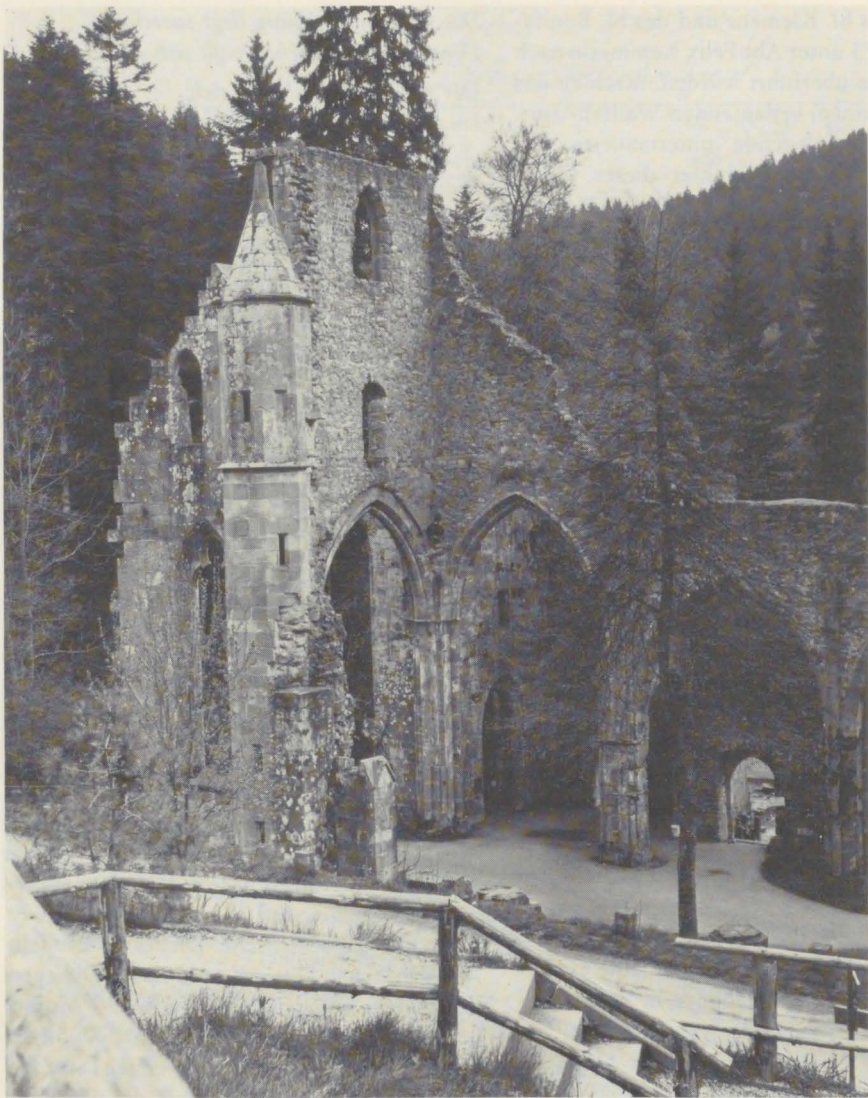
*Mit seinem Geldsack fühlt sich nun
Freund Langobr gar nicht beiter,
Er trottet, ohne auszuruhn
Durch Schlucht und Täler weiter;
Durch Nebelwolken hoch hinauf
In's Felsenwirrsal gebt der Lauf.*

*Des Sohlbergs Kuppe raget dort,
Wo jäh die Felsen steigen.
Der Esel denkt: das ist der Ort
Den ich euch wohl will zeigen.
Dort unten in der Tannennacht
Sei euch ein kaltes Nest gemacht.*

*Er schüttelt sich; der Geldsack fliegt
Die Felsenwand hinunter,
Bis daß er tief am Grunde liegt;
Und fertig war das Wunder!
Der Esel schrie, als das geschah,
Die Mönche sangen „Gloria“.*

Die Verkleinerungsform in der ersten Verszeile signalisiert, daß es sich bei diesem Gedicht um humoristische Dichtung handelt. Aus ironischer Distanz wird das Geschehen geschildert. Über die Umstände und Motive von Utas Klostergründung erfährt der Leser nichts. Der letzte Vers der ersten Strophe enthält einen logischen Schluß, der den Rahmen des Geschehens sprengt und den Bezug zum bürgerlichen Leser augenzwinkernd herstellt. Daß sich Schuldenmachen „schlecht paßt“ ist eine „Weisheit“, die der bürgerlichen Geschäftswelt des 19. Jahrhunderts entnommen ist.

Vollends ironisch wird das Gedicht, als der Esel über Sinn oder Unsinn des Klosterbaus zu rasonnieren beginnt. Man darf wohl annehmen, daß hinter der Maske des Esels der Autor seine Meinung über die Klosterstif-



Ansicht des Klosters heute. Geblieben sind nur noch die Ruinen der ehemaligen Klosterkirche

zung äußert. Im Gegensatz zur Sage ist der Esel kein Wundertier mehr, das eine heilige Aufgabe erfüllt, sondern der profane Esel, der Dummheit und Boshaftigkeit verkörpert. Indem der Esel den Plan Utas ausführt und die Mönche darin ein göttliches Zeichen erblicken, entlarvt er durch seine bloße Beteili-

gung an dem Ereignis den Wunderglauben als Aberglauben. Da der Esel, der doch schon der Inbegriff der Dummheit ist, immerhin noch soviel Vernunft hat, das Tun der an der Klostergründung Betroffenen zu durchschauen, fällt ein satirisches Licht auf das Geschehen. Der Schrei des Esels, der die

Vollendung des Ereignisses und den Triumph der Bosheit zugleich verkündet, verbindet sich durch den Reim mit dem „Gloriaruf“ der Mönche. Dadurch wird endgültig der Wunderglaube lächerlich gemacht, der das Verhalten des Esels als göttliches Zeichen sieht. Da der Esel einer niederen Wertesphäre zugeordnet ist, profaniert er durch seine Reflexionen und sein Verhalten die hohe religiöse Ebene des Geschehens und holt es durch den komischen Kontrast auf irdischen Boden zurück.

Das Gedicht endet nicht mit der Gründung des Klosters, sondern schlägt den historischen Bogen hin zur Gegenwart:

*Die Heiligen, endlich satt einmal
Des Betens und der Lieder,
Sie sandten einen Feuerstrahl,
Und brannten alles nieder;
Zu Trümmern stürzt' die Kirche ein,
Sie dachten wohl an's Eselein.
Und wieder kam ein frommer Mann
Die Schlucht herab gegangen;
Er schaute die Mauern prüfend an,
Was damit anzufangen.
„Es ist etwas in dem Gestein,
Als wollt' es gern ein Wirtshaus sein.“
„Viel eingedörrter Durst liegt lang'
Jahrhundert hier begraben,
Und unterdrückter Liederdrang
Und viele frohe Gaben;
Das scheint ein benedeiter Platz,
Und heben will ich diesen Schatz!“
So ist's geschehen. Ein Häuslein winkt
Aus Trümmern und aus Fichten,
Wo man die hellen Weine trinkt,
Mit Singen und mit Dichten,
Und Gläserklang und Lustgeschrei,
Schallt durch die Bogen laut und frei.
Sankt Klingelberg führt dort das Wort,
Sankt Zeller wird besungen,
Sankt Castellberg, dem ist allort
Manch' Gloria erklingen,
Und all' die Heiligen aus dem Land,
Umschließt ein fröhlich Bruderband.*

Der Autor steht dem asketischen Leben der Mönche fremd und ablehnend gegenüber. Er unterschiebt den verehrten Heiligen seine eigenen Motive, indem er sie das Kloster niederbrennen läßt und damit den Brand des Klosters in eine Art negativer Eschatologie hineinstellt. Gänzlich verschwiegen wird jedoch der Anteil, den der badische Staat am Ende dieses Klosters hatte. Markgräfliche Truppen hatten noch vor Verabschiedung des Reichsdeputationshauptschlusses bereits am 23. 11. 1802 das Kloster besetzt und am 29. 11. offiziell aufgelöst. Das mobile Klostergut wurde verkauft und verschleudert, der Brand der Kirche, auf den in diesem Gedicht angespielt wird, vollendete nur das begonnene Zerstörungswerk. 1816 wurden alle Gebäude außer der Klosterkirche auf Abbruch versteigert. Zum Bau der Kirchen in Ottenhöfen und Achern wurde auch die Klosterkirche als „Steinbruch“ freigegeben. Daß der Autor mit keinem Wort diese Vorgänge, die auch in den Augen nicht-religiöser Zeitgenossen eine kulturelle Barbarei darstellten, erwähnt, deutet auf eine unkritisch-staatsloyale Haltung oder auf kulturelle Ignoranz hin.

Die Gründungsgeschichte wiederholt sich im zweiten Teil des Gedichts unter „profanen“ Vorzeichen — ein Wirtshaus wird „gegründet“, Heilige ganz anderer Art werden besungen, anstelle der Kanoniker, die sich zu Gebet und Meditation versammelt haben, haben sich Zecher zusammengefunden, die Trinklieder singen und ein lautes „Lustgeschrei“ erheben. Der Einsamkeit der Mönche wird weinselige Geselligkeit entgegengesetzt, der Askese sinnenfreudiger Genuß. Das Gedicht mündet letztlich in eine Stilisierung der eigenen Stammtischherrlichkeit im Honoratiorenkreis aus, die Stiftung des Klosters kehrt sich durch die Parallelsetzung mit dem späteren Bau eines Wirtshauses zur Travestie um.

Dieses Gedicht ist zunächst einmal bürgerliche Geselligkeitsdichtung, die ein Dilettant



Die gotischen Gewölbebogen vermitteln eine Vorstellung von dem Glanz und der Schönheit der ehemaligen Klostergebäude

aus dem Kreise der lokalen Beamtenschaft oder des nationalliberal-denkenden Wirtschaftsbürgertums zur Erheiterung einer geselligen Runde verfaßt hat. In Oberkircher Honoratiorenkreisen war es gerne geübter Brauch, seine selbstgebastelten Verse zum besten zu geben und damit zumindest bescheidenen lokalen Dichterruhm zu ernten¹¹⁾. Andererseits wird aber auch in der satirischen Schärfe des Gedichts der politische Hintergrund jener Zeit faßbar — der Kulturkampf. Er hatte 1860 mit der Aufkündigung des bereits ausgehandelten Kirchenkonkordats und dem Regierungseintritt des liberalen Ministers Franz von Roggenbach begonnen. Besonders die Tätigkeit der Orden, vor allem jene der Jesuiten, war den Liberalen ein Dorn im Auge, sahen sie doch in ihnen (und

nicht im politischen System!) die eigentlichen Antipoden der Aufklärung. Die Liberalen betrachteten Mönche und Nonnen als geistig Entmündigte und hielten die asketischen Lebensbedingungen der monastischen Gemeinschaft für schlichtweg inhuman.

Nicht zu Unrecht befürchteten die Liberalen, daß die durch kirchliche Sozialisation vermittelte Autoritätsgläubigkeit auch das politische Verhalten negativ beeinflusste. Nach 1870 sah man in den Orden die „ultramontanen“ Hilfstruppen des heiligen Stuhls, die gegen das protestantisch-dominierte kleindeutsche Kaiserreich „reichsfeindliche“ Pläne schmiedeten.

Der „Renchthäler“, in dem das Gedicht veröffentlicht wurde, war am 30. März 1867 zum ersten Mal erschienen¹²⁾. Als Amtsblatt des Bezirksamtes Oberkirch und Organ der national-liberalen besitzbürgerlichen Honoratioren- und Beamtenschicht unterstützte er die kirchenfeindliche Politik der Regierung und der liberalen Kammermehrheit. Mit romtreuen Geistlichen und Anhängern der katholischen Casinobewegung, die vor allem auf dem Land starken Rückhalt hatten, lieferte er sich heftige Gefechte. Durch seine Monopolstellung konnte er immer wieder eine nationalliberal-gefärbte Öffentlichkeit herstellen und ganz in diesem Sinne berichten und kommentieren. Mit Süffisanz wurde in aller Breite über die Verurteilung von Geistlichen berichtet. Am 7. November 1872 findet sich im „Renchthäler“ ein Bericht über eine Gerichtsverhandlung gegen den Pfarrverweser Kreuzer von Ulm wegen Beleidigung eines nationalliberalen Kontrahenten. Durch entsprechende Vorberichte und eine breite Schilderung des Verhandlungsverlaufes wurde eine breite Öffentlichkeit hergestellt und der Prozeß zu einer politischen Angelegenheit. Kurz zuvor war Kreuzer, der es lt. „Renchthäler“ „durch seine Kanzelreden und sein ultramontanes Treiben zu einer traurigen Berühmtheit gebracht hatte“, wegen Übertretung des Vereinsgesetzes verurteilt worden, weil eine Versammlung des ka-

tholischen Casino ohne vorherige Anmeldung abgehalten worden war. Der Verdacht drängt sich auf, daß liberale Öffentlichkeit, Presse und staatliche Organe zeitweise zusammenwirkten, um mißliebige Geistliche zum Schweigen zu bringen und ihre Autorität bei den Gläubigen und Anhängern der katholischen Bewegung zu untergraben.

Der Liberalismus war in seiner Tendenz zwar säkular, aber nicht areligiös, eher schon antiklerikal. Er sah in der Macht und Autoritätsstruktur der katholischen Amtskirche, ihren Dogmen und ihrer Fortschrittsfeindlichkeit Formen eines unmündigen Christentums, das auch im weltlichen Bereich die Gläubigen in autoritäts- und traditionsgläubiger Befangenheit hielt. Von einer laikalen Basis suchte der Liberalismus den Anstoß zu einer Neubesinnung auf den Kern des Christentums und zu einer aufgeklärten Theologie zu geben, stieß dabei jedoch auf die Macht der kirchlichen Organisation und vor allem der ungebrochenen ländlichen Tradition. Seit der Einführung der Gewerbefreiheit und der Judenemanzipation hatte sich auch in sozio-ökonomischer Hinsicht der Stadt-Land-Konflikt verschärft und verfestigte sich noch durch den Kulturkampf. Die frivol-satirischen Töne, die aus dem liberalen Lager kamen, mußten den Eindruck von religiöser Ignoranz machen und verletzten die religiösen Gefühle vieler Katholiken, zumal die subtile Unterscheidung von Antiklerikalismus und Religions- und Kirchenfeindlichkeit nur sehr schwer zu treffen war. So war auch das Gedicht des „Renchthälers“, das sich gegen ein wundergläubiges, unkritisches Christentum richtete und sich dazu des bekannten Sagenmotives bediente, eher dazu geeignet, die katholische Bewegung noch enger zusammenzuschmieden.

4. Vormärzliche Bürokratismuskritik

Die erste literarische Gestaltung erfuhr die Allerheiligensage durch den 1811 in Karlsruhe geborenen Liebhaberdichter Eduard

Brauer. August Schnezler entnahm diese Romanze Brauers dessen Gedichtsammlung¹³⁾ und druckte sie in seinem „Badischen Sagenbuch“ 1846 ab¹⁴⁾.

Es sprach Frau Uta, die Herzogin:

„Ich will ein Kloster stiften.
Ihr Räte, sagt, wo stell' ich's hin?“
Da gab's viel Reden und Schriften
Voll „sintemal“ und „alldierweil“,
„Inmaßen“ und „derowegen“.
Fast jeder suchte das Gegenteil
Vom andern darzulegen.
„So wird mein Wille nie zur Tat,
Der Nebel immer dichter;
Geht, holt mir einen klügerm Rat,
Der sei des Zweifels Schlichter!“

*Ein Esel war's, den schickt sie hinaus,
Bepackt mit reichen Schätzen:*

„Nun, lieber Getreuer, such' mir aus,
Den besten von allen Plätzen!“ —
Rat Langohr schleicht in tragem Gang,
Dem weiland amtsgemäßen,
Als wär' er all sein Leben lang
Herzoglicher Rat gewesen.
Bald wird's ihm heiß auf seiner Bahn,
Die Täler glühn und dampfen,
Ein grimmig Dursten fällt ihn an,
Drob hub er an zu stampfen;
Doch kaum hat seines Hufes Schlag
Den lockern Grund getroffen,
Da sprudelt ein klarer Quell zu Tag,
Da hat er sich satt geöffnet.
Und weiter schleppt er seinen Sack
Bis an des Felsens Schiefe
Er jählings seinen schweren Pack
Wegschleudert in die Tiefe.
„Freund Langohr, klug ist dein Entscheid!
Hier unten will ich bauen:
In wilder Bergeseinsamkeit
Soll man das Kloster schauen.“
Und so nach Eselsrat ward dort
Sogleich auf der Frau Uta Wort
Der Klosterbau begonnen
Und rasch vollführt; nach diesem Ort
Fließt noch der Eselsbronnen.

Zuletzt noch eine gute Lehr'
Für alle, so dies lesen:
Des Esels Rat taugt öfters mehr
Denn hochgelehrtes Wesen.

Auch in diesem Gedicht wird das Geschehen durch die aufgeklärte Brille gesehen und ironisch gebrochen. Den Esel leitet keine göttliche Fügung, vielmehr weisen ihm seine tierischen Instinkte den Weg. Weil er Durst hat, scharrt er heftig mit den Hufen, bis er auf eine Quelle stößt. Weil ihn die schwere Last der Schätze drückt, schleudert er sie in die Tiefe. Die natürliche Beschreibung des Verhaltens des Esels nimmt dem Geschehen seinen wunderbaren Charakter. Dem Leser wird damit deutlich, daß es Menschen sind, die aus reiner Wundergläubigkeit in das Verhalten des Esels einen religiösen Sinn hineininterpretieren. Für Wunderglauben, Wallfahrtswesen, Bilderkulte und Reliquientranslationen hatte der Liberalismus, der dieses Gedicht bestimmt, keinerlei Verständnis. Säkulargeschichtliche Immanenz, nicht heilsgeschichtliche Transzendenz, natürliche Kausalität, nicht göttliche Lenkung machten die liberale Weltanschauung aus¹⁵).

Einen breiten Raum nehmen in diesem Gedicht die „Räte“ ein, von denen in der ursprünglichen Sage keine Rede ist. Sie verbreiten sich in bürokratischen Nichtigkeiten und umständlichen Darstellungen, führen eine aufgeblasene und unverständliche Sprache im Munde, bis Utas Geduld schließlich derart strapaziert ist, daß sie als „klügeren Rat“ sich einen Esel aussucht. Dessen Ratschluß — so verkündet der Autor in der Moral der Geschichte mit schelmischer Ironie — sei oft brauchbarer als alle Hochgelehrtheit der Räte. Mit der „Moral“ — die der Zeigestockmoral des Bänkelsangs parodistisch nachempfunden ist — stellt der Autor letztendlich den Bezug zur eigenen Zeit her, der die ganze Zeit implizit vorhanden war. Sind doch die „Räte“ der Frau Uta nicht in der historischen Realität des 12. Jahrhunderts zu verankern, sondern die Hofräte an den

deutschen Fürstenhöfen des 19. Jahrhunderts. Die satirische Spitze liegt darin, daß der Esel zum Rat gemacht wird und sofort die entsprechenden Eigenschaften annimmt — er schleicht im amtsgemäßen Gang durch die Gegend. Dabei ist der Esel als Inbegriff der Dummheit immer noch klüger als alle Räte.

Brauer hat in einem zweiten Gedicht den Untergang Allerheiligens beschrieben — auch hier tritt der politische Charakter seiner Sagedichtung deutlich heraus. Das Ende Allerheiligens wird mit liberalem Fortschritts-optimismus als Ausdruck für das Ende der alten und für den Anbruch der neuen Zeit gesehen¹⁶):

Adels-Preis und Herrlichkeit
Priestermacht und Glanz verbleichen,
Denn im West mit blutigen Zeichen
Steigt empor die neue Zeit.

Auch Frau Uta's Gotteshaus
Ist dem Untergang verfallen,
Traurig aus den Klosterhallen
Zieht der Mönche Schar hinaus.

Uta erscheint nunmehr als Angehörige des Feudaladels, dessen Macht und Einfluß im Schwinden begriffen ist.

Und des Hauses Gründerin,
Uta, schwebt herab zur Erde:
Was aus Allerheiligen werde,
Forscht sie mit betrübtem Sinn.

Sieh, da pflegen just die Herr
Rat mit hochgelehrten Mienen:
Wie der Bau nun möge dienen,
Ob als Strafhaus, als Kasern?
Reden, schreiben hin und her
Mit bedächtger Überlegung,
Ziehen gründlichst in Erwägung
Dieser Das und jenes Der.

Wieder richtet sich die tendenziöse Spitze gegen das arrogante und unfähige Beamtentum. Nur sind es dieses Mal die Beamten des badischen Staates im besonderen, gegen die

sich die Kritik richtet. In der Tat hatte zunächst der Plan bestanden, das Kloster in eine Besserungsanstalt für Kleriker zu verwandeln¹⁷). Nach dem Brand der Kirche wollte der Fabrikant Brenneisen aus Ifezheim darin eine Wollspinnerei einrichten, mußte aber das Vorhaben hauptsächlich wegen der schlechten Zufahrtswege aufgeben. Nicht zuletzt wurde das Kloster wegen der Unfähigkeit der großherzoglichen Bürokratie dem Verfall preisgegeben.

In dem Gedicht Brauers gerät Uta wegen der Handlungsunfähigkeit der Räte so in Zorn, daß sich über dem Kloster ein Donnerwetter zusammenzieht und durch einen Blitz ein Teil des Klosters vernichtet wird:

*Uta hört geduldig lang,
Wie die Herren sich verklügeln,
Doch nicht länger mag sie zügeln
Ihres Unmuts heißen Drang.*

*Von des Schwarzwalds Felsensitz
Gießt sie finstre Wetterschauer:
Weh? des Klosters höchste Mauer
Spaltet ein gewaltiger Blitz.*

Brauer kleidet somit seine liberale Kritik am allmächtigen und überall wuchernden Bürokratismus in das Gewand des lokalen Sagenstoffes. Das Großherzogtum Baden, das im Zuge der „napoleonischen Flurbereinigung“ entstanden war und sich aus mannigfaltigsten Gebietsteilen zusammensetzte, wurde nach der Staatsgründung durch Freiherr von Reitzenstein durch ein straffes bürokratisch-zentralistisches System zusammengefügt¹⁸). Bürokratische Kleingeistigkeit und Immobilismus, aber auch obrigkeitstaatlicher Herrschaftsanspruch und Arroganz führten zur Entfremdung zwischen Bürger und Staat. Die Repräsentativvertretung der Zweiten Kammer, die nach der Verfassungsgebung von 1818 das Volk in den neuen Staat integrieren sollte, sah wesentlich darin ihre Aufgabe, die Allmacht der staatlichen Exekutive in ihre Grenzen zu weisen und „demokratische“ Vernunft zum

Maßstab der Politik zu machen. Vor allem nach der Julirevolution von 1830 verstärkte sich die Kritik am bürokratischen Autokratismus erheblich, sah man mit Recht darin ein absolutistisches Relikt.

Eduard Brauer (geb. am 2. 11. 1811 in Karlsruhe, gest. am 8. 1. 1871 in Mannheim) war bei seinen juristischen Studien in Göttingen und Heidelberg in den Jahren 1830–1834 mit liberalem Gedankengut in Berührung gekommen¹⁹). Sein Vater war gräflich-neuburgischer Geheimrat gewesen und stand seit 1774 im Dienst des aufgeklärten badischen Markgrafen Karl Friedrich. Auch sein Sohn trat 1839 als Assessor in Pforzheim in den badischen Staatsdienst und wurde 1845 Hofgerichtsrat in Mannheim. Seine Karriere scheint auf ihn politisch einen mäßigen Einfluß gehabt zu haben, so daß er in der Revolution 1848/49 abseits stand. August Schnezler, der Brauers Gedichte in seine Sagensammlung aufgenommen hatte, schied aus dem Staatsdienst aus und betrat das Feld der politischen Publizistik²⁰). Er gab den Sammelband „Die badische Kammer“ heraus, der hervorragende Reden liberaler Abgeordneter enthielt und den badischen Frühliberalismus über die badischen Grenzen hinaus dokumentierte. Zur Zeit der Revolution war er Redakteur des „Badischen Merkur“ in Mannheim, verlor jedoch nach der Niederschlagung des Maiaufstandes seine Stellung und wurde verhaftet.

Brauers Allerheiligengedichte machen sichtbar, daß es in Baden eine politische Heimatchtung des Vormärz gab. Die Lokalsage, der eigentliche Stoff der Dichtung, wurde zum Uneigentlichen, die Kritik am absolutistischen Bürokratismus zum eigentlichen Gehalt. Was so zunächst den Anschein gegenwartsferner Geschichtsbezogenheit erweckt, verwandelt sich so bei näherem Hinsehen in geschichtlich verkleidete Gegenwart. Wie jede Dichtung, so bleibt auch Sagedichtung letztlich Chiffre ihrer eigenen Zeit.

Anmerkungen:

¹⁾ Der Problematik des Begriffes „Lokalsage“ bin ich mir bewußt, jedoch vermag diese Kategorie die große Gruppe der Göttersagen und Heldensagen auszuscheiden, die sich nicht innerhalb eines bestimmten Raumes bewegen. — Im Bereich christlich geprägten Kulturraumes verwischen sich die Grenzen zwischen Sage und Legende, zumal auch der (Wunder-)Glaube mythenbildende Kraft besitzt.

Eine Übersicht über die Begriffsproblematik bietet Lutz Röhrich, *Sage*, Stuttgart 1971.

²⁾ Als Beispiel genannt sei die Umbildung der mittelhochdeutschen Versnovelle „Peter von Staufenberg“ zu einem lokalen Sagenstoff, dem die Zimmersche Chronik einschließlich seines magischen Gehalts historische Wirklichkeit zuspricht (Text und Kommentar bei Lutz Röhrich, *Erzählungen des späten Mittelalters und ihr Weiterleben in Literatur und Volksdichtungen*, Band I, Bern/München 1962).

³⁾ Daniel Nartnagel, *Vorschlag Aberglauben und Vorurteile auszurotten*, in: *Deutsches Museum*, Feb. 1778, S. 148—155.

⁴⁾ Luise II, V 353, Fassung 1807

⁵⁾ Luise I, V. 770, a. a. O. Zu Johann Heinrich Voss vgl. meine Zulassungsarbeit zur wissenschaftlichen Prüfung für das Lehramt an Gymnasien *Idylle und Gesellschaft — Zum gesellschaftlichen Gehalt einer literarischen Form*, am Beispiel von Johann Heinrich Voss, Universität Freiburg 1977, ausleihbar am Deutschen Seminar.

⁶⁾ Die Sage ist u. a. abgedruckt bei: Bader, *Badenia III*, 1844 / G. B. Fecht, *Allerheiligen*, Karlsruhe 1872, S. 37 / Ludwig Heizmann, *Der Amtsbezirk Oberkirch in Vergangenheit und Gegenwart*, Karlsruhe 1928, S. 85 / Wilhelm Straub, *Sagen des Schwarzwaldes*, Bühl 1963 / Heinz Bischof, *Im Schnokeloch*, Kehl 1980.

⁷⁾ Zur Gründung von Allerheiligen und seiner Geschichte G. B. Fecht, *Allerheiligen*, Karlsruhe 1872 / J. P. Scherer, *Allerheiligen — die Perle des nördlichen Schwarzwaldes*, Freiburg 1901/1926 / Ludwig Heizmann, *Das Prämonstratenserklöster Allerheiligen im Renchtal*, Oberkirch 1924, / Hugo Schneider, *Geschichte des Klosters Allerheiligen im Schwarzwald*, in: W. Müller (Hg.), *Die Klöster der Ortenau*, Die Ortenau 58/1978, *Historischer Verein für Mittelbaden*, S. 348—387.

⁸⁾ Zur Persönlichkeit Utas vgl. J. Bader, *Frau Uta Herzogin zu Schauenburg*, in: *Badenia I* (1839).

Rudolf Behrle, *Uta von Schauenburg und das Kloster Allerheiligen im Schwarzwald*, in: *Bad. Heimat*, Ekk. Jb. 1972, S. 128—145.

⁹⁾ In der Ortenau gibt es zahlreiche Sagen und Legenden um die Entstehung von Wallfahrtsorten. Besonders häufig sind dabei die mythisch-umrankten Maria-Wallfahrtsstätten („Maria Krönung“ zu Lautenbach / „Maria Linden“ in Ottersweier / „Maria Schnee“ in Zell-Weierbach/Weingarten / „Maria zu Ketten“ in Zell a. H. / „Maria zur immerwährenden Hilfe“ in Nesselried).

¹⁰⁾ Bächthold-Sträubli (Hg.) *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, Berlin/Leipzig 1929/30, Band II, Spalte 1011.

¹¹⁾ Vereinzelt Hinweise darauf finden sich im „Renchtälere“. Die bürgerliche Dilettanten- und Gelegenheitsliteratur und ihre gesellschaftlichen Funktionen wurden bislang kaum untersucht. Josef Krausbeck (*Die Wolfacher Herrngarten-Gesellschaft und ihre Moritaten*, in: *Bänkelsang und Moritat*, Katalog zur Ausstellung der Staatsgalerie Stuttgart 1975, S. 58—60) beschreibt am Beispiel von Wolfach, wie dort die Honoratioren zusammenfinden und Elemente des Bänkelsangs schöpferisch zu eigenen geselligen Belustigungen aufgreifen.

¹²⁾ Zur Geschichte des „Renchtälere“ vgl. die vortreffliche Darstellung von Pillin, in: *Oberkirch*, Band II 1803—1918, S. 51—57. Pillins Darstellung ist in einem Punkt zu korrigieren: Der „Renchtälere“ erschien erst ab 30. März 1867 (Nullausgabe ist noch in der Freiburger UB vorhanden).

¹³⁾ *Geschichte von Eduard Brauer*, erste Sammlung 1835; zweite Sammlung 1839; erschienen bei Müller, Karlsruhe.

¹⁴⁾ August Schnezler, *Badisches Sagenbuch*, zweite Abteilung, *Von der Ortenau bis zum Maintal*, Karlsruhe 1846, S. 44/45

¹⁵⁾ Vgl. Rudolf Lill, *Kirche und Revolution*. Zu den Anfängen der katholischen Bewegung vor 1848, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 18 (1978).

¹⁶⁾ Schnezler, a. a. O. S. 45—47

¹⁷⁾ Darüber Schneider (Anm. 7), S. 383

¹⁸⁾ Vgl. dazu und zum folgenden Lothar Gall, *Gründung und politische Entwicklung des Großherzogtums Baden bis 1848*, in: *Becker u. a. (Hg.)*, *Badische Geschichte*, Stuttgart 1979, S. 1 ff.

¹⁹⁾ Zur Biographie Brauers finden sich einige knappe Hinweise bei Frh. v. Weech, *Badische Biographien I*, 1875, S. 125.

²⁰⁾ F. J. Gemmert, August Schnezler. Dichter und Schöpfer des Badischen Sagenbuchs, in: *Badische Heimat*, Ekk. Jb. 1962, S. 48—50.

Aufzeichnungen eines Uhrmachers

Helmut Kablert, Furtwangen

Im Gemeindearchiv Furtwangen befindet sich das Geschäftsbuch des Uhrmachers G. aus Neukirch. Die Aufzeichnungen umfassen einen Zeitraum von zehn Jahren, von 1873 bis 1882¹⁾. Das Dokument liefert eine Reihe von Informationen zur Lage der nach herkömmlicher Art betriebenen Schwarzwälder Uhrmacherei in ihrer letzten wirtschaftlich bedeutsamen Periode.

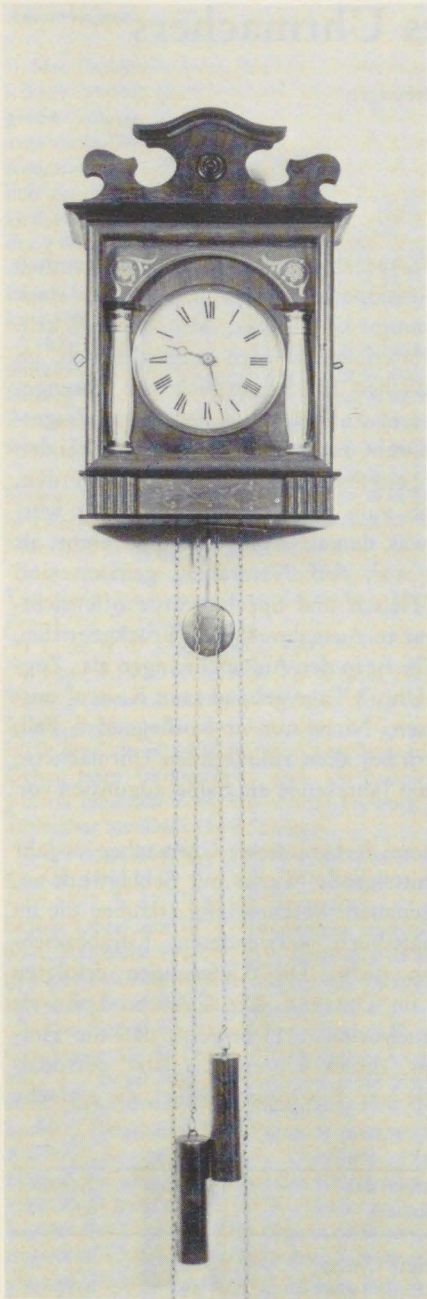
G. war Uhrmacher und Uhrenhändler. Er beschäftigte ständig einen Gehilfen, dem er, Kost und Logis abgerechnet, in den Jahren 1879/82 einen Barlohn von wöchentlich 2,60 Mark zahlte. Voll gearbeitet (und bezahlt) wurden 51 Wochen im Jahr. Einem anderen Gehilfen hatte G. 1873 als Kostgeld 24 Kreuzer (0,68 Mark) je Tag angerechnet.

Außerdem haben einzelne Uhrmacher aus gelieferten Rohstoffen für G. Uhrwerke gefertigt. Ob diese Personen als selbständige Hausgewerbetreibende oder als wirtschaftlich abhängige Heimarbeiter eingestuft werden müssen, kann man den Unterlagen nicht eindeutig entnehmen, vermutlich bewegten sie sich in einem nicht genau abgrenzbaren Zwischenfeld. Die Abrechnungen für einen Uhrmacher des Jahres 1874 lassen sich zu folgenden Daten zusammenfassen:

Die Barauszahlungen erfolgten wöchentlich (50 Positionen), die Beträge streuten stark (Maximum: 17 fl. 30 kr., Minimum: 35 kr.). Die Materialien wurden aufgeschlüsselt, im wesentlichen handelt es sich um Uhrenge- stelle und Zahnräder, daneben um Zeiger- rohr, Draht und Messing. Zumindest bei den Uhrengestellen kann nachgewiesen werden, daß sie zum Einkaufspreis berechnet wur- den, was damals wohl eher Ausnahme als Regel war. Auf Naturalien, genannt sind Brot, Fleisch und Speck, wurde offensicht- lich nur in Ausnahmefällen zurückgegriffen. Die Uhr ist in den Aufzeichnungen als „Zug- feder Uhr, 8 Tage gehend samt Kasten“ aus- gewiesen. Nicht nur im vorliegenden Fall, sondern bei allen zuliefernden Uhrmachern, blieb am Jahresende ein Saldo zugunsten von G.

Insgesamt fertigte dieser Uhrmacher im Jahr 334 mittelgroße Werke mit Schlagwerk an, eine genauere Beschreibung erlauben die im Geschäftsbuch verwendeten Kurzbezeich- nungen nicht. Die Lieferungen erfolgten meist im Dutzend. Die Relation Lohn zu Materialkosten (3:1) beweist, daß die Her- stellung dieser Uhrenart relativ personal- intensiv war. Ein Massenartikel, die einfache

Leistungen des Unternehmers	Gulden fl.	Kreuzer kr.	Leistungen des Uhrmachers	Gulden fl.	Kreuzer kr.
Vortrag aus 1873	10	29	Gefertigte Uhren	372	12
Barauszahlungen	285	47	Saldo Ende 1874	39	47 ²⁾
Uhrenteile / Rohstoffe	100	24			
Lebensmittel	6	20			
Gelieferte Uhr	8	59			
	411 fl.	59 kr.		411 fl.	59 kr.



Wanduhr in verziertem Holzgehäuse. Uhren dieser Art nannte Uhrmacher G. vermutlich „polierte Schottenuhren mit Schlagwerk“. Um 1870 (Deutsches Uhrenmuseum Furtwangen)

gewichtsgetriebene Weckeruhr ohne Schlagwerk, erforderte weniger Personalaufwand. Aus einer Abrechnung von 1881 geht hervor, daß der Barlohn mit 177,20 Mark, das Material mit 124,29 Mark angesetzt waren. (1,4:1)

Von Zeit zu Zeit kaufte G. auch größere Partien von Uhrmachern benachbarter Orte, besonders aus Furtwangen und Gütenbach. So bezog er 1874 einfache Weckeruhren für 45 kr. das Stück, während seine Verkaufspreise für diesen Artikel zwischen 52 kr. und 1 fl. (60 kr.) lagen. In einem anderen Fall (1875) läßt sich ein Aufschlag von 6,2% auf den Einkaufspreis berechnen. Das Geschäftsbuch erlaubt keine darüber hinausgehenden Rückschlüsse auf den Betriebsgewinn, da nur die Verkaufserlöse vollständig ausgewiesen werden, nicht jedoch die Materialkosten (mit Ausnahme der Uhrenge-
stelle).

Ähnliches gilt für die extern gefertigten Uhren. Zwar sind die Verrechnungspreise der Heimarbeiter bekannt, ebenso die Verkaufspreise einzelner Uhrensorten, unklar bleibt jedoch, welche zusätzlichen Teile – vermutlich Schild, Zeiger, Pendel und Ketten – der Unternehmer noch hinzufügen mußte, um ein verkaufsreifes Produkt zu erhalten.

Wenn man von Sonderfällen absieht, produzierte und verkaufte G. Uhren mit Schottenswerk, zu dieser Zeit die gängigste Sorte Schwarzwalduhr. Darunter verstand man damals mittelgroße Metallwerke in Holzplatten mit Gewichtsantrieb und einer Laufdauer von 24 Stunden. Die Größe eines Schottenswerkes ohne Schlagwerk wird in einem Bericht aus dem Jahre 1873 mit folgenden Angaben beschrieben: Höhe 11 cm, Breite 8 cm, Tiefe 8,5 cm. In der Literatur des 19. Jahrhunderts wird die Entstehung dieses Uhrentyps oft einem Uhrmacher namens Schott zugeschrieben. Nach Kistner, der allerdings keine Quellen nennt und dem die modernen Autoren folgen, entstand die Schottenuhr im letzten Drittel des 18. Jahr-

hundreds auf dem Schottenhof bei Neustadt im Schwarzwald.³⁾

G. verkaufte an wenige Uhrengroßhändler in Sachsen, 1874 hatte er fünf, sieben Jahre später sechs Kunden. Die meisten Namen weisen auf eine Verbindung mit dem Schwarzwald hin, so belieferte er die Firmen Wursthorn in Zwickau, Wehrle in Chemnitz und Scherzinger in Leipzig. Im Jahre 1874 versandte G. 23 Partien im Gesamtwert von 3045 fl. (5206 Mark), 1881 war der Umsatz auf 16 Sendungen im Wert von 3250 Mark gesunken. Die Kosten der Verpackung⁴⁾ trug der Käufer, das gleiche gilt vermutlich für die Fracht.

Im Jahre 1874 setzte G. insgesamt 1257, im Jahre 1881 nur noch 870 Uhren ab. Zwei Uhrenformen haben den Verkauf geprägt, auf sie entfielen 71% (1874), bzw. 72% (1881) der verkauften Gesamtmenge:⁵⁾

Schottenwecker ohne Schlagwerk mit Glocke, auch gewöhnlicher oder einläufiger Wecker genannt. Vermutlich Holz-Lackschild (5¹/₂zöllig)

Großhandelspreis: 55 Kreuzer (1874)
1,60 Mark (1881)

Rahmenuhren mit Glasgemälde und Emailblatt. Schottenwerk mit Schlagwerk auf Glocke oder Tonfeder. Aufzug mit Ketten. Großhandelspreis (je nach Größe des Rahmens)

3 fl. 34 kr. bis 4 fl. 8 Kreuzer (1874)
6,13 Mark bis 6,74 Mark (1881)

Wenn man die Guldenwährung in Mark umrechnet (1 Gulden = 1,71 Mark), dann bleiben die Preise für Schottenwecker wie für Rahmenuhren nahezu konstant. Die schwierige wirtschaftliche Situation deutet sich jedoch nicht nur im Umsatzrückgang an, sondern auch in der veränderten Absatzstruktur. Hochwertige und teurere Schwarzwälder Uhren wurden 1881 überhaupt nicht mehr gefragt, 1874 waren sie vereinzelt noch in den Verkaufsrechnungen enthalten. An ihre Stelle traten vermutlich Pendulen nach fran-

zösischer Art, wie sie etwa die 1851 gegründete Uhrenfabrik Lenzkirch gefertigt hat, oder Gewichtsregulatoren nach Wiener Vorbild. Als Beispiel für „bessere“ Schwarzwalduhren seien hier genannt:

Kuckucksuhr, Ölgemälde	7 fl. 48 kr.
8-Tage Federzuguhr mit Rahmen	9 fl. 36 kr.
Geschnitzte Kuckucksuhr mit Eichhörnchen	10 fl. 36 kr.
8-Tage Gewichtsuhr mit Datumswerk, Repetierwerk mit Viertelschlag, Lackschild	16 fl. 12 kr.

Ein Teil des Umsatzes entfällt auch auf Ersatzteile, was beweist, daß vorhandene Schwarzwalduhren damals intensiv repariert, teilweise auch ergänzt und umgebaut wurden. Die angegebenen Preise beziehen sich auf das Jahr 1874:

Zeigerpaar	2 kr.
Weckerglocke	6 kr.
Emailblatt	7 kr.
Lackschild (5 ¹ / ₂ zöllig)	9 kr.
Dito (10zöllig)	19 kr.
Rahmen mit Glasgemälde	1 fl. 26 kr.

Der Übergang von der Uhrmacherei alter Art zum Fabrikbetrieb zeichnete sich in der Raumschaft Furtwangen bereits 1860 ab. Das Uhrmacherdorf Neukirch, um 1840 vermutlich die Gemeinde mit der höchsten Gewerbedichte im Hohen Mittelschwarzwald, entwickelte sich allmählich wieder zu einem Bauerndorf zurück. „Kein Ort im Amtsbezirk Triberg dürfte in seinen gewerblichen Verhältnissen so sehr wie Neukirch zurückgegangen sein“, steht Mitte der 1880er Jahre in einem amtlichen Bericht. 1905 werden in Neukirch nur noch sieben Uhrmacher gezählt.⁶⁾ Dieser Wandel der Wirtschaftsstruktur traf selbst den relativ flexiblen, auf handwerkliche Eigenproduktion, Fertigung außer Haus, Fremdbezug und überregionalen Verkauf abgestellten Gewerbebetrieb des G.

Im nahegelegenen Furtwangen gab es 1880 neben etwa 200 hausgewerblich arbeitenden Uhrmachern bereits 10 Fabriken mit insge-



Rahmenuhr mit Schottenwerk und geprägtem „Bronzeschild“, mit Emailfarben bemalt. Vermutlich für den Export bestimmt. Um 1870/80 (Deutsches Uhrenmuseum Furtwangen)

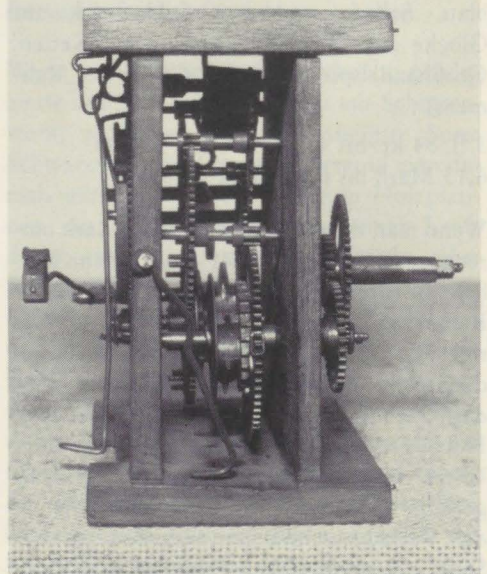
samt 250 Arbeitern, im Jahre 1898 waren 850 Personen in 7 größeren Betrieben mit der Anfertigung von Uhren und -bestandteilen beschäftigt.⁷⁾ Doch der entscheidende Umbruch mit neuer Technologie ging vom württembergischen Schwarzwald aus. 1865 begann Erhard Junghans in Schramberg mit der Produktion federgetriebener Metallwerke nach amerikanischem Vorbild, um 1880 fertigte das Unternehmen bereits jährlich 240 000 Uhren. Mitte der 1880er Jahre begannen auch Schwenninger Unternehmer mit dem Bau von „Amerikaneruhren“⁸⁾, sie weiteten ihre Produktionskapazität ebenfalls rasch aus.

Die hausgewerblich arbeitenden Schwarzwälder Uhrmacher, deren Stärke im 18. und in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts darin bestanden hatte, daß die preisgünstige, robu-

ste Gebrauchsuhren für aufnahmefähige Märkte anboten, konnten sich auf die Dauer gegen den rationeller und produktiver arbeitenden Fabrikbetrieb nicht behaupten, weder durch verlängerte Arbeitszeiten noch durch extrem niedrige Gewinnspannen. Als um 1890 das deutsche Hausgewerbe zum Gegenstand wissenschaftlichen Interesses wurde⁹⁾, war im Schwarzwald die Entscheidung bereits gefallen.

An die Stelle der Schwarzwälder Gewichtsuhren traten fabrikmäßig gefertigte Federzuguhren, besonders Federzug-Regulatoren, Uhren mit halblangem Pendel in langkastenförmigen Gehäusen. Länger erhalten blieben dem Hausgewerbe einige Teilmärkte,

Mittelgroßes Schwarzwälder Uhrwerk, um 1870 allgemein Schottenwerk genannt. Metallräder und -achsen in Holzplatinen. Gewichtsaufzug mit Ketten. Laufdauer 24 Stunden. In der Endphase der hausgewerblichen Uhrmacherei der gängigste Werktyp. (Deutsches Uhrenmuseum Furtwangen)



für Kuckucksuhren und Kleinuhren (Jockelehren mit Porzellanschild), aber auch für Wecker. Erst um 1900 war es den großen Uhrenfabriken möglich, zuverlässige Metallwecker, sog. Babywecker, unter 2 Mark zu produzieren¹⁰⁾, die als transportable Schlafstuben- und Küchenuhren den unverwüstlichen Schottenwecker allmählich verdrängen konnten.

Eine zufällig dem Geschäftsbuch beigefügte Rechnung vom Jahre 1890 belegt, daß G. weiterhin „polierte Schotten-Doppelwecker (Repetitionswecker) mit Schlag und Gestell“ gebaut hat, die ein Gütenbacher Kaufmann im Austausch gegen Lebensmittel (Zucker, Kaffee) und Waren des täglichen Bedarfs (Seife, Petroleum, Schuhe) zum Preis von 3,25 Mark je Stück in Zahlung nahm. Im gleichen Jahr wurden in Schramberg, von Junghans und der 1875 gegründeten Hamburg-Amerikanischen Uhrenfabrik, rund 1,2 Millionen Uhren gefertigt.

Anmerkungen:

¹⁷ Gemeindecarchiv Furtwangen/Neukirch 544/361.2

²⁾ G. weist in seinen Aufzeichnungen nur einen Saldo von 34 fl. 55 kr. nach. Die Differenz konnte nicht aufgeklärt werden.

³⁾ Vgl. Kistner, Adolf — Die Schwarzwälder Uhr, Karlsruhe 1927, S. 74; Schott, Karl — Die Schwarzwälder Uhrmacherei. Weltausstellung Wien 1873, o. O. (Furtwangen), o. J. (1873), S. 19 ff. Die Frühgeschichte der Schottenuhr wurde bisher noch nicht erforscht. Häufig nennt man gegenwärtig auch normalgroße Schwarzwälder „24-Stunden-Uhren mit Lackschild“ Schottenuhren.

⁴⁾ Die Sendungen wurden in große Kisten „verpackt“. Dieser Vorgang führte zu der im Schwarzwald üblichen Bezeichnung „Packer“ für Händler, die von einzelnen Uhrmachern und Schildmalern die Produktion aufgekauft und an zentrale Orte versandt haben. Der wirtschaftliche Konflikt zwischen Uhrmachern und Packern blieb das gesamte 19. Jahrhundert hindurch virulent.

⁵⁾ In größeren Mengen verkauft wurden auch sog. Doppelwecker („übersetzte“ Wecker), die wiederholt geläutet haben, und „polierte“ Schottenuhren mit Schlagwerk. Um 1880 werden Rahmenuhren mit „Bronzeschild“ (geprägtem Messingschild), einfarbig oder mit Emailfarben bemalt, zum gängigen Artikel. Die billigste Schwarzwalduhr der Zeit, Schottenwerk ohne Schlag und Wecker, seitlich mit Papier- statt Holztürchen, verkaufte G. relativ selten, Preis 1,23 Mark (1878). Selbst die 12-Stunden-Uhr alter Art tauchte 1873/74 noch in den Rechnungen auf. Preis: 1 fl. 36 kr.

⁶⁾ Hagmann — Bericht über die landwirtschaftlichen Verhältnisse der Gemeinde Neukirch, Bezirksamt Triberg. Gemeindecarchiv Furtwangen/Neukirch 545/361; 1094/781.5. Vergl. auch GLA, Karlsruhe 236/9719.

⁷⁾ Vgl. Buchmann, Gerhard — Wa d'Wälder gschaffe hén. Die Industrialisierung der Raumschaft Furtwangen. In: Mitteilungen des Geschichts- und Heimatvereins Furtwangen, Nr. 8, Mai 1981 mit weiterführenden Literaturangaben.

⁸⁾ Die Amerikaneruhr hat ein Messingwerk mit durchbrochenen Platinen (Trägerplatten für das Räderwerk), ausgestanzten Zahnrädern und starker Zugfeder. Im Gegensatz dazu nannten die Schwarzwälder Metalluhren mit Messing-Vollplatinen „Massivuhren“. Das Kennzeichen der eigentlichen Schwarzwalduhr, auch wenn diese fabrikmäßig produziert wurde, blieben die hölzernen Platinen, meist aus Buchenholz.

⁹⁾ Vgl. die Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 39 ff., Leipzig 1889 ff.

¹⁰⁾ Kuckuck, Julius — Die Uhrenindustrie des Württembergischen Schwarzwaldes, Tübingen 1906, S. 67; Kahlert, Helmut — Deutsche Industriewecker der Periode 1880—1914 in: Alte Uhren 3 (1980) S. 126—132.

„Was ist Heimat heute?“

„Die in Ihrem Brief aufgeworfene Frage nach dem Begriff „Heimat“ hat mich nicht überrascht. Allenthalben treffe ich auf ein Nachdenken darüber, was Heimat heute bedeutet. Anscheinend fühlen die Menschen bei uns, daß etwas verlorenzugehen droht, auf das wir nicht ohne Schaden verzichten können. In der oft gestellten Frage nach Heimat wird nicht zuletzt die Sehnsucht nach Geborgenheit deutlich, die der Mensch des technisierten Zeitalters wiederzufinden sucht.

Für mich bedeutet Heimat den Lebensraum, mit dem der Mensch vertraut ist, wo er im Einklang mit seiner Umwelt lebt. Es ist seine überschaubare Welt, die Familie, Freunde, Nachbarn und Mitbürger umschließt und die Vertrautheit und Bindungen vermittelt.

Heimatgefühl ist für mich ein Gefühlswert, der zum Menschen gehört. Ich halte ihn für ein Grundbedürfnis. Die Heimat, die Vertrautheit mit der Stadt, mit der Landschaft, ihren Menschen, ihrer Sprache (Dialekt), ihren Sitten und Gebräuchen zum Inhalt hat, trägt zum Wohlbefinden des Menschen bei.

Die Frage nach „Heimat heute“ schließt aber auch die Sorge um die Zerstörung unserer natürlichen Umwelt und die Angst vor der geistigen Entwurzelung ein. Sie verlangt eine Antwort darauf, wie wir in Zukunft leben wollen.“

Bonn, den 4. Dezember 1980

Prof. Dr. Karl Carstens
Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland

Bestseller aus dem Schwarzwald

Die Kuckucksuhr ist 250 Jahre alt
Noch heute: Das beliebteste Reiseandenken für alle Welt

Wolfgang Altendorf, Freudenstadt

Man feierte ihr Jubiläum verfrüht, und man verwechselte dabei den Erfinder. Aber gerade solche Irrtümer demonstrieren ihre Unverwundlichkeit. „Anfang 1730“ — so heißt es — ertönte zum erstenmal der Kuckucksruf aus einer Uhr und verkündete damit die Vollendung einer Stunde. Ein genialer Einfall, der haargenau in die Kerbe eines sicherlich nicht geahnten Bedarfs traf. „Zurück zur Natur“, lautete damals ein Schlagwort. Kuckucksruf und Wald, das war eine natürliche, grüne, frühlingshafte Einheit — und ist es bis heute geblieben.

Wer hat sie konstruiert?

Einmal ist die Kuckucksuhr nur eine von vielen und häufig weitaus komplizierteren Schwarzwalduhren, aber die Kuckucksuhr ist im Laufe der Zeit zu der Schwarzwalduhr geworden, und ihr charakteristisches, geschnitztes Aussehen, mit den weißen, verzierten Zeigern, steht gewissermaßen als Symbol für die Schwarzwalduhr. In allen Andenkengeschäften des Schwarzwaldes bewegt sich ihr rascher Pendel, und kaum jemand vermag sich ihrem Zauber zu entziehen. Die geniale Idee wird Franz Anton Ketterer zugeschrieben, was nicht stimmen kann, denn er wurde erst viel später geboren. Der Kuckuckruf aus der Uhr ertönte gewissermaßen über seinem Kinderbett. Und obwohl auf diese Tatsache Gerd Bender, Heimat- und besonders Uhrenforscher — er stammt selbst aus einer alten Uhrmacherfamilie — schon 1973 hinwies, hält sich diese Version hartnäckig. Im schönen Schwarzwaldort Schönwald lebten im 18. Jahrhun-

dert zwei Uhrmacher mit Namen Ketterer, ein Franz Ketterer nämlich und ein Anton Ketterer. Franz hatte den Einfall einen (damals noch) unbeweglichen Kuckuck auf seine Schwarzwalduhr mit Holzrädern und Waagpendel zu setzen und mit Hilfe von zwei Blasebälgen und zwei kleinen Flöten stündlich den Kuckucksruf ertönen zu lassen, bestimmt zur höchsten Freude seiner Kinder unter denen sich auch sein Sohn Franz Anton Ketterer befand, der in die Fußstapfen seines Vaters trat und die Kuckucksuhr mit bewegtem Vogel, aufklappendem Türchen, vielleicht auch mit schlagenden Flügeln ausbaute. Die allererste Kuckucksuhr jedoch konstruierte der Vater. Er hatte den Einfall, und er hatte ihn nach 1730, vielleicht 1731 schon, sicherlich aber 1732. Genau kann man das nicht bestimmen. Diese allererste Uhr blieb nicht erhalten.

Weshalb Kuckucksruf?

Hier erzwang wahrscheinlich die Möglichkeit die Idee. Es gab Uhren, etwa im Straßburger Münster, bei der ein Hahn krächte, eben als christliches Symbol: „Ehe der Hahn dreimal kräht...“ Aber der geniale Uhrmacher dieser grandiosen Uhr in Straßburg hatte außerordentlich viel Mühe und Scharfsinn auf dieses Krähen verwenden müssen. Franz Ketterer wäre auf Grund seiner geringen materiellen Möglichkeiten an einer solchen Aufgabe gescheitert. Da drang der Ruf des Kuckucks in seine Überlegungen hinein. Ja, wir können uns gut vorstellen, daß er sie im Frühling anstellte, jener Zeit, die — nach anfänglichem Zögern — gerade im Schwarz-

wald besonders stürmisch hereinbricht. Der Kuckuck war nicht weniger „symbolisch“, wenn auch in mehr heidnischer Sicht. Er galt seit je als ein wahrsagender, zählender Vogel, der das etwa zu erwartende Alter mit der Folge seiner Rufe prophezeit oder aber, wenn man den Geldbeutel schüttelte, immerwährenden Reichtum. Ausschlaggebend dürfte die technologische Möglichkeit gewesen sein, den Ruf künstlich mit geringen Mitteln zu erzeugen, diese „große Terz“, die Ludwig van Beethoven übrigens in seiner Pastoralsymphonie verwendete. Man benötigte dazu nur zwei geschlossene (gedeckte) Pfeifen von 14 und 17,5 cm Länge. Kuckucksuhren haben deshalb immer eine gewisse, vorgegebene Größe, die nicht unterschritten werden kann, sonst wäre der Ruf zu unnatürlich grell.

Wie funktioniert so etwas?

Von den beiden Blasebälgen war schon die Rede. Sie werden mit Hilfe eines Rades, eines kleinen Holzrades, an dem sich Hebestifte befinden, angehoben. Sie klappen dann nacheinander wieder zusammen. Ihr Luftstrom bläst die beiden gedeckten Lippenpfeifen an, so daß der Kuckucksruf hörbar wird. Damit das nur zu jeder vollen Stunde geschieht, ist das Hebstiftrad mit dem übrigen Uhrwerk verbunden. Ebenso sind alle übrigen, effektvollen Bewegungen des Kuckucks, das Öffnen des Türchens, das Schlagen mit den Flügeln direkt mit dem Uhrwerk verbunden. Die Kraft erzeugt man mit Hilfe eines aufziehbaren Gewichtes.

Die Schwarzwälder Kuckucksuhr hatte so gleich in aller Welt einen durchschlagenden Erfolg. So wurde die Idee unverzüglich von vielen schwarzwälder Uhrmachern aufgegriffen, verbessert, erweitert und ausgestattet. Man koppelte den Kuckucksruf zum Beispiel

mit einem (halbstündigen) Wachtelruf, und als schließlich die Erfindung der Eisenbahn auch in den Schwarzwald vordrang und dort längs der Strecken kleine Bahnhäuschen entstehen ließ, fand auch die Kuckucksuhr ihre endgültige äußere, nämlich die Bahnhäusle-Form. Dieses „Bahnhäusle“ wurde tüchtig ausgeschmückt, reich verschnitzt, mit Wald- und Jagdmotiven versehen — kurz so dekoriert, wie wir es heute — und wohl auch noch für lange Zeiten — in den Andenkenläden finden.

Zuerst: Gewichte aus Feldsteinen

Die Schwarzwälder Uhren liefen in der frühen Anfangszeit mit Hilfe von Feldsteinen als Gewichte. Erst viel später kam der eiserne, meist mit Blei oder Bleischrot gefüllte Tannenzapfen, wie wir ihn heute kennen. Die „Waag“, ein kleiner Querbalken, der sich horizontal bewegte, sorgte für den gleichmäßigen Lauf der Uhr, danach kam der Pendel auf, anfänglich vor dem Zifferblatt als sogenannter Kuhschwanzpendel, später dann unterhalb des Uhrengehäuses, wie die heutigen Uhren. Frühe Schwarzwälduhren zeigen nur die Stunden an, haben also nur einen Zeiger. Schließlich fertigte man Uhren, die auf zwei Zifferblättern mit je einem Zeiger die Stunden und die Viertelstunden anzeigten, bis man schließlich zu zwei Zeigern, dem großen und dem kleinen, fand, die zusammen nur ein Zifferblatt benötigten. Berühmt wurden neben der Kuckucksuhr der „Knödelfresser“, der unablässig mit dem Pendelschwung Knödel in sich hineinstopfte, die vielen verschiedenen „Augendreher“, deren bewegte Augen ebenfalls dem Pendelschwung folgten und die „Enthauptungsuhr“, die das blutige Geschehen um Johannes der Täufer stündlich, unter Assistenz der schönen Salome, vollzogen.

Heimatlicher Wald

Vortrag im Museum für Naturkunde Freiburg vom 28. Januar 1981

Fritz Hockenjös, St. Märgen

I.

In der Bundesrepublik nimmt der Wald 29% der Landesfläche ein, in Baden-Württemberg sind es 37% und im Regierungsbezirk Freiburg 45%. Der Wald prägt nicht allein das Bild, sondern auch Wesen und Geschichte unserer heimatlichen Kulturlandschaft und ihrer Menschen. Als Teil der Kulturlandschaft ist er Wirtschaftswald und hat als solcher eine Mehrfachfunktion: als Produktionsstätte des Rohstoffes Holz; als biologisch-ökologischer Ausgleichsraum für die zunehmend denaturierte Feldflur und naturnaher Lebensraum für Pflanzen und Tiere; und als Erholungsraum für die immer naturferner lebende Bevölkerung. Mit seiner „Nutz-, Schutz- und Erholungsfunktion“ ist der Wald ein unersetzliches Volksgut — „Allmende“ jenseits aller eigentumsrechtlichen Verhältnisse.

Die Formel von der „Nutz-, Schutz- und Erholungsfunktion des Waldes“ gehört heute schon beinahe zum Allgemeinwissen, — eine griffige, wenn auch nicht ganz logische Formulierung. Denn auch die Schutz- und die Erholungsfunktion — die man als „Sozialfunktionen“ zusammenfaßt und früher schöner als „Wohlfahrtswirkungen“ des Waldes bezeichnete — sind ja im Grunde Nutzfunktionen, die dem Waldbesitzer zwar keinen Geldertrag erbringen, vielmehr Beschränkungen auferlegen, aber der Allgemeinheit nützen. Um der Schutzfunktion willen werden Waldbestände aus Gründen des Boden-, Wasser- und Immissionsschutzes kraft Gesetzes ausgeschieden und besonders behandelt. Selbst die — flächenmäßig unbedeutenden — Bannwälder, in denen jeder Eingriff unterbleibt, haben letztlich dienende Nutz-

funktion, denn in ihnen will der Forstmann beobachten, wie Wälder, die sich selbst überlassen bleiben, sich entwickeln, was sie aus eigener Kraft zu leisten vermögen und was nicht.

Was schließlich die Erholungsfunktion des Waldes angeht, so widmen ihr heute einsichtige Waldbesitzer viel Aufmerksamkeit, indem sie den Wald mit „Erholungseinrichtungen“ ausstatten: mit Wander-, Lehr- und Sportpfaden, mit Park-, Rast-, Spiel- und Grillplätzen. Gut und recht, wenn sich das alles an die Randzonen hält. Doch das Bedürfnis nach Walderholung geht über Spazierengehen und Luftschnappen weit hinaus. Der Städter sucht im Walde vor allem das Erlebnis „freier Natur“; er will den Wald — bewußt oder unbewußt — als organische Ganzheit erfahren und sich selbst als eines ihrer Glieder; der Wald soll das Gemüt, die Phantasie, das künstlerische und religiöse Empfinden ansprechen, — er soll „den inneren Menschen wärmen“, um mit W. H. Riehl zu sprechen. Mit Erholungseinrichtungen allein vermag der Wald seine Erholungsfunktion nicht zu erfüllen, vielmehr hat der Wald als solcher dem Rechnung zu tragen, das Erscheinungsbild auch des Wirtschaftswaldes soll dem Besucher das Erlebnis freier Natur vermitteln! Was der Wald als naturnaher Auslauf, als Freiheits- und Erlebnisraum für unser Volk bedeutet, erkennen wir, wenn wir unsere europäischen Nachbarländer betrachten: Sie sind alle mit Meer oder Hochgebirge oder beidem reichlich ausgestattet; Deutschland hat von beidem nur wenig, — aber es hat den Wald!



Bauernwald im Glottertal. Im „Kandelwald“ (Hintergrund) wechselt bodenständiger Tannen-Buchenwald mit künstlich begründeten Fichtenbeständen. Im „Türlewald“ (Mittelgrund rechts) wechselt bunter Mischwald (Tanne, Fichte, Lärche, Buche, Ahorn, Esche) mit Fichtenaufforstungsbeständen (ehem. Weidfeld) und zusammengewachsener Weid- und Reutfeldbestockung (Birke). Im Vordergrund Birken, Tannen und Buchen auf aufgelassenem Reutfeld

Der Wald unserer Heimat — sagte ich — ist Wirtschaftswald und als solcher Mehrzweckwald. Alle drei Funktionen haben in ihm gleichen Rang und sind nicht voneinander zu trennen. Diesem Funktionenverbund braucht das Streben der Forstwirtschaft nach höchster Massen- und Wertleistung nicht zu wi-

dersprechen. Der Nutzung des Holzes kommt insofern eine besondere Bedeutung zu, als sie die Rolle des Motors spielt, der die Pflege der übrigen Funktionen mitziehen und mittragen muß — nicht allein finanziell, vielmehr auch in dem Sinne, daß ohne die Maßnahmen der Holznutzung auch der

Schutz- und Erholungswald nicht funktionieren kann; die Vorstellung vom Wald als sich selbst überlassener Natur, als Märchenwald und Paradies ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner. Unser Wald ist ebenso wohl Holzerzeugungswald wie Schutz- und Erholungswald; mag im konkreten Einzelfall der einen oder der andern Funktion Priorität eingeräumt werden — im Privatwald etwa der Holzerzeugung —, so gibt es doch in unserer Heimat keinen Wald, der nicht grundsätzlich allen drei Funktionen gerecht zu werden hat. So will es auch das Landeswaldgesetz.

Mit Sicherheit wird in der Zukunft, für die sich eine weltweite Holzverknappung abzeichnet, die Aufgabe der Holzerzeugung an Bedeutung gewinnen. Holz ist ja der einzige Rohstoff, der sich nicht mit der Zeit erschöpft, sondern der nachwächst. Aber in der Bundesrepublik kann der Wald den einheimischen Holzbedarf bis jetzt nur zu etwa der Hälfte decken. Nun gilt für die deutsche Forstwirtschaft schon seit bald zwei Jahrhunderten der Grundsatz der „Nachhaltigkeit“, was bedeutet, daß nicht mehr Holz genutzt werden darf, als zuwächst; dieser Grundsatz ist gewissermaßen der „Hippokratische Eid“ des Forstwirts. Es ist daher notwendig, daß Forstwirtschaft, Forstwissenschaft und Forstverwaltung die Produktivität des Waldes auf jede nur mögliche Weise steigern. Diesen Bemühungen sind indessen naturgemäß Grenzen gesetzt. Vor allem wäre es verhängnisvoll, würde die Steigerung der Holzproduktion auf Kosten der Sozialfunktionen gesucht und durch Anwendung nichtwaldgerechter landwirtschaftlicher oder industrieller Methoden erzwungen. Mit Sicherheit wird ja nicht allein die Nutz-, sondern im selben Maße auch die Schutz- und die Erholungsfunktion an Bedeutung gewinnen. Der Grundsatz der Nachhaltigkeit gilt heute und künftig für alle Funktionen des Waldes. Es kann im Wirtschaftswald unserer Breiten also nicht um Maximierung einer der drei

Funktionen, sondern nur um Optimierung aller Funktionen gehen.

Wenn der Wald Mehrzweckwald sein und bleiben soll, so gibt es nur einen Weg: Indem er möglichst leistungsstarker, naturnaher und heimatlicher Wirtschaftswald bleibt (oder, wo er das nicht mehr oder noch nicht ist, wird). Übergang zu Holzfackerbau und plantagenartigen Betriebsformen im Walde scheidet aus. Denkbar wäre, daß der Zwang, noch mehr Holz zu erzeugen, neben Landbau und Waldbau zu einer dritten Art der Bodennutzung führt: zum industriell betriebenen Holzplantagenbau mit raschwüchsigen Baumarten (Lignikultur) außerhalb des Waldes. Wald aber muß Wald bleiben — naturnaher und heimatlicher Nutz-, Schutz- und Erholungswald!

II.

Um deutlich zu machen, was wir unter „naturnahem und heimatlichem Wald“ verstehen, soll — wenn im Rahmen dieses Vortrages auch nur in groben Umrissen — die geschichtliche Entwicklung der Wälder unserer Heimat von der letzten Eiszeit bis heute nachgezeichnet werden.

Seit dem Ende der letzten Eiszeit — also im Laufe der letzten zehntausend Jahre — haben sich bei uns in Auswirkung der sich verändernden Klima- und Bodenzustände Wälder verschiedener Zusammensetzung entwickelt. In der Rheinebene und in den Vorbergen sind Laubmischwälder verschiedener Vergesellschaftung daheim. Die mittleren Lagen des Schwarzwalds trugen Mischwald von Weißtanne und Buche im westlichen, Tanne und Föhre im östlichen Teil und einem Fichtenanteil auf der Baar und im Feldberggebiet. In den Hochlagen über 1100 m herrschte die Fichte; am Westabfall des Gebirges stieg Buchenwald bis zur Waldgrenze hinauf.

Dieser natürliche Wald ist bis etwa zur letzten Jahrtausendwende vom Menschen zwar da und dort gerodet worden, doch ist die natürliche Struktur der Wälder im großen und ganzen unverändert geblieben. Die Tanne



Bauernwald in Eschbachtal (Gmk. Stegen). Ungleichaltriger Tannen-Buchenwald

Foto: Fritz Hockenjos

hat wohl von Natur schon immer in die Vorberge hinabgedrängt, und aus den Hochlagen hat die Fichte in die mittleren Lagen vorzustoßen versucht; der Mensch mag mit seinen zunehmenden Einwirkungen auf den Wald diesem Drängen unwissentlich entgegengekommen sein. In der Ebene und den Vorbergen haben menschliche Einwirkungen auf die Wälder zwar schon früher eingesetzt,

doch haben sie deren Zusammensetzung kaum verändert, weil die hier vertretenen Laubbaumarten ja die Eigenschaft haben, mit großer Vitalität aus dem Stock auszuschlagen, sich also vegetativ zu vermehren, und die Nutzung dieser Wälder auf eben dieser Eigenart beruhte. Vom Menschen schon früh bevorzugt wurden hier die Eiche und die Buche, weil sie ihm nicht nur wegen des Hol-

zes, sondern wegen der Eichel- und Buchelmast — der Grundlage der Schweinemast vor Einführung der Kartoffel — nützten.

Im 2. Jahrtausend n. Chr. drängte der zunehmende Bedarf an Ackerland den Wald durch Rodung kräftig zurück. Der Rückgang der Waldfläche fiel indessen nicht so schwer ins Gewicht wie vielmehr die schleichende Verlichtung und Auflösung der Wälder durch Übernutzung (Brennholz, Bauholz, Waldweide, Streunutzung). Hinzu kam der enorme Holzverbrauch durch Bergbau, Eisenschmelzen, Hammerwerke und Glashütten. Auch Anlagen der Landesverteidigung, so im Spanischen Erbfolgekrieg (1701—1714) die „Linien“ des Türkenlouis, haben in ihrem Verlauf zur Entwaldung ganzer Bergzüge geführt. Jahrhundertlang wurde im Wald mehr Holz genutzt, als zuwuchs, und erst die drohende Holznot — die man getrost mit der Ölkrise unserer Tage vergleichen kann — hat im 18. Jahrhundert die Entstehung und Entwicklung einer Forstverwaltung, Forstwissenschaft und geregelter Forstwirtschaft bewirkt.

Mit dem 19. Jahrhundert setzte der Wiederaufbau der ausgeschundenen Wälder ein, wesentlich gefördert durch die Einführung der Stallfütterung und Düngung in der Landwirtschaft, welche Waldweide und Streunutzung entbehrlich machten, und durch Industrialisierung und Eisenbahnbau, in deren Folge das Holz seine Bedeutung als Brennstoff verlor. Im Laufe des letzten Jahrhunderts ist der Wiederaufbau geschlossener, ertragreicher, gesunder und schöner Waldbestände gelungen — eine gewaltige Leistung, ökonomisch, ökologisch, kulturell. Auf weiten Arealen des Schwarzwalds haben wir wieder den bodenständigen Bergmischwald mit Fichte, Tanne und Buche, — Wirtschaftsbestände also, die im Grunde nichts anderes sind als Wirtschaftsformen des natürlichen Waldes; sie stehen dem natürlichen Wald dieser Lagen an Gesundheit und Stabilität in nichts nach, übertreffen ihn jedoch bezüglich des Pflegezustandes und des Ertra-

ges. Daß im Schwarzwald der natürliche Wald zugleich als Wirtschaftswald befriedigt, ist ein besonderer, durchaus nicht häufiger Glücksfall, der Waldbesitzer und Forstleute in besonderer Weise verpflichtet. Der Fichten-Tannen-Buchen-Mischwald ist der Idealwald unseres heimatlichen Gebirges schlechthin, der alle Forderungen, die an den Wirtschaftswald heute gestellt werden müssen, optimal erfüllt. Auf ihn läuft die natürliche Waldentwicklung hinaus; in ihm kann durch Aktivierung der natürlichen Wuchskräfte die biologische Produktion gesteigert und bis zu einem gewissen Grad automatisiert werden. Im ungleichaltrigen Bergmischwald ergänzen sich die drei Baumarten in ihren Ansprüchen und Leistungen in idealer Weise; im Miteinander steigern sich ihre Vorzüge, mildern sich ihre Schwächen. Die Fichte ist der Brotbaum der Forstwirtschaft, die Tanne ist der Charakterbaum des Schwarzwalds, und die Buche ist ihre Amme. Nun war aber der Wald auf weiten Flächen infolge der Übernutzung so sehr zusammengeschrumpft und aufgelöst, daß diese allein noch mit der anspruchslosen und frostharten Fichte aufgeforstet werden konnten. Diese Fichten-Aufforstungsbestände übertreffen heute an Fläche sogar das Areal des Bergmischwaldes. Zuerst waren es kapitalkräftige und weitblickende Waldbesitzer — Staat, Fürst, Kirchen, Gemeinden —, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts unwirtschaftlich gewordene Bauernhöfe aufkauften und aufforsteten. So waren z. B. die ausgedehnten Fichtenbestände zwischen Hinterzarten und dem Feldberg aus der Aufforstung von acht großen und mehreren kleinen Höfen entstanden. Um die Jahrhundertwende haben dann in einer zweiten Aufforstungswelle auch die Bauern selbst mit staatlicher Unterstützung ihr ertragsarmes Feld in großem Ausmaß aufgeforstet. Die dritte Aufforstungswelle liegt soeben hinter uns. — Übrigens waren jene Aufforstungen der ersten Welle nach hundert Jahren gerade zu wertvollen und schönen Beständen herangewach-



Pfisterwald bei St. Märgen (Staatswald). Ungleichaltriger Fichten-Tannen-Buchenwald Foto: Fritz Hockenjos

sen, als sie in den Jahren nach dem letzten Krieg größtenteils den „Franzosenhieben“ zum Opfer fielen und damit gesunde Mischbestände retteten. Die Aufforstungen der zweiten Welle waren in den Nachkriegsjahren erst halb so alt und daher für die Franzosen uninteressant; aber sie standen zur Durchforstung heran und brachten den Waldbesitzern große Mengen Faser- und

Grubenholz, Sortimente, die damals beim Wiederaufbau der Wirtschaft sehr gefragt waren und vielen Schwarzwaldbauern bei der notwendigen Sanierung und Modernisierung ihrer Höfe über den Berg geholfen haben.

Man sollte sich daher hüten, von diesen Fichten-Reinbeständen genug zu denken. Gewiß, sie sind eigentlich, im biologisch-ökologi-

schen Sinne, noch kein Wald. Man kann auf der grünen Wiese wohl einen Baumbestand anpflanzen, aber keinen Wald. Die Forstwirtschaft gilt zwar als die kleinere Schwester der Landwirtschaft, doch Waldbau ist etwas grundsätzlich anderes als Landbau; Bäume kann man pflanzen, Wald muß sich entwickeln. Der Boden braucht für seine Umwandlung vom Feld- zum Waldboden mit einer spezifischen Kleinlebewelt eine volle Baumgeneration, und bis dahin ist der Baumbestand ein Zwischending zwischen Feld und Wald, Holzacker sozusagen. Der Weg vom Feld zum Wald ist weit und führt nun einmal über den Holzacker, und die Nadelholzkultur ist — vor allem für den Privatwaldbesitzer — im Gebirge die einzige vertretbare Möglichkeit der Erstaufforstung. Diese Nadelholzbestände der ersten Generation sind aber, weil sie noch keine artenreiche, sich selbst im biologischen Gleichgewicht haltende Lebensgemeinschaft sind, für biotische und abiotische Schäden anfällig. Daß sie andererseits hohe Erträge liefern, darf den Waldwirt nicht davon abhalten, wenigstens die zweite Generation aus Gründen der Waldsicherheit in stockhaften Mischwald umzubauen. Das kostet seinen Preis, weil der junge Mischwald dort, wo der Rehwildbestand zu hoch ist, durch Verbiß der jungen Bäumchen stark gefährdet ist. Dies gilt insbesondere für die junge Weißtanne. Mit der Tanne steht und fällt aber der Bergmischwald.

Aus dem nämlichen Grunde ist auch der Fortbestand des naturnahen Bergmischwaldes, selbst wo wir ihn noch in gesunden Altbeständen haben, ernstlich gefährdet. Selbstverständlich gehört das Wild zum Wald, aber naturwidrig überhöhten Schalenwildbeständen droht heute zu gelingen, was selbst der Waldverwüstung früherer Jahrhunderte nicht gelang: die Dezimierung der Weißtanne und damit des heimischen Bergmischwaldes. Die empfindliche Tanne muß nämlich auf natürlichem Wege verjüngt werden, d. h. sie muß sich selber aus Samen verjüngen

und zwar langfristig voraus unter dem Schirm des Altbestandes, um zu ungleichartigen, stufig aufgebauten Folgebeständen zu führen. Die Kunst des Forstmannes besteht darin, daß er geduldig und feinfühlig durch seine Eingriffe ins Kronendach soviel Licht und Wärme auf den Boden gelangen läßt, daß dieser „fängisch“ wird und die junge Tanne aufkommen und sich entwickeln kann, ohne daß Gras und Kraut überhandnehmen. — Ehrlicher Weise soll nicht verschwiegen werden, daß die natürliche Verjüngung der Tanne auch dort versagt, wo die Altbestände früher nicht tannengerecht behandelt wurden, z. B. in den Zwanzigerjahren durch einen ungeduldigen Einheitswaldbau, der mehr mit dem Rechenstift als mit genauem Wissen vom Wesen des Bergmischwaldes betrieben wurde. Heute ist der Forstmann durch Schaden klüger geworden; mit großen Anstrengungen widmet er sich verstärkt der Tannen-Nachzucht. Indessen wird ihm die Rechnung von einst heute nachgereicht; ihm bleibt oft nichts anderes übrig, als überkommene alte schöne, aber verkrautete und verjüngungsunwillige Mischbestände abzuräumen und den Folgebestand künstlich zu begründen. Die Pflanzung der Tanne ist freilich nur ein Notbehelf. Anstelle der Tanne pflanzt man — besonders auf trockenen Hängen — gern die Douglasfichte, eine amerikanische Baumart. Nichts sei gegen diesen raschwüchsigen, leistungsfähigen und anspruchslosen „Gastarbeiter“ gesagt; unser heimatlicher Wald verträgt eine gewisse Anreicherung, und vielleicht lassen sich auch im Wald Gastarbeiter in den bodenständigen Grundbestand integrieren. Bedenken sind jedoch am Platze, wenn die Einbringung der Douglasie zu großflächigen Reinbeständen führt.

Ähnliches gilt übrigens auch für die Einbringung der Kanadischen Pappel im Rheinauwald, die dort zwar zu hohen Erträgen führt, aber zu plantagenartigen, wenig naturnahen Waldbildern geführt hat. Auch dort wird



Fichten-Aufforstung auf ehem. Weidfeld (Gmk. Neukirch)

Foto: Fritz Hockenjos

neuerdings ein naturnäherer Bestandsaufbau angestrebt. —

Unter einem „naturnahen und heimatlichen Wald“ verstehen wir jedenfalls mehr als nur einen gesunden und standortgerechten Baumbestand. Wald besteht ja nicht allein aus Bäumen, und zu den Aufgaben der Forstwirtschaft gehört nicht bloß die Sorge für einen standortgerechten Baumbestand, sondern auch die Erhaltung naturnaher Le-

bensräume für die einheimische Pflanzen- und Tierwelt, gehört die Pflege des Waldes als Ganzheit. —

Diese Ausführungen beschränken sich bewußt auf das Gebiet des Schwarzwalds, wo der Wald das Leben der Menschen und ihre Vorstellungen vom Heimatlichen bestimmt. Nur am Rande gestreift wurde der Wald der Rheinebene und der Vorberge, weil er durch die Jahrhunderte das Leben der Bevölkerung

nur am Rande berührt hat. Hier scheint sich indessen ein bemerkenswerter Wandel zu vollziehen: Mit dem Erwachen eines kräftigen Umweltbewußtseins auch bei der Bevölkerung der Ebene und der Vorberge gewinnt auch hier der Wald als Träger der Nutz-, Schutz- und Sozialfunktionen mehr und mehr an Gewicht. Ich muß mich hier mit den Stichworten Mooswald, Rheinauewald, Kaiserstuhl begnügen.

III.

Richten wir unser Augenmerk nun auf das heutige Bild der Schwarzwaldlandschaft und beschränken wir uns auf das Gebiet zwischen Dreisam und Elz, so bietet sich uns ein reicher Wechsel von Berg und Tal, Wald und offenem Feld. Bewußt oder unbewußt empfinden wir die Harmonie einer naturnahen Kulturlandschaft, wie sie sich im Laufe von fast tausend Jahren als Ergebnis einer ständigen Auseinandersetzung des Menschen mit der Natur herausgebildet hat. Große, zusammenhängende Waldungen finden sich eigentlich nur an den steilen Halden sowie in den Hochlagen gegen den Kandel, um die Platte, den ehemaligen Klosterwald von St. Peter.

Und achten wir einmal genauer auf den Wald in dieser Landschaft, so erkennen wir, daß Wald durchaus nicht gleich Wald ist, sondern daß auch in ihm eine buntscheckige Vielfalt herrscht. Der Wald unserer Heimat trägt die Spuren aller Entwicklungsstadien im letzten Jahrtausend auf dem Leibe.

Da fallen uns, zumal im Frühjahrs- und im Spätjahrsaspekt, die ausgedehnten Fichten-Tannen-Buchen-Bestände auf — „alter Wald“, wie er schon vor der Besiedelung hier heimisch war. In ihm überwiegt bald das Laub-, bald das Nadelholz. Die steile Gutacherhalde bei St. Märgen etwa weist in den Altbeständen fast reine Buchen mit nur wenigen Tannen und Fichten auf, während in weniger steilen Lagen, beispielsweise im Pfisterwald bei St. Märgen, ein nadelholzreicher Mischwald stockt. Hier hat man, weil das schwere Stammholz leicht zu transportieren

war, den Wald jahrhundertlang vorwiegend auf Bauholz genutzt, jeweils Stämme bestimmter Dimensionen einzelbaumweise geschlagen. Der Forstmann nennt diese Form der Nutzung „femelartig“ oder „plenterartig“ und den durch diese Nutzungsart bedingten ungleichaltrigen Waldaufbau „Femel-“ oder „Plenterwald“. Femelartige Nutzung begünstigt ihrerseits wieder das Nachwachsen von Nadelholz. In der Gutacherhalde jedoch, wo der Transport schweren Holzes ohne kostspieligen Bau von Wegen schwierig, wenn nicht gar unmöglich gewesen wäre, hat man sich mit Brennholznutzung begnügt. Brennholz brauchte in gewaltigen Mengen das Eisenwerk, das im 16. Jahrhundert in Simonswald errichtet und nach dem Dreißigjährigen Krieg nach Kollnau verlegt worden war. Weil das Brennholz durch Trift auf der Wildgutach dem Werk zugeführt werden konnte, hat man in der Gutacherhalde den Wald in großflächigen Kahlschlägen abgeholzt und die Scheiter in Holzkähnern zum Bach hinunter geriet. Auf den Kahlschlägen ließ man einige Samenbäume stehen, die die Wiederbewaldung besorgten. Diese rohe Art der Nutzung hat im Lauf der Jahrhunderte die empfindliche Tanne hinausgeekelt und die Buche begünstigt; die Fichte fiel hier im Windschatten des Nordosthanges infolge von Schneebruch aus. Beide Bestandestypen, hier der buchenreiche, dort der tannenreiche, sind Varianten des heimischen Bergmischwaldes, des „alten Waldes“. —

Sowohl der Wald in der Gutacherhalde wie der Pfisterwald sind alter Herrschaftswald, Klosterwald, und als solcher durch die Jahrhunderte schonlicher behandelt. Im Bauernwald — im Gebiet des „Geschlossenen Hofguts“ weit mehr als die Hälfte der heutigen Waldfläche — ist der „alte Wald“ seltener; er war stärker als der Herrschaftswald der Beweidung durch Vieh und damit der Auflösung ausgesetzt. Man muß einmal auf alten Bildern die Darstellung der Waldungen studieren, um einen Eindruck von deren Zu-

stand zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu bekommen. Was heute da und dort auf Weidfeld noch an markanten alten Baumgestalten steht, ist nichts anderes als die letzten Überreste aufgelösten alten Waldes.

Nun fallen uns auf den Weidfeldern aber auch jüngere Birken und Aspen, struppige Föhren und tiefbeastete Fichten auf, — „Weidpfutscher“ nennt sie der Schwarzwälder verächtlich. Sie sind die natürlichen Vorhuten des Waldes, die da auf extensiv genutztes Weidfeld vordringen. Hier erweist sich die Fichte mit ihrem leichten, weitfliegenden Samen und ihrer Frosthärte als ausgesprochene Pionierbaumart. Der Mensch hat diesen Vorgang der natürlichen Wiederbewaldung planmäßig nachvollzogen, verstärkt und beschleunigt, indem er nicht mehr benötigtes Feld mit Fichten aufforstete. Dieser „neue Wald“ besteht aus reinen, gleichaltrigen und damit gleichförmigen Fichtenbeständen. Auf dem hohen Schwarzwald, etwa im Raum St. Märgen—Furtwangen—Hinterzarten, kann man davon ausgehen, daß die Fichtenreinbestände, die heute mehr als die Hälfte der Waldfläche ausmachen, zumeist aus solchen Aufforstungen ehemals landwirtschaftlich genutzter Flächen hervorgegangen sind. Im Landschaftsbild tritt der „alte“ ungleichaltrige Mischwald mit stark bewegter, gezackter Silhouette meist auf hoffernen Köpfen oder in steilen Halden in Erscheinung; seine Verbreitung zeigt heute noch ziemlich genau an, wie weit der Wald zu Beginn des vorigen Jahrhunderts aus dem Landschaftsbild verschwunden war! Um diese Reste alten Waldes herum breitet sich dann der Mantel der aus Aufforstung hervorgegangenen gleichförmigen Fichtenbestände aus, — der „neue Wald“.

Außer diesen beiden großen Waldtypen des Bergmischwaldes und der Fichtenreinbestände gibt es im Westschwarzwald zwischen Acher und Dreisam noch eine dritte Art Wald, nämlich im Verbreitungsgebiet des Laubmischwalds auf den Sommerhalden unterhalb 800 m ü. d. M. Bestände, die aus dem

früheren Waldfeldbau der Reutfeldwirtschaft hervorgegangen sind. Alle 20—30 Jahre hat man die Laubholzbestockung streifenweise „auf den Stock gesetzt“ und „eine Rütli gemacht“, d. h. das Reisig mit der Bodendecke auf der Schlagfläche verbrannt, die Asche als Dünger verteilt und für drei Jahre Ackerbau getrieben. Inzwischen war die Bodenkraft erschöpft, die Wurzelstöcke begannen wieder auszutreiben, und in abermals 20—30 Jahren wurde der Vorgang wiederholt. Nach 1871, als im Deutschen Reich der Bedarf an lohgeerbtem Rindleder für Kommißstiefel stieg, diente dieser Buschwald — der „Eichbosch“ — als Eichenschälwald zur Gewinnung von Gerbrinde, ein einträgliches Geschäft, das allerdings den Boden verdarb, weil es die Erosion förderte. Mit dem Aufkommen anderer Gerbstoffe ging das Geschäft wieder zurück, um zwischen den beiden Weltkriegen ganz aufzuhören. Dieser alte Reutfeldbetrieb hat in der Landschaft deutliche Spuren hinterlassen in Gestalt von aus Stockausschlag entstandenen, meist wenig gepflegten Beständen von Eichen, Kesten, Haselhecken, Hagbuchen, Birken, Aspen, Linden. Man findet solche Bestockungen noch auf den Sommerhalden des Dreisambeckens und seiner Seitentäler. Oft auch führte die Brandkultur auf den Rüttenen zu den schönen Birkenschachen, die für die Landschaft zwischen Kinzig und Dreisam charakteristisch sind, etwa am Lindenberg, im Glotter-, Elz- und Simonswäldertal. (Birkensamen keimen mit Vorliebe auf Brandstätten.) Leider verschwinden mit der Reutfeldbestockung auch diese Birkenwäldchen mehr und mehr. Sie werden gern von der Tanne unterwandert, und manche der heutigen wertvollen Tannen-Femelwäldungen sind auf diesem Wege entstanden. Wo eine natürliche Umwandlung alter Reutfeldbestockung nicht möglich ist, bleibt nichts anderes übrig, als sie abzutreiben und durch Kulturen von Fichte oder neuerdings Douglasie zu ersetzen. Auf trockenen Standorten, wo man heute vorzugsweise die Douglasie verwendet, hat man sich früher mit der

Fohre beholfen, die aber hier nicht standortgemäß ist und häufig dem Schneebruch zum Opfer fiel. Auch von diesen Fohrenbeständen sind da und dort noch Reste zu sehen. —

Noch eines charakteristischen Elements heimatlicher Landschaft sei hier gedacht, auch wenn es sich dabei nicht um Wald im eigentlichen Sinne handelt: der Flurgehölze. In den Schwarzwaldtälern unterhalb 800 m sind diese Laubgehölze — „Hürste“ —, die sich auf unbewirtschafteten Stellen der Feldflur wild einstellen — auf Steinriegeln entlang der Hofgrenzen, auf Böschungen und Rainen und an Bachufern —, Lebensraum zahlreicher Lurche, Vögel und Kleinsäuger. Auch diese Gehölze bleiben nicht einfach sich selbst überlassen, sondern werden wirtschaftlich genutzt, indem sie von Zeit zu Zeit auf den Stock gesetzt werden, damit sie das angrenzende Feld nicht durch Beschattung und Laubabfall beeinträchtigen; sie ergeben die Reiswellen für den Stubenofen. In den Jahren des Wirtschaftswunders, als auf manchem Bauernhof die Reiswellenöfen und die Reiswellenmacher ausstarben, hat man das Flurgehölz, mit dem man nichts mehr anzufangen wußte, gerodet oder „abgespritzt“. Inzwischen hat die Ölkrise auch hier einen Umschwung bewirkt, und mit dem Brennholz haben auch die Flurgehölze wieder an wirtschaftlicher Bedeutung gewonnen. Selbst die Wasserbautechniker haben die Vorteile des Bachufergehölzes als eines natürlichen Uferschutzes wieder entdeckt. Und weil im Gebiet des „Geschlossenen Hofgutes“ für die Flurbereiniger nicht viel zu machen ist, besteht Aussicht, daß wenigstens hier die Flurgehölze erhalten bleiben. —

In den mittleren Lagen des Gebirges gibt es viel Feld, das heute nicht mehr landwirtschaftlich genutzt werden kann: die sog. „Untergrenzfluren“ (Grenzertragsflächen). In den letzten Jahren sind sie größtenteils aufgeforstet worden, meist mit reiner Fichte, oft wild drauflos, und Heimatfreunde warnen nicht ohne Grund vor der Gefahr einer Verfichtung und Verfinsterung des Schwarz-

walds. Sicherlich wird auch weiterhin ertragsschwaches Feld aufgeforstet, auch mit Förderung durch den Staat, aber nach sorgfältiger Prüfung auch der zu erwartenden Auswirkungen auf die Landschaft. Zweifellos werden diese Aufforstungen das Bild der heimatlichen Landschaft weiter verändern, sind jedoch — wie bereits gesagt — nur die Beschleunigung einer natürlichen Entwicklung. Denn Flächen, die nicht mehr intensiv landwirtschaftlich genutzt werden, fallen im Schwarzwald so oder so in wenigen Jahrzehnten dem Wald anheim. Zuerst breiten sich Adlerfarn, Brombeergestrüpp, Ginster aus; dann folgt Strauchholz von Schlehen und Grünerlen („Rinkerlen“); schließlich kommen Fichten, Fohren, Birken, Hagbuchen, Ahorne, Eschen auf, und im Schutz dieser Baumarten stellt sich zuguterletzt mit Tannen und Buchen der bodenständige Bergmischwald ein. Das ist der natürliche, beinahe zwangsläufige Vorgang der „Sukzession“, in dem die Natur die walddgeschichtliche Entwicklung von Jahrtausenden im Zeitraffertempo wiederholt. Die natürliche Sukzession können wir in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen im Westschwarzwald vielenorts verfolgen, z. B. am Lindenberg oder am Streckereck. Ihr verdanken wir manchen schönen Wirtschaftswaldbestand. Nun gibt es hier Örtlichkeiten, die nicht mehr genutzt werden, aber aus Gründen der Landschaftspflege nicht zuwachsen sollen. Sie müssen durch Beweidung mit Schafen waldfrei gehalten oder alle paar Jahre mechanisch „enthurstet“ werden. Doch sollte man dabei nicht stur alles absäbeln, sondern einzelne bodenständige schöne Bäume stehenlassen und nachziehen. —

Auf dem hohen Schwarzwald tritt an die Stelle der Laub-Flurgehölze die Weidfeldbestockung mit einzelnen alten Weid- und Wetterbäumen. Wer kennt und liebt sie nicht, diese eindrucksvollen Baumpersönlichkeiten der Hans-Thoma-Landschaft: die windgescherten Buchen auf dem Schauinsland, die zerzausten Fichten am Stübenwa-

sen, die struppigen Tannen und knorrigen Ahorne auf den Höhen ums Münstertal und auf den Böden, ohne die unsere Heimatlandschaft um ein prägendes Element ärmer wäre! Mit Recht fordern wir ihren Schutz und sind empört, wenn wieder einmal einer einem Wegbau, einer Aufforstung, den Maßnahmen der Flurbereinigung oder der Weideinspektion zum Opfer fällt. Doch Schutz allein genügt nicht. Wie wir bereits sagten, handelt es sich bei ihnen oft um die letzten Übriggebliebenen ehemaligen, durch Viehweide aufgelösten Waldes, und für viele ist die Zeit abgelaufen, ohne daß sie Nachkommen hinterlassen konnten. Wenn wir ihr Bild für die Zukunft erhalten wollen, müssen wir vorausschauend für Nachwuchs sorgen, — eine dankbare Gemeinschaftsaufgabe für Gemeinden, Forst- und Landwirtschaftsbehörden. Gerade die Forstverwaltung ist hier aufgerufen; nachdem sie den Bildband „Begegnung mit Bäumen“ herausgebracht hat, gilt sie in der Öffentlichkeit als die verantwortliche Behörde. Im Forstmann sieht der Bürger nun einmal den Bewahrer und Pfleger naturnaher Landschaft auch über das eigentliche Waldareal hinaus. Ihm traut man sachverständiges, verantwortungsbewußtes Abwägen zwischen biologisch-ökologischen und ökonomisch-technischen Belangen, aber auch Sinn für Eigenart und Schönheit heimatlicher Landschaft am ehesten zu.

IV.

So hat sich das Bild des Waldes in unserer Heimat ständig gewandelt und wird sich mit dem Wandel der allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse weiter wandeln. Vielleicht neigen wir dazu, Waldbilder, die uns lieb und vertraut sind, als besonders heimatlich und schön zu empfinden, so daß wir sie gern erhalten sähen. Doch ein solches Bild läßt sich nicht zu einem bestimmten Zeitpunkt fixieren und konservieren; auch die natürliche Entwicklung läßt sich ja nicht an einem bestimmten Punkt anhalten, wie man einen Film anhält. Wandel ist das Wesen alles Lebendigen! Bejahen wir also den Wandel auch im Bild heimatlicher Landschaft, heimatlichen Waldes! Für den „schönen“, den „heimatlichen“ Wald ist nur ein Kriterium zeitlos und in Zukunft erst recht gültig: daß er naturnaher Wald ist und bleibt!

Auch als Wirtschaftswald ist er „Natur“ in einem höheren Maße als Acker, Plantage, Park — und muß es bleiben, wenn er die Aufgaben erfüllen soll, die die Gesellschaft von ihm erwartet.

Und er ist „Heimat“ in einem höheren Sinne als bloß gesunde und schöne Umwelt — und muß es bleiben, wenn er seinen volkskulturellen Aufgaben gerecht werden soll, damit der Mensch nicht verkümmere.

„Der Holderstrauch, der Holderstrauch, der blüht so schön im Mai...“

— Brauchtum, Aberglauben und Volksmedizin rund um den Holunder —

Ludwig Vögely, Karlsruhe

Noch selten stand der Holunder so prachtvoll in der Blüte wie im Sommer 1981. An den Häusern, Wegen und Waldrändern entfaltete der Strauch seine ganze Lebenskraft in seinen Blütendolden, bei deren Anblick Erinnerungen an vergangene Zeiten sich geradezu aufdrängten. Da stand ein alter, vertrauter Bekannter im schönsten Kleid und forderte zum Besinnen und Sinnieren auf. Der Mensch braucht Assoziationen, um seine erinnernden Betrachtungen zu wecken, die Holunderblüte lieferte sie.

Die Bubenzeit im Kraichgau steigt herauf. Und zunächst sind es — wie könnte es anders sein — kulinarische Genüsse, die lebendig werden. Der Duft des Holunderkuchens kommt in die Nase, den die Bäuerinnen so gut backen konnten und auch heute noch backen können. Auf dem Boden aus Hefeteig (wie beim Zwiebelkuchen) lag eine dicke Schicht Rahm. Darauf kamen die entstielen Holunderblütchen, welche beim Backen knusprig und rösch wurden und so spezifisch dufteten. Und obendrein durften Butter- und Speckwürfel nicht fehlen. Welch eine Genuß für Buben, ein großes, warmes Stück dieses herrlichen Kuchens zu verzehren! Und wie gut schmeckten auch die Holunder-Pfannenkuchen und der Saft, der aus den Beeren gepreßt wurde!

Der Schauplatz wechselt. Buben sitzen am Rain und bearbeiten dicke Holunderstengel. Sie entfernen das Mark und erhalten so Röhren von etwa 30 cm Länge. Nun kommt die Hauptschwierigkeit, soll eine zünftige Wasserspritze entstehen. Die Röhre muß ver-

schlossen werden mit einer Scheibe, die in der Mitte ein kleines Loch hat. Und dann noch der „Stempfel“ mit einer Scheibe, die mit einem Läppchen oder Hanf umwickelt wird und die genau in das Rohr passen muß. Denn nur so kann man Wasser ansaugen und wieder verspritzen, so wie die Luftpumpe Luft ansaugt und in den Schlauch abgibt. Nur ist in unserem Falle der Effekt weitaus größer, denn Mädchen mit Wasser naß zu spritzen, ist allemal schöner als ein Rad aufzupumpen. (Meyer sagt auf S. 55 dazu, daß das „Holunderbüchsenmachen“ von einer förmlichen bald zuredenden bald drohenden Unterhaltung mit dem Holunderzweig begleitet wird, wie zahlreiche Bastlöserreime beweisen. Davon ist im Kraichgau keine Rede.) Die Mädchen spielen auf dem Schulhof. Sie bilden einen Kreis und singen:

Petersilie, Suppenkraut
wächst in unserm Garten,
und die Marie ist die Braut,
kann nicht länger warten.
Unter einem Holderbusch
gab sie ihrem Schatz ein' Kuß.

(oder Hochzeitskuß)

Das Bild des Vaters taucht auf. Nach des Tages Mühe und Plage singt er mit uns eines seiner Lieblingslieder:

Der Holderstrauch, der Holderstrauch,
der blüht so schön im Mai.
Da sang ein kleines Vögelein
ein Lied von Lieb und Treu.

Und schließlich gesellt sich noch die gute, längst verstorbene Tante hinzu, die mit gro-



Blühender Holunder

phot. M. Oeß

ßer Bestimmtheit erklärt: „Ein Holunder muß in jedem Garten stehen, das gehört sich einfach so!“

Warum eigentlich, und warum taucht der Holunder so häufig im Zusammenhang mit dem dörflichen Lebenskreis auf? Die volkskundliche Betrachtung kann beginnen.

Vom Holunder (auch Alhorn oder Flieder genannt, *Sambucus nigra*) heißt es in dem Kräuterbuch des Hieronymus Bock im Jahre 1551: „In Teutscher Nation ist der Holder jedermann bekant, darumb nit von nöthen vieler Wort, wie, wo oder wann derselbig wachse.“ (3/349) Es ist fraglich, ob das heute noch gilt für eine Pflanze, die seit Urzeiten dem Bauern ans Herz gewachsen war und die in seiner nächsten Nähe wuchs. Kümmert man sich um das rein Botanische, denn darin liegt doch der Wert des Holunders, kann man etwa lesen: „Holunder, Strauch mit ein-

paarig gefiederten Blättern und gelblichweißen, in großen, flachen Trugdolden angeordneten Blüten. Wächst in der Nähe menschlicher Siedlungen, Häusern, Gärten, Zäunen ohne Pflege, ab und zu im Wald und an Waldrändern, wo er auf frühere Siedlungen hindeuten kann. Die Wurzeln haben eine sehr starke Ausschlagfähigkeit. Der Strauch treibt immer wieder, auch wenn er öfters umgehauen wird.“ (1/262) Dr. Ludwig Klein, Hofrat und Prof. der Botanik an der TH Karlsruhe, geht etwas mehr ins Detail: „Der Gemeine oder Schwarze Holunder, *Sambucus nigra*, auch Holler oder Flieder genannt, hat bis 30 cm lange, unpaarig gefiederte Blätter mit 2–3 Paar Fiederblättchen, kleine, gelbweiße, im Juni erscheinende Blüten mit rundlichen Zipfeln und gelben Staubbeuteln. Die reichblütigen, endständigen Ebensträusse mit fünf Hauptstrah-

len sind zur Blütezeit aufrecht; später hängen sie und tragen kleine, schwarzviolette, blutroten Saft führende Steinfrüchte. Das Mark der Zweige ist weiß. Der schwarze Hollunder, allenthalben in Dörfern und Gärten angepflanzt und hier vielfach durch Vögel, welche die Früchte fressen, verbreitet, bewohnt fast ganz Europa, findet sich an Hecken und Zäunen, auch als Unterholz in lichten Waldungen, besonders auf humosem, frischem bis feuchtem Boden... er bildet große Büsche oder 4—5 m hohe, 20—30 cm starke Bäume mit malerischer Krone und bogenförmig abwärts gekrümmten Ästen.“ (10/99) Ähnlich berichtet der „gute, alte Schmeil.“ (11/136) Ludwig Kroeber bemüht sich um die Erklärung des Namens. Er stellt fest: „Die Herkunft des Gattungsnamens Sambucus, der sich schon bei Plinius im 1. nachchristlichen Jahrhundert vorfindet, steht nicht fest. Es besteht evtl. ein Zusammenhang unter Bezugnahme auf die rote Farbe des Saftes der Beeren mit der griechischen Bezeichnung „sandex“ für eine Pflanze, mit deren Saft Leinwand hellrot gefärbt wurde. (Gleicher Stamm, der rote Farbe bedeutet, in Sandarac und Sandelholz.) Der Beinamen „nigra“ kommt vom lateinischen niger, nigra, nigrum = schwarz (schwarze Farbe der Beeren). Im deutschen Namen Holunder (althochd. holuntar, mittelhochd. holunter) bezeichnet die Endsilbe „tar“ soviel wie Bäume. Der erste Teil des Wortes bezieht sich nicht auf Frau Holle, welcher der Baum im germanischen Altertum heilig gewesen sein soll, sondern auf das Wort „hohl“, weil sich die Zweige leicht aushöhlen lassen. Der Ursprung der Bezeichnung Flieder, der aus dem Niederdeutschen stammt, ist unbekannt und erst seit dem 15. Jahrhundert belegbar.“ (4/177) Alle Autoren stimmen darin überein, daß der Holunder, der seit Jahrhunderten in unmittelbarer Nähe des Menschen wächst und durch seine enorme Lebenskraft beeindruckt — eine der volkstümlichsten Pflanzen überhaupt — eine sehr wichtige Rolle in der Volkssage, im Volksaberglauben und der

Volkmedizin gespielt hat, was in dem Wort gipfelt, daß der Holunder die „Hausapotheke“ des Bauern war (4/178), und daß man vor dem Holunder „den Hut abnehmen muß.“ (1/262 ff.)

Der Holunder wurde als Lebens- und Sippenbaum verehrt. Das Umhauen und Verstümmeln des Strauches bedeutete Unglück, ja Tod. Parallelen zu anderen Pflanzen tun sich auf, z. B. dem Rosmarin, wenn man glaubte, daß das Verdorren der Pflanze das Sterben eines Familienmitgliedes nach sich ziehe. (3/350) Eine schlesische Sage berichtet, daß jedem Mann, der einen Holunder gefällt hat, ein Jahr später sein Haus abrennt. Der Holunder erscheint als Lebensbaum, der Sippenvegetationsgeist steckt in ihm (1/262 ff.). Das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens trägt hierzu noch interessante Einzelheiten bei. Nach alten slavischen und nordgermanischen Zeugnissen wohnen unter dem Holunder die „Unterirdischen“, der Erdgott Puschkaitis, dem man in Preußen Brot, Bier und andere Speisen opferte. Auch die Zwerge sitzen gerne unter dem Holunder, dessen Duft sie lieben. Wörtlich: „Die in populären Darstellungen oft gebrauchte Deutung des Namens Holunder als ‚Baum der Frau Holle‘ ist ethymologisch unhaltbar, folglich sind es auch die daran geknüpften Spekulationen. Immerhin ist vielleicht doch die hl. Maria in einer Sage aus dem bayrischen Odenwald, die erzählt, daß an der Stelle der Gnadenkapelle zu Schneeberg einst ein Holunder gestanden habe und daß auf diesem immer wieder das Muttergottesbild der Pfarrkirche gewesen sei, die Nachfolgerin einer im Holunder verehrten germanischen Gottheit. Nach einer badischen Sage hat die Muttergottes die Windeln des Jesuskindes an einem Holunder getrocknet, was man sich sonst meist von der Weinrose erzählt.“ (1/262 ff.) Auch in Brunnadern (Waldshut) hat die Mutter Gottes nicht an der Heckenrose, sondern am Holunder die Windeln des Kindleins getrocknet. (6/382) Und Höfler berichtet, daß sich an den heili-



Zeichn.: E. Vögely

gen Bäumen Wallfahrtsorte gebildet haben, so durch ein Marienbild im Hollerbusch bei Maria Alheim. (8/126) In diesem Sinne galt der Holunder wohl als heiliger Strauch, dessen Holz nicht oder nur von Witwen und Waisen verbrannt werden durfte. Sonst gab es Unglück und Krankheit, Zahnschmerzen das ganze Jahr über, man bekam den Rotlauf (Farbe des Feuers!) oder die Pferde im Stall gingen ein. (1/262 ff.) Aus der Verehrung des Holunders, aus der Vermeidung des Verstümmelns des Busches oder des Verbrennens des Holzes läßt es sich erklären, daß man den Holunder am Haus und am Stall hielt als Mittel, Menschen und Vieh vor Unheil, Hexen und Zauber zu bewahren.

Als Schutzbaum des Hauses wurden dem Holunder ganz allgemein apotropäische Eigenschaften zugeschrieben. Die wichtigsten seien wenigstens aufgezählt: Vor die Stalltür gepflanzt, bewahrt er das Vieh vor Zauberei,

am besten ist es, wenn auch die Türriegel aus Holunderholz gemacht werden. (1/262 ff.) Der Teufel und sein Anhang verabscheuen den unangenehmen Leichengeruch(!) seiner Blüten. (3/350) Sie meiden deshalb den Strauch. Der Geruch scheint es auch zu sein, der Maulwürfe vertreiben soll, wenn man Holunderzweige in die Maulwurfshügel steckt. Dies ist auch für den Kraichgau vor nicht allzu langer Zeit verbürgt. Die Sperlinge in der Saat kann man vertreiben, wenn man am „stillen Freitag“ mittags 12 Uhr, Sand unter einem Holunder wegnimmt und diesen gegen sie ins Feld streut. Interessant ist, daß wenn man ein Haselstöckchen mit einem Holunderzweig zu einem Kreuz formt, dieses gegen das wütende Heer schützt. Das christliche Kreuz und der Aberglaube liegen hier dicht beieinander, und es wäre eine dankbare Aufgabe, einmal den Haselstrauch auf seine volkskundliche Bedeutung hin näher zu untersuchen. Für den Bauern spielt das Vieh eine besondere Rolle, dessen Gedeihen macht seinen Stolz und seinen Reichtum aus. Die Nachgeburt einer Kuh, die zum erstenmal gekalbt hat, muß man unter einem Holunder begraben, denn dann kann das Vieh nicht verzaubert werden, und die Milch versiegt nicht. (1. landw. Arzneibuch des 18. Jhdts. aus Niederösterreich.) Fehlt der Milch der Rahm, soll man sie unter den Holunder gießen, dann hört das Übel auf. Der Holunder ist nicht nur eine hexenabwehrende Pflanze, man kann diese auch mit seiner Hilfe erkennen. Ein Rezept dazu ist folgendes, das wieder ganz aus dem bauerlichen Bereich stammt: Man schnitzt einen Löffel aus Holunderholz, legt ihn nach Sonnenuntergang in gute Milch, so daß Rahm daran hängen bleibt und läßt ihn dann trocknen. Dies wiederholt man am Sonnwendabend, und wenn man dann damit zum Sonnwendfeuer geht, müssen einem alle Hexen nachlaufen (Tirol). Auf der Schwäbischen Alb ging das so: In der Nacht von Gründonnerstag auf Karfreitag mußte man mit dem Schlag 12 Uhr auf dem Friedhof einen Ho-

lunderzweig abschneiden und aushöhlen. Damit konnte man am Karfreitag während des Gottesdienstes die Hexen erkennen. (Alle bisherigen Angaben über die apotropäischen Eigenschaften des Holunders nach 1.) Es ist kein Wunder, daß der Strauch, dessen Wurzeln eine so starke Ausschlagkraft haben, daß sie selbst bei schlimmen Verwundungen immer wieder treiben, in der Volkserotik eine Rolle spielt. In dieser Beziehung ist der Holunder geradezu ein Fruchtbarkeitssymbol. Er steht um die Sommersonnenwendzeit in voller Blüte. Im Thüringer Wald sagte man: „Auf Johannistag blüht der Holler, da wird die Liebe immer toller!“ In Thüringen steckte man unkeuschen Mädchen auch Holunderzweige vor das Fenster. Ein altes Motiv findet sich in einem Brauch des Innviertels: Schütteln die Mädchen am Thomastag während des Ave-Läutens eine Holunderstaude, so kommt der Bräutigam aus der Richtung, aus der ein Hund bellt. (1/262 ff.) An manchen Orten sagte man den Kindern, daß sie vom Holunder herkämen, eine hier unbekannte Variante der Antworten auf neugierige Kinderfragen. (3/350) An dieser Stelle soll noch einmal auf den Kinderreim „Petersilie, Suppenkraut“ zurückgegriffen werden. Fehrle (5/63) sagt dazu, daß im Volksglauben das Wachstum der Petersilie mit dem Menschenleben in einem ursächlichen Zusammenhang stehe. In der Gegend von Mosbach sollten die Frauen beim Säen lachen, sonst ginge sie nicht auf. Wenn aber die Petersilie nicht aufgeht, stirbt jemanden im Haus. Nun heißt es in dem Mädchenspiel weiter: „Und die Marie ist die Braut, kann nicht länger warten.“ Und unter dem Hollerbusch gibt sie ihrem Schatz den Hochzeitskuß. Man kann spekulieren: Warum kann Marie nicht mehr länger warten? Ist sie etwa schwanger? Um Johanni wird ja die Liebe immer toller! Hier scheint es, spielt die Volkserotik eindeutig in das Spiel der Mädchen hinein. In dem Büchlein „Allerleirauh“ (14/237) sind noch einige Kinderreime aufgeführt, in welchem der Holder eine Rolle

spielt. Zunächst eine Variante des „Petersilie, Suppenkraut“, bei welcher der Holunder nicht vorkommt.

Petersilie, Suppenkraut,
wächst in unserm Garten,
unser... ist die Braut,
soll nicht lang mehr warten.
Roter Wein und weißer Wein,
morgen soll die Hochzeit sein.

Die weiteren Spielverse lauten:

Ringle, ringle, reihe,
wir sind der Kinder dreie,
sitzen auf dem Holderbusch
schreien alle: Musch, musch, musch!
Setzt euch nieder!

Oder

Ringle, ringle Reihe,
wir sind unser zweie,
wir schlupfen durch den Holderstock
duschi, duschi, dok, dok, dok!

Ein Kinderspiel mit folgenden Versen teilt noch A. Bender mit:

Rumbedibum, der Hollerstock!
Wieviel Hörner hat der Bock?
Eins, zwei, drei...
Hätt'st du recht geraten,
wärest du nicht gerumpelt worde!

(13/265 Nr. 82)

Das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens berichtet, daß der lebenszähe Holunder deswegen auch auf Gräbern gepflanzt und so auch zum Baum des Todes wurde. Diese Sitte ist in unserer Heimat nicht nachgewiesen, wohl aber für den Norden und Osten Deutschlands. Die alten Friesen haben ihre Toten unter einem Holunder bestattet. Später hat man mit einem Holunderstab das Maß für den Sarg genommen, Holunderstäbe wurden auch auf die Leiche gelegt, und der Fuhrmann, der den Sarg fuhr, benützte einen Holunderzweig als Peitsche. Die besonderen klimatischen Verhältnisse der Ostprovinzen fanden im Aberglauben ebenfalls

ihren Niederschlag. In Mittelschlesien wertete es man als Todesvorzeichen für ein Familienmitglied, wenn am Holunder gleichzeitig Blüten und Beeren waren. Das gleiche galt für das Erzgebirge, wenn der Holunder im Herbst wieder blühte und für Westpreußen, wenn der Holunder lange Wurzelchosse trieb.

Vielleicht ist hier ein Hinweis auf die frühere heidnische Verehrung des Holunders angebracht, daß er neben dem Baum des Todes gewissermaßen auch als teuflischer Baum galt. Um Beweise dafür zu finden, muß man ebenfalls weit von unserer Heimat weggehen, wenn man davon absieht, daß in der Oberpfalz der Teufel „Hölderlin“ oder „Hollabibon“ genannt wurde. (1/262 ff.) Ein etwas erheiterndes Wort stammt aus Graubünden: „Under ere Holderstude und under eme rote Bart wachst nüd guets!“ Der Glaube, daß man den Holunder nicht verletzen darf, führt zu dem Wissen, daß es gefährlich sei, ein Haus da zu bauen, wo ein Holunder gestanden hat. Eine natürliche Erklärung für den Glauben, daß wenn man sich unter einem blühenden Holunder schlafen legt, man am anderen Morgen tot sei, ist sicher, daß der starke Duft der Blüten Kopfschmerzen und starkes Unwohlsein verursachen kann. Der für viele Leute unangenehme „Leichengeruch“ kommt daher, daß Judas sich an einem Holunder erhängt hat. (Mecklenburg, Pommern) In der Märkischen Heide glaubte man, daß Jesus mit einer Holunderrute geschlagen worden sei. Deshalb ist die Rinde des Holunders voll von Schrunden wie die Haut des Herrn (1/262 ff.) In Tirol und Frankreich durfte man das Vieh nicht mit einer Holunderrute schlagen, da es sonst „das Blut“ bekam oder verendete. Es ist offensichtlich, wie stark der Volksaberglaube das Leben der hl. Familie und das Leiden des Herrn mit dem Holunder in Verbindung gebracht hat. Glaube und Aberglaube liegen oft eben nahe beisammen.

Daß ein Strauch vom Ansehen des Holunders von den Bauern in seinem Wachstum

und Verhalten aufmerksam beobachtet wurde, geht aus dem bisher Gesagten eindeutig hervor. Auch daß vom Holunder aus Rückschlüsse auf das landwirtschaftliche Jahr gezogen wurden, ist selbstverständlich. Diese Wetterregeln, besser landwirtschaftliche Orakel, hatten eine Verbreitung, die weit über unsere Heimat hinausging. In Schwaben, der Schweiz, Pfalz und Frankreich, alles Länder mit Weinbau, sagte man: „Wie der Holunder blüht und Früchte ansetzt, so blüht und fruchtet auch die Weinrebe.“ Daß dem Bauern die Ernte besonders am Herzen liegt und er deshalb vielerlei Anzeichen für eine Voraussage beachtet, ist eine Binsenwahrheit. Auch der Holunder spielte dabei eine Rolle. „So viel früher vor Johanni der Holunder blüht, so viel früher kann man vor Jakobi schneiden (ernten).“ (Schwaben, Lüneburger Heide, Mecklenburg.) In Bayern sagte der Bauer: „Blüht der Holunder lang, so gibt es auch eine lange Ernte.“ Das bedeutet, daß durch ungünstiges Wetter die Ernte oft unterbrochen und damit hinausgezögert wird. „Blüht der Holunder ungleich, so gibt es eine ungleiche Ernte.“ (Schwaben) Auch eine Wettervorhersage ermöglicht der Holunder: Wenn er Blüte und Frucht gleichzeitig trägt, ist ein strenger Nachwinter zu erwarten. Dagegen kann man auf einen zeitigen Frühling hoffen, wenn man in der Christnacht um 24 Uhr frische Holundertriebe findet. In Bayern glaubte man, daß wenn es donnert, so lange der Holunder noch unbelaubt ist, es kein Futter für die Kühe gebe. Hat der Holunder Blattläuse, so bekommt sie auch der Hopfen. In der Walpurgisnacht, dieser Nacht voller Zauber und Unheimlichkeiten, steckte man Holunderzweige an den Rand der Flachsfelder und sprang darüber. So hoch man sprang, so hoch wuchs auch der Flachs. Und abschließend eine allüberall und auch bei uns heute noch geltende Regel: Blüht der Holunder, so hören die Hühner auf zu legen.

Begleitete also der Holunder den Bauern über das ganze Jahr hinweg, so ist es auch

sehr verständlich, daß er ihn auch als „Hausapotheke“ (wie er vielfach genannt wurde) nützte. Die sog. Volksmedizin hat die Kraft der Pflanzen, Früchte, Getränke seit Jahrhunderten erprobt. Sie wuchs aus „dem Ganzen volksmäßigen Glaubens und Brauches, Denkens, Lebens und Sprechens“ heraus. (3/823) Schließlich liegen ihr alle Erfahrungen zugrunde, alle Anschauungen von der Krankheit und die gegen diese nützenden Heilmethoden. Die Medizin ist — nach einem altem Wort — eben älter als die Mediziner, wobei an dieser Stelle keinesfalls das Verhältnis der Schulmedizin zur Volksmedizin angesprochen werden soll. Die sympathetische Medizin spielt beim Holunder ebenfalls eine große Rolle, wird ja der Kranke schon gesund, wenn er in seinem Schatten schläft. „Sympathiemachen“ heißt Krankheiten besprechen und fußt auf dem Glauben, daß zwischen den Dingen, Mächten und Personen eine geheime und geheimnisvolle Verbindung besteht, daß sie aufeinander einwirken. (3/744) Und so kam es dann zu folgenden Anschauungen: Der Holunder ist besonders zum „Übertragen“ von Krankheiten geeignet. Man band z. B. um einen Holunder, der auf der Grenze stand, in der Nacht bei abnehmendem Mond einen Bindfaden und sprach dabei: „Guten Morgen, Herr Flieder, ich bring dir mein Fieber, ich binde dich an, nun gehe ich in Gottes Namen davon.“ (1/262 ff., 3/349) Ähnlich verfuhr man gegen Gicht oder die Gichter (Braunschweig, Mecklenburg), die Suchten, also Abnehmen und Auszehrung (Mecklenburg), Röteln (Rheinlande), Rotlauf, Halsweh, und das Fieber wurde man auch los, wenn man sich mit einem betauten, blühenden Holunderzweig ins Gesicht schlug. Die Bekämpfung des Fiebers spielt naturgemäß eine große Rolle in der sympathetischen Medizin. So sollte sich z. B. in Schwaben und Franken der Fieberkranke während des Scheidungsläutens an einem Freitag unbeschrieben an einen Holunderstrauch hängen (diesem also die Krankheit übertragen), danach aber den

Strauch abhauen, weil derjenige das Fieber bekommen würde, der von den Blüten oder Beeren dieses Astes in Tee- oder Latwergenform etwas genießen würde. In Schlesien brauchte man, um das Zahnweh loszuwerden, nur am Karfreitag in einen Holunderast zu beißen. (3/349) Auch Gichtknoten konnte man vertreiben, indem man sie am Karfreitag vor Sonnenaufgang dreimal über Kreuz an der rauhen Rinde des Holunders rieb. Um ein Überbein loszuwerden, rieb man es ebenfalls mit einem Aststück oder den Blättern ein. Interessant ist auch das „Verbohren“. Gegen Zahnweh ritzte man das Zahnfleisch mit einem Holunderspan blutig, was sicher eine gewisse Erleichterung brachte, und fügte dann den Span wieder an der Stelle im Busche ein, woraus er genommen worden war. Damit hatte man das Zahnweh in den Holunder verbohrt. Ähnlich verfuhr man auch bei Fieber und Schwindsucht. Ein weiteres Beispiel für das Übertragen von Zahnweh führt Zimmermann an. Das Beisichtragen von Zähnen, besonders von menschlich in einem Beinhaus ausgebrochen(!), schütze vor Zahnweh. Als später menschliche Kiefer nicht mehr zu erhalten waren, trat an ihre Stelle die ungerufen gefundene Kinnlade eines Tieres, welche noch Zähne enthielt. Mit ihr umfuhr man den schmerzenden Zahn. Man begnügte sich auch mit Sargnägeln. Mit ihnen bohrte man im Zahn herum und schlug sie in Unzhurst dann in einen Holunderstrauch. (7/41) Auch zur Blutstillung zog man den Holunder heran. Man tauchte die beiden Enden eines Holunderzweiges in das Blut und sprach: „Ich verbinde diesen Verband in Gottes Hand. Im Namen...“ Wenn das Blut am Zweigstück eingetrocknet war, stand auch das Blut in der Wunde. Warzen verschwanden in dem Maße, wie ein teilweise abgebrochener Holunderzweig verdorrte. Das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens gibt ein außergewöhnliches Beispiel des Übertragens. Nach dem Aberglauben-Traktat des Frater Rudolphus (etwa 1250) tun die

Frauen das, was sie ihre Blüte nennen (menstruum) auf einen Holunder und sprechen: „Trage die für mich, ich blühe für dich.“ Die Anmerkung dazu erklärt, daß es sich hier anscheinend um einen „antikonceptionellen“ Zauber handele, da es an gleicher Stelle auch von dem Holunder heiße, daß die Frauen dessen Blüte von sich würfen, um kinderlos zu bleiben. Man sieht, das Problem der Schwangerschaftsverhütung ist ein uraltes, nur die Mittel und Methoden haben sich geändert. Bei den Sympathiekuren spielten wie bei allem Aberglauben bestimmte Zahlen eine Rolle. Zum Blutreinigungstee nahm man sieben Holunderblätter, gegen Fieber 77 Laubspitzen im Wasser. In Bayern galt ein Holunderblatt, das an der Spitze zwei Fiederblättchen hatte (Hollermann) als besonders wirksam. Überhaupt galten die ersten im Frühjahr gefundenen Holunderblüten als sehr heilsam, z. B. gegen Rotlauf, Hautkrankheiten, Sommersprossen. Da der Holunder um Johanni am schönsten blüht, sind seine Blüten am wirksamsten, wenn sie an jenem Tage mittags 12 Uhr oder vor Sonnenaufgang gepflückt werden.

Eine weite, geradezu internationale Verbreiterung (z. B. auch in Rußland, Rumänien, USA) fand die Rinde als Brech- und Abführmittel. Schon Albertus Magnus sagt im 6. Buch seines Pflanzenwerkes, daß die innere Rinde des Holunders ein Brechmittel ergebe, wenn man sie von unten nach oben schabe; von oben nach unten geschabt, sei sie ein Abführmittel. Dies sei eine erprobte Tatsache (1/262, 3/249) „Auf diese naive Weise sieht der Volksglaube die tatsächlich vorhandene, gleichzeitig abführende und brechenenerregende Wirkung miteinander in Einklang zu bringen.“ (4/177) Man trieb schließlich mit Abführen und Erbrechen die schlechten Säfte aus dem Körper. (2/282) Schließen wir dieses Kapitel mit der Verwendung des Holunders in der Volksmedizin. Zeitlich kann man da sehr weit zurückgehen. Nach Kroeber (4/177–180) wurde schon bei den Hippokratern im 5. und 4. vorchristlichen Jahrhundert

der Holunder als Heilpflanze als abführendes, wassertreibendes, gynäkologisches Mittel charakterisiert. Die gleichen Eigenschaften billigten ihm Dioskorides und Plinius im 1. nachchristlichen Jahrhundert zu. Sie ergänzen, daß die als Gemüse gekochten jungen Blätter Schleim und Galle abführen, die in Wein gekochte Wurzel sich wirksam bei Wassersucht bewähre, daß aufgelegte frische Blätter Entzündungen lindern und heilend bei Geschwüren wirken, und daß diese in Verbindung mit Ochsen- oder Bockstalg ein vortreffliches Mittel bei der Behandlung des Podagras abgeben. „An dieser Anwendung hat sich in der Volksheilkunde durch das ganze Mittelalter hindurch bis auf heute nichts geändert.“ Den Blüten, reifen Früchten, den Blättern, der Stamm- und Wurzelrinde — praktisch dem ganzen Strauch — werden also seit alters her harntreibende, auswurfördernde, abführende, brechenenerregende und, äußerlich angewandt, erweichende und zerteilende Wirkungen zugeschrieben. Das Anwendungsgebiet der Holunderdrogen bezieht sich dementsprechend auf Erkältungskrankheiten, Wassersucht, Nieren- und Blasenleiden, Steinleiden, Gicht, Rheumatismus, Verstopfung und Erkrankung der Atemorgane. Auszüge aus Holunder, Kamillen und Lindenblüten wirken zusammen mit Wärme stark schweißtreibend. Kück sagt dazu ebenfalls: „...kam als Mittel gegen Husten- und Brustleiden der Flieder in Betracht. Von den getrockneten Blüten wurde Tee, aus dem Saft der Beeren Mus oder mit Zucker und kochendem Wasser Grog bereitet.“ (9/114) Ähnlich berichtet Höfler. Die Hollerblüte wurde gegen Lungen sucht empfohlen, und die Hollerbeeren als eingedickter Saft gegen Würmer angewendet. (8/105, 109, 120) Frisch ausgepreßter Saft der Holunderbeeren wurde als Spezificum gegen genuine Neuralgie bezeichnet, die man angeblich dauernd heilen konnte. In Hochsal nützte man die heilsame Wirkung der Blüten gegen Kopfweh, Holunderwurzeln dienten in der Gegend von Überlingen

zur Bekämpfung der Blutarmut und Bleichsucht. (7/21, 27)

Werfen wir einen Blick auf die Gegenwart: Heilkräuter in allen möglichen Formen sind wieder gefragt. Man braucht nur in die Schaufenster der Apotheken und Drogerien zu sehen, um das bestätigt zu finden. Bücher erscheinen auf dem Markt, und selbst in Zeitungen und im Fernsehen nimmt man sich der Heilkräuter an. Sogar Brennesseln werden landwirtschaftlich angebaut. Die Rückkehr zur Anwendung der uralten, bewährten Volksmedizin, die Nutzbarmachung der natürlichen Kräfte der Heilpflanzen und das Bemühen, Schulmedizin und Volksmedizin in eine sinnvolle und beide Seiten nützende Relation zu bringen, sind vermutlich die Reaktion auf unser „vergiftetes“ Dasein. Und daß wir ungesund leben und dies büßen müssen, darüber kann es keinen Zweifel geben. Was den Verfasser dieser Zeilen noch sehr interessierte, war die Frage, ob der Holunder auch einen Niederschlag im Lied, besonders im Volkslied gefunden hat. Das war bei der Bedeutung für das Volksleben anzunehmen, die Ausbeute war jedoch nicht sehr groß. Jedermann kennt das bekannte Lied aus dem Oberschwäbischen, dessen erste Strophe lautet:

Rosestock, Holderblüt!
Wann i mein Dirnderl sieh,
hüpft mer vor lauter Freud
's Herzerl im Leib

(15/29)

„Des Knaben Wunderhorn“ trägt aus dem Gedicht „Frühlingsblumen“ auch eine Strophe bei:

Ein Kraut wächst in der Aue
mit Namen Wohlgeruch,
liebt (gefällt) sehr den schönen Frauen,
dazu die Holderblüt,
die weiß und rote Rosen
hält man in großer Acht,
tut's Geld darum verlosen,
schöne Kränze daraus macht.

(16/178, 179)

Glock aber hat im Elsenzthal ein schönes Lied gefunden und aufgezeichnet.

Am Hollerbusch, do steht e Maid,
Holt sich en Schorz voll Bliet.

Un wie se roppt und wie se zoppt,
Singt sie dazu e Lied:

Hollerbusch, Hollerbliet!

Wer geht zum Bründel mit?

Hollerbusch, Hollerbliet!

Wer kriegt de Kranz?

Zum Hollerbusch, wer geht do na?

E saubrer, junger Bu.

Un wie er hikümmt, hält er g'schwind

Der Maid die Aage zu.

Hollerbusch, Hollerbliet!

Wer geht zum Bründel mit?

Hollerbusch, Hollerbliet!

Wer kriegt de Kranz?

Beim Hollerbusch, do steht e Paar,
Die hawe sich so gern,

Un wann se üwerts Johr noch stehn

Do muß doch Hochzich wern.

Hollerbusch, Hollerbliet!

Wer geht zum Bründel mit?

Hollerbusch, Hollerbliet!

Wer kriegt de Kranz?

Vum Hollerbusch, do fällt die Bliet,

Der Winter kummt herbei.

O junges Blut, sieh dich wol für,

Ob dir dei Schatz bleibt treu.

Hollerbusch, Hollerbliet!

Wer geht zum Bründel mit?

Hollerbusch, Hollerbliet!

Wer kriegt de Kranz?

(12/3)

In diesem Lied ist der Holler Zeuge einer Liebesgeschichte und gleichzeitig Schicksalsbaum. Die uralte Frage nach Liebe und Treue wird gestellt, und der Ausgang ist wie so oft ungewiß. Das wohl am besten bekannte Lied „Am Holderstrauch“, das heute noch landauf, landab bekannt ist, handelt von Liebe, Scheiden und Wiederkommen. Es ist ein Volkslied, gefühlvoll, versehen mit allen Kennzeichen der Liebeslyrik. Es trifft mit

der eingängigen Melodie die Seele des Volkes und blieb deshalb lebendig. Auch in Herzensangelegenheiten war der Holunder der Vertraute des Volkes. (5/153) Es ist allerdings auch ein Lied, bei dem das Scheiden durch den Krieg hervorgerufen wird. Mit dem Gespür für das Echte und unangebrachtes Pathos wird die vierte Strophe nicht gesungen, sie ist auch kaum bekannt. Diese lautet:

Am Holderstrauch, am Holderstrauch,
Da fiel der Abschied schwer,
Er zog ins Feld, er starb als Held
für Deutschlands Kron und Ehr.

Und nun das Lied:

Am Holderstrauch
Der Holderstrauch, der Holderstrauch,
Der blüht so schön im Mai.
Da sang ein kleines Vögelein
Ein Lied von Lieb und Treu.

Am Holderstrauch, am Holderstrauch,
Wir saßen Hand in Hand,
Wir waren in der Maienzeit
Die Glücklichsten im Land.

Am Holderstrauch, am Holderstrauch,
Da muß geschieden sein.
Kehr bald zurück, kehr bald zurück,
Herzallerliebster mein.

Am Holderstrauch, am Holderstrauch,
Da weint ein Mädchen sehr.
Der Vogel schweigt, der Holderstrauch,
Der blüht schon längst nicht mehr.

Etwas überraschend ist es, den Holunder in der modernen Lyrik zu finden. Für was steht er? Ist er die Chiffre für die Vergangenheit, die Erinnerung, für die dunklen Zusammenhänge um Leben und Sterben? Spricht hier – vielleicht unbewußt und untergründig – etwas von dem Geheimnisvollen hinein, das den Strauch umgibt? Der Leser mag die Verse auf sich wirken lassen, denn dieser Aufsatz will natürlich keine Analyse und Interpretation dieser Gedichte geben, sondern

deren Schönheit in einigen Beispielen aufzeigen und zum Selber-Suchen anregen.

Bei dem großen expressionistischen Lyriker Georg Trakl findet sich der Holunder häufig. Er spricht stets vom „alten Holunder“, Symbol der Erinnerungen an eine alte, vergangene, bürgerliche Welt, die noch (scheinbar) in Ordnung war und an die Kindheit. Dazu einige Strophen aus verschiedenen Gedichten aus dem Zyklus „Sebastian im Traum“:

Liebe; da in schwarzen Winkeln der Schnee
schmolz,
Ein blaues Lüftchen sich heiter im alten
Holunder fing,
In dem Schattengewölbe des Nußbaums;
Und dem Knaben leise ein rosiger Engel
erschien;...

(18/104)

Oder
O wie leise
Verfiel der Garten in der braunen Stille des
Herbstes,
Duft und Schwermut des alten Holunders,...

(18/105)

Das Gedicht „Kindheit“ beginnt ganz im Sinne unserer Betrachtung:

Voll Früchte der Holunder; ruhig wohnte
die Kindheit
In blauer Höhle...

(18/102)

Auch in dem wunderschönen Gedicht „Sebastian im Traum“ (Für Adolf Loos) schattet der Holunder:

Mutter trug das Kindlein im weißen Mond,
Im Schatten des Nußbaums, uralten Holunders,
Trunken vom Saft des Mohns, der Klage
der Drossel;
Und stille

Neigte in Mitleid sich über jene ein bärtiges
Antlitz
Leise im Dunkel des Fensters;...

(18/103)

Joh. Bobrowski hat eines seiner Gedichte mit „Holunderblüte“ überschrieben. Sehr eindrucksvoll wird darin der Holunder als Symbol der Kindheit in Beziehung zu den schrecklichen Vorgängen der Judenverfolgung gesetzt. Der Dichter hat es verstanden, des Holunders beide Seiten — Lebens- und Todesbaum — unübertrefflich zu verbinden. Das Sterben des Holunders bedeutet seit alters Unheil für die Menschen.

Holunderblüte

Es kommt

Babel, Isaak.

Er sagt: Bei dem Progom,
als ich Kind war,
meiner Taube
riß man den Kopf ab.

Häuser in hölzerner Straße,
mit Zäunen, darüber Holunder.
Weiß gescheuert die Schwelle,
die kleine Treppe hinab —
Damals, weißt du,
die Blutspur.

Leute, ihr redet: Vergessen —

Es kommen die jungen Menschen,
ihr Lachen wie Büsche Holunders.

Leute, es möchte der Holunder sterben
an eurer Vergeßlichkeit.

(19/29)

Zum Schlusse mag noch Bertold Brecht zu Worte kommen mit dem kurzen, aber inhaltsreichen Gedicht

Schwierige Zeiten

Stehend am meinem Schreibpult

Sehe ich durchs Fenster im Garten den Holunderstrauch

Und erkenne darin etwas Rotes und etwas Schwarzes

Und erinnere mich plötzlich des Holders

Meiner Kindheit in Augsburg.

Mehrere Minuten erwäge ich

ganz ernsthaft, ob ich zum Tisch gehn soll

Meine Brille holen, um wieder

Die schwarzen Beeren an den roten Zweigen zu sehen.

(20/1029)

Damit kann die Betrachtung geschlossen werden. Gewiß ist der Holunder dank seiner urwüchsigen Lebenskraft in seinem Bestand nicht gefährdet, aber er ist doch um das Haus und in den Gärten selten geworden. Die Modernisierung der Bauernhäuser und der bäuerlichen Gebäude um das Haus herum haben ihn von da vertrieben. Oft mußte er Ziersträuchern und teuren Nadelhölzern Platz machen. Aber manchmal steht er noch an der Ecke eines alten Hühnerstalles, ein Bild, das nostalgische Träume wecken könnte, oder er grünt am rückwärtigen Gemäuer einer Scheune oder ganz hinten in der Ecke des Bauerngartens. Daß er sich aber an Rainen, Wegen und Waldrändern so wacker hält, erfüllt mit Freude. Denn immer noch gilt das Wort des unvergessenen Emil Baader: „Wir können uns die deutsche Landschaft nicht denken ohne den Holunder. Er ist schön wie ein Volkslied.“ (17/15)

Literaturnachweis

¹⁾ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Band IV, Berlin-Leipzig 1931/36, Spalten 262—275

²⁾ Preßler, Wilhelm, Hrsg., Handbuch der deutschen Volkskunde. Lieferung 17/18, Bd. I. Alfred Martin „Deutsche Volksmedizin“, S. 271—285, Verlagsanstalt Athenaion, Potsdam, o. J.

³⁾ Wörterbuch der deutschen Volkskunde, 2. Aufl., neu bearbeitet von Richard Beitzl, Kröners Taschenbuchausgabe Bd. 127, S. 349, 350, 744, 823

⁴⁾ Kroeber, Ludwig, Das neuzeitliche Kräuterbuch. Die Arzneipflanzen Deutschlands in alter und neuer Betrachtung. Bd. I, Stuttgart/Leipzig 1937, S. 177—180

⁵⁾ Fehle, Eugen, Badische Volkskunde, Leipzig 1924, S. 63, 153—155

⁶⁾ Meyer, Elard Hugo, Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert, Straßburg 1900, S. 382

- 7) Zimmermann, Walther, Badische Volksheilkunde. Heimatblätter vom Bodensee zum Main, Nr. 29, herausgegeben vom Landesverein Badische Heimat, Karlsruhe 1927, S. 21, 27, 41
- 8) Höfler, Max, Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit, unveränderter Neudruck der Ausgabe von 1888, München 1976, S. 105, 109, 120, 126
- 9) Meisinger, Othmar, gesammelt von, Bilder aus der Volkskunde, Eduard Kück „Volksheilmittel in der Lüneburger Heide“, Frankfurt 1920, S. 104–118
- 10) Klein, Ludwig, Unsere Waldbäume, Sträucher und Zwergholzwachse. (Sammlung naturwissenschaftlicher Taschenbücher Bd. IV), Heidelberg 1910, S. 99
- 11) Schmeil, Otto, Leitfaden der Pflanzenkunde, Leipzig 1925, S. 136
- 12) Glock, Johann Philipp, Lieder und Sprüche aus dem Elsenzale, Bonn 1897, S. 3
- 13) Bender, Augusta, Oberschefflenzer Volkslieder und volkstümliche Gesänge, Karlsruhe 1902, S. 265, Nr. 82
- 14) Enzensberger, Hans Magnus, Hrsg., Allerlei-rah, Insel-Taschenbuch 115, 1977, S. 237
- 15) Breuer, Hans, Hrsg., Der Zupfgeigenhansel, Leipzig 1912, S. 29
- 16) Des Knaben Wunderhorn, Insel-Taschenbuch 85, 1976, S. 178/179
- 17) Die Markgrafschaft, Heft 3, 1961, darin Emil Baader „Blühender Holunder“, S. 15
- 18) Trakl, Georg, Die Dichtung, 11. Aufl., Salzburg, o. J., S. 102–104
- 19) Bobrowski, Johannes, Schattenland Ströme, Gedichte, DVA 1962, S. 29
- 20) Brecht, Bertold, Die Gedichte in einem Band, Suhrkamp-Verl. 1981, S. 1029
- Für die Mithilfe bei der Suche nach Holundergedichten in der modernen Lyrik bin ich Herrn Oberstudiendirektor Heinrich Hauss zu Dank verpflichtet.

*Liad un Wort! Wort un Liad!
 S Herrgotts Stimm sin ihr
 in Gmiat.
 Wu ihr sin isch ufgeweckt Lebe,
 zeigt sich Geist un fraidig
 Strebe.
 S Glick tuat tiafer inne
 schwinge,
 wenn mr rede derf un singe,
 wia as Kinder bi dr Mütter,
 eimol liisli, eimol lüter.
 S Wort gradius un s Liad
 in Reime —
 findesch des,
 dno bisch derheime!*

Karl Kurrus

Salpeter

ein altes Bergbau-Mineral

Gustav Albiez, Freiburg

Einleitung:

Der südlichste Teil des Schwarzwalds, heute als „Hotzenwald“ bekannt, früher als „Grafschaft Hauenstein“ bezeichnet, war Schauplatz einer Aufstandsbewegung, die die vorderösterreichische Regierung von 1719 bis 1755 in Atem hielt. Erster Führer dieser Bewegung war Hans Fridolin Albiez aus Buch. Er galt als wohlhabender Mann, war aber Leibeigener des Klosters St. Blasien. Zusätzlich betätigte er sich als Salpetersieder und verdiente damit ein schönes Geld. In der ganzen Grafschaft als „Salpeter-Hans“ bekannt, nannten sich seine Anhänger „Salpeterer“. Nach einer Reise nach Wien wurde er verhaftet und starb 1727 in Freiburg/Brg.

Der Aufstand endete mit der Verbannung der Salpeterer ins Banat und nach Siebenbürgen. Der Hotzenwald erkaufte sich 1738 die Befreiung von der Leibeigenschaft vom Kloster St. Blasien für 58 000 Gulden. Dies ist geschichtlich insofern bemerkenswert, als hier sture Bauern die Freiheit ertrrotzten, lange bevor in den größten deutschen Ländern die Leibeigenschaft aufgehoben wurde: so von Kaiser Joseph II. (1782) für Österreich, von Markgraf Carl Friedrich (1783) für Baden und dem Freiherrn von Stein (1807) für Preußen¹⁾.

Während über die politische Bewegung der „Salpeterer“ mehrfach Abhandlungen erschienen, fehlt es bis jetzt weitgehend an Berichten über das Gewerbe der Salpetersieder. Dies sei im Folgenden mit einem Abriß über die Geschichte des Salpeters nachgeholt.

„Salpeter“ ist ein historischer Trivialname für einige anorganische Nitrate. Dazu gehören:

Ammoniumnitrat = Ammonsalpeter = NH_4NO_3

Kalisalpeter = Indischer Salpeter = KNO_3

Natriumnitrat = Chilesalpeter = NaNO_3

Calciumnitrat = Mauersalpeter =

$\text{Ca}(\text{NO}_3)_2$

Ammoniak = NH_3

Pottasche = KOH

Salpetersäure = HNO_3

Salpetrige Säure = HNO_2

Natriumsalpeter ist hygroskopisch und wird wegen seiner leichten Wasseraufnahme vorwiegend als Düngemittel verwendet. Er ist nicht körnig und wird deshalb als Preßling eingesetzt. Kalisalpeter ist nicht hygroskopisch und daher gut für die Herstellung von Schießpulver geeignet. Alte Namen für Salpeter sind: Nitrum, Salniter, Saliter, Zapeter, sal petrae (Felsensalz)²⁾.

Schon 1230 verwendeten die Chinesen Pulver für kriegerische Zwecke: Darüber berichteten Roger Baco (um 1265) und Albertus Magnus (um 1270/80). Das von den Byzantinern schon 678 verwendete sog. „Griechische Feuer“ bestand aus Schwefel, Harz, gebranntem Kalk und als wichtigstes aus brennendem Erdöl³⁾. 1326 gibt eine Urkunde aus Florenz Hinweise auf ein kleines Geschütz. Bei Kämpfen in Friaul 1331 und vor Meersburg 1334 waren sog. Flaschengeschütze eingesetzt, die viel Donner und Eisenklumpen in die Stadt warfen⁴⁾. Sie erwiesen sich als recht harmlos. Durchschlagkraft und Zielsicherheit waren zu gering; nur Krach und Rauch sorgten für eine gewisse moralische Wirkung.



Georgius Agricola gab im 12. Buch seines Werks *De re metallica* die Darstellung einer Salpeter-Siederei. 1556. Für seine Behälter verwendete er den Ausdruck „Kufen“, die später als Bottiche und Standen bezeichnet wurden. Mit B+D+E sind Bottiche verschiedener Größe dargestellt. Der Zapfen C dient zum Ablassen der Lauge. In Kufe E sind Kupferstäbe eingebaut, an denen der Salpeter auskristallisiert. In Pfanne A wird die Lauge eingedickt.

Um 1345 tauchten die ersten Exemplare einer neuen Geschützart auf: die Steinbüchse⁵). Die erste Beschreibung einer solchen Büchse stammt von 1376. Mit den Steinbüchsen konnte man Kugeln aus Stein, Eisen oder Bronze verschießen. Diese neue Waffe war mauerbrechend und führte zur völligen Umgestaltung der Kriegstechnik. Vom Oberrhein aus fanden die Steinbüchsen

rasch weite Verbreitung. Man darf daraus schließen, daß die Heimat der Steinbüchse irgendwo in der Oberrheinischen Tiefebene zu suchen ist.

Die Alchimie beherrschte Europa etwa 1500 Jahre. Der Weg zur exakten Wissenschaft war dornig und dauerte sehr lange. Am Anfang dieses Weges stehen die Forschungen des Paracelsus (1493–1541), am Ende

Lavoisier (1749–1794). Als die Steinbüchse erstmalig im Krieg zwischen Venedig und Genua eingesetzt war, suchte man den Erfinder der neuen Waffe zu ermitteln, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Zu jener Zeit war auch der Gebrauch der Armbrust (gegen Christen) und die Ausübung der Alchimie unter Strafe gestellt.

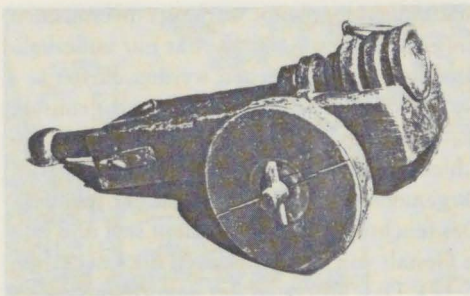
Als einer der letzten Alchimisten galt lange ein angeblicher Mönch mit Namen Berthold Schwarz, den man bisher vergebens suchte. 1575 wies der italienische Chronist Guido Pancirollus nach, daß der Gesuchte Konstantin Anklitzen geheißten habe und aus Freiburg stammte. Hier gab es bis zum Jahre 1624 den Familiennamen „Angeleysen oder Anglisen“. Berthold war von Beruf Alchimist und Metallurg. Für ihn war Freiburg mit seinem damals blühenden Bergbau der gegebene Standort. Außerhalb der Stadt hatte er sein Labor und hier dürfte er auch Schießversuche gemacht haben. Als Alchimist wurde er als Schwarzkünstler = „niger“ bezeichnet, was zum Namen Schwarz führte. Während er früher als Alchimist einen großen Namen hatte, verwies man ihn später ins Reich der Fabel. Heute ist sein Name in der technischen Literatur kaum erwähnt⁶⁾.

Berthold — wie wir ihn nennen wollen — untersuchte die Chemie des Salpeters und erfand dabei das Schießpulver. Dieses erkannte er als Drei-Komponenten-Gemisch aus Salpeter, Schwefel und Holzkohle. Je nach Zusammensetzung der Gemische erzielte man verschiedene Pulverarten. Je reiner die Rohstoffe und je exakter die Mischung, desto besser wurde das Schießpulver. Jede dieser drei Materien wurde separat gemahlen und gesiebt. Dann wog man von jedem so viel ab, als verhältnismäßig zu dem Pulver nötig war. Hierauf wurden sie wieder zusammen in der Pulvermühle gemahlen und wieder vermischt. Dies geschah entweder in Stampfen oder in Mahlmühlen, deren Steine aus glatt geschliffenem Marmor bestanden. Während des Mahlens muß die Masse von Zeit zu Zeit angefeuchtet werden, damit sie sich nicht

entzündet. Überhaupt war das Pulvermachen ein gefährliches Geschäft, das nur außerhalb der Siedlungen betrieben werden durfte⁷⁾. Nachdem alles fein gemahlen und gemischt ist, bedarf es noch der Körnung. Dies geschieht in der Weise, daß man das Pulver in pergamentenen Sieben hin und her schüttelt. Das feuchte Mehlpulver klumpt sich und fällt in Gestalt von Körnern durch die Löcher des Siebes. Das Trocknen des gekörnten Pulvers geschieht an der Sonne oder in geheizten Zimmern. Zuletzt wird das Pulver in Fässer gepackt und trocken aufbewahrt. Wenn es nach einigen Jahren verwittert, pflügt man es in der Mühle mit frischem Zusatz aufzuarbeiten⁷⁾. Das Körnen vermindert die Wasseraufnahme des Mehlpulvers beim Aufbewahren. Gekörntes Pulver brennt rascher ab und staubt weniger²⁾.

Berthold hatte erkannt, daß die Sprengladung verdammt werden muß, im Gegensatz zu den mit offenem Feuer angetriebenen Raketen. Die von 1325 bis 1375 verwendeten Niederdruckwaffen verschossen lose eingelegte Eisen- oder Steinkugeln. Erst die von Berthold erfundene Steinbüchse nutzte die hohe Sprengkraft hoch erhitzter Gase. Bei der Schaffung des neuen Geschützes nutzte Berthold seine Erkenntnis, daß energiereiche Stoffe beim Verbrennen in festen Volumina hohe Drücke erzeugen, mit denen sich Körper beschleunigen lassen. Bei den älteren Feuerwaffen, die wegen ihrer Ähnlichkeit mit Flaschen als „Flaschengeschütze“ bezeichnet wurden, war das Geschloß lose eingelegt (1326). Bertholds Steinbüchsen wurden laufend verbessert und schossen schließlich zentnerschwere Steine bis 2500 Meter weit.

Um 1375/76 tauchten die ersten Steinbüchsen auf. Das Vorhandensein einer mauerbrechenden Waffe veränderte die Kriegstechnik. Die ersten Vertreter dieses Geschützes zeigten noch deutlich die Form eines chemischen Mörsers, in den die Kugel von vorn hineingeschoben wurde. Das Verdammen der Kugel brachte bessere Leistung. Wegen



Steinbüchse aus den Jahren 1380/1400. Deutlich erkennbar ist die mörserartige Form. Die Steinkugeln drückte man von vorn in das Schießpulver. Gezündet wurde mit einem glühenden Eisenhaken.

des umständlichen Ladens waren Steinbüchsen nur für Belagerungen brauchbar⁴⁾. Den Städten erwachsen daraus erhebliche Anstrengungen im Bereich der Verteidigung.

Berthold unterhielt in Freiburg eine regelrechte Büchsenmeisterschule, in der der Umgang mit dem Geschütz, aber auch die Herstellung des Schießpulvers geübt wurde. Die Herstellung und Bedienung des Pulvergeschützes machte zahlreiche handwerkliche Einrichtungen nötig: Gießler, Schmiede, Zimmerleute, Schreiner, Pulvermacher, Büchsenmeister etc.

Berthold fühlte sich nicht mehr sicher und beendete seine Arbeiten in Freiburg 1380, um sich in einem Kloster zu verstecken. Er ging nach Wehrau bei Prag, wurde dort aber entdeckt und 1388 in Prag hingerichtet. Irgend welche Abhandlungen von Berthold sind nicht mehr vorhanden. Eine Anzahl Manuskripte wurden um 1390/95 zu einer Handschrift „Feuerwerksbuch“ zusammengefaßt. Leider ist das Original dieses Buches verschollen; es wurde jedoch mehrfach abgeschrieben und sogar nachgedruckt. Der Autor des Buches dürfte ein später Zeitgenosse Bertholds gewesen sein, der originale Abhandlungen Bertholds besaß. Es ist anzunehmen, daß verschiedene Büchsenmeister Abschriften von Teilen des Feuerwerksbuches oder des ganzen bewahrten und versteckt

hielten, weil sie sich gefährdet fühlten. Das Feuerwerksbuch enthält eine Sammlung von 50 Rezepten zur Bereitung des Salpeters sowie genaue Angaben über das Schießen mit dem neuen Geschütz⁶⁾.

Die rasche Ausbreitung des neuen Geschützes brachte eine wesentliche Steigerung des Pulverbedarfs. Von den drei Komponenten des Pulvers war der Salpeter am schwersten zu beschaffen. Den meisten Schwefel (ahd = suebal/mhd = swebel) gewann man durch Destillation von Pyrit. Dieser Treib- oder Rohschwefel war unrein und mußte gereinigt werden; dazu wurde er in eisernen Gefäßen destilliert. Bei genügender Menge wurde der reine Schwefel geschmolzen und in hölzerne Formen gegossen. So war er dann verkäuflich⁸⁾. Eine andere billige Art der Schwefelgewinnung war das Rösten aus Pyrit. Die kleinstoßenen Kiesel wurden auf einem offenen Platz, der nur von drei Mauern umschlossen war und die „Röste“ hieß, mit Holzkohle geschichtet und ausgebrannt. Wenn der Ofen etwa 14 Tage lang gebrannt hatte, so stieß man mit einer Stange mit bleierner Spitze etliche 20 Löcher hinein und schöpfte den aus diesen Löchern sich sammelnden Schwefel täglich dreimal aus. Der rohe Schwefel wurde anschließend in eisernen Pfannen und Röhren geläutert. Als Schwefellagerstätten waren die sulfidischen Erze Deutschlands und die Solfataren Italiens von Bedeutung. An Holzkohle wurden höchste Ansprüche gestellt. Sie soll von Erle, Linde, Buche oder Pappel stammen. Salpeter war ursprünglich das wichtigste Konservierungsmittel für Fleisch. In der Medizin verwendete man Salpeter gegen Grind und Rand⁹⁾. Auch in der Metallurgie war Salpeter bedeutsam, besonders als Scheidewasser. Der dafür erforderliche Salpeter-Verbrauch dürfte gering gewesen sein. Erst die Erfindung des Schießpulvers machte den Salpeter zu einem staatswichtigen Mineral. Er wurde daher vielfach zu einem Regal des Landesherrn und an Interessenten verliehen. Die Gewinnungsrechte der Salpetersieder waren damit gesichert.

Salpeter durfte nicht exportiert werden und war an bestimmten Orten abzuliefern. Salpeter war von großer Bedeutung für die staatlichen Pulverfabriken.

In Alchimie-Rezepten gehörte Salpeter zu den wichtigsten Materien. Der aus Indien und Ägypten stammende Kalisalpeter war bis ins 14. Jahrhundert für die Versorgung Europas von erheblicher Bedeutung. Er entsteht dort durch Ausblühungen nach der Regenzeit auf kalireichen Böden. Später bezog man den Salpeter aus kleinen Lagerstätten in Ungarn, Spanien, Nordafrika, Kaukasus, Ostindien etc. Die Namengebung als sal petrae (Felsensalz) stammt von einem arabischen Alchimisten Drhfar al Sofi, der in der Literatur „Geber“ heißt.

Über die Herstellung des Salpeters berichtet Agricola im 12. Buch von „De re Metallica“ 1556: „Salpeter wird aus einer trockenen, etwas fettigen Erde dargestellt, die, einige Zeit im Munde gehalten, einen salzigen und gleichzeitig scharfen Geschmack verursachen. Diese Erde wird mit einem Pulver zusammen abwechselnd in Schichten, die eine Hand hoch sind, in Kufen gebracht. Dieses Pulver besteht aus 2 Teilen ungelöschtem Kalk und 3 Teilen Asche (KOH) . . . Die Kufen werden dann in abwechselnden Lagen gefüllt . . . Dann gießt man bis zum Rande Wasser darauf, das durch die Erde hindurchsickert, und den Salpeter, der darin enthalten ist, auflöst. Schließlich zieht man den Zapfen aus der Kufe, läßt die Lösung in einen Bottich fließen und gießt sie mit Schöpfern in kleinere Kufen. Wenn der Geschmack recht salzig und etwas scharf ist, so ist es recht . . . Man läßt dann die Lösung noch einmal durch die gleiche oder durch eine andere frische Erde durchsickern.“

„Man läßt auch 2 oder 3 Mengen Wasser durch die gleiche salpeterhaltige Erde durchsickern . . . Die erste Lösung wird für sich in eine Kufe gebracht, die zweite in eine andere und die dritte Lösung in die dritte Kufe. Die frische Lösung läßt man jeweils an Stelle von reinem Wasser durch frische Erde sickern,

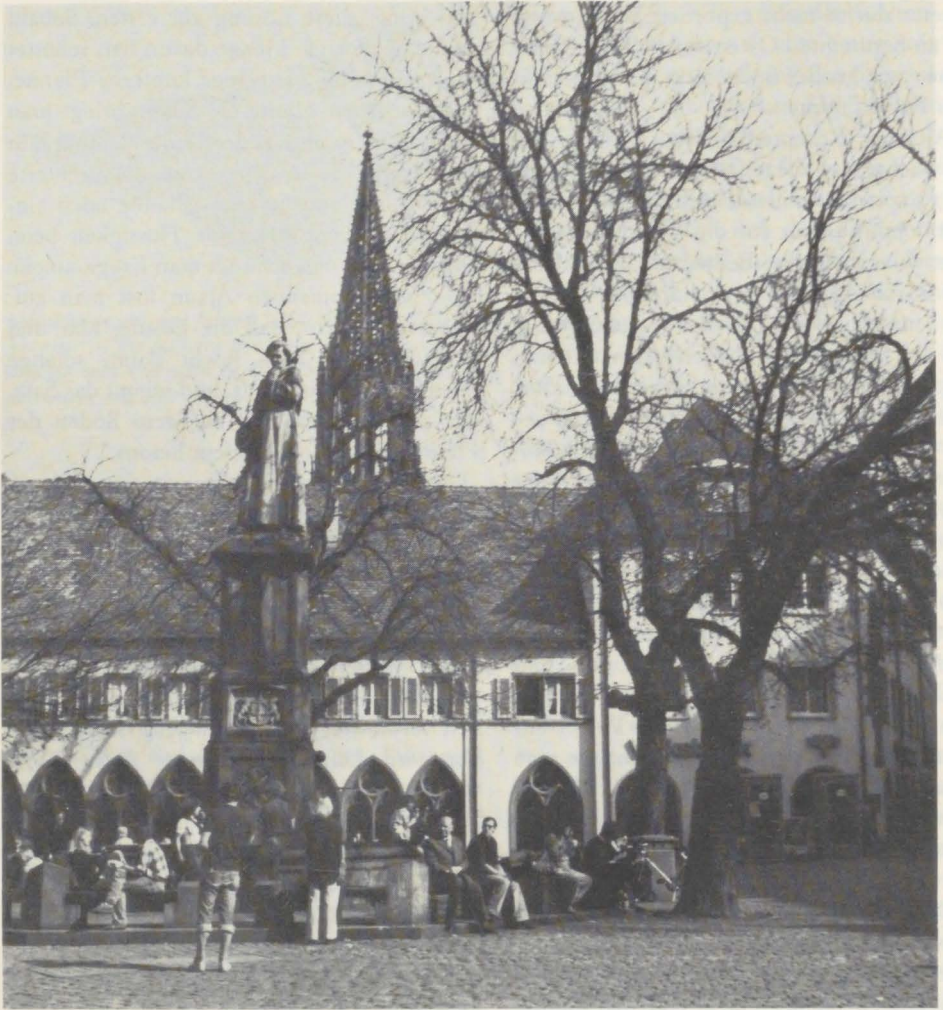
und bringt diese Lösung zur ersten. Sobald man eine gewisse Menge davon hat, schüttet man sie in eine viereckige kupferne Pfanne, und kocht zur Hälfte ein. Dann bringt man die Lösung in eine andere Kufe . . . und läßt die erdigen Teile sich setzen. Die geklärte Lösung läßt man in einer Pfanne noch einmal einkochen. Wenn die Flüssigkeit beim Kochen schäumt, schüttet man Lauge hinein. Etwa vorkommenden Alaun löst man auf. Dann sieht man, daß die Lösung klar und bläulich wird. Man kocht dann, solange noch Wasser verdampft, und nimmt das Salz, das zum größten Teil auf dem Boden der Pfanne sitzt, mit Schaufeln heraus.“

„Die Mutterlauge gießt man in eine Kufe, in der waagrecht und senkrecht gelagerte Stäbe eingefügt sind. An diesen erstarrt nach dem Erkalten die Mutterlauge zu Salpeter, und zwar bei größeren Mengen in 3–4 Tagen. Der Salpeter wird ausgeschlagen, mit der eigenen Mutterlauge gewaschen und auf Bretter gebracht, damit die anhängende Flüssigkeit verdunstet und der Salpeter selbst trocken wird. Durch zugegossene Aschenlauge wird der Salpeter hell und rein.“

„Eine weitere Methode zum Reinigen des Salpeters besteht darin, daß man einen Kupferkessel mit Salpeter füllt. Wenn dieser geschmolzen ist, streut man gepulverten Schwefel darauf und zündet ihn an. Dabei sinken die Unreinigkeiten des Salpeters zu Boden.“

In seiner Abhandlung „Halinitro-Pyribolia“ gibt Furtenbach 1627 die Beschreibung einer neuen Büchsenmeisterei mit einem Bericht über die Herstellung von Salpeter¹⁰⁾.

Demnach ist der Salpeter das wichtigste Stück für das Pulver. Beste Salpetererden kommen in Stallungen vor, wo man mit einem Bohrer Muster zieht. Man wirft etwas davon ins Feuer: Wenn es gar keine Flammen gibt, hat die Probe keinen Salpeter; wenn aber kleine blaue Sternchen erscheinen, so ist die Probe salpeter-reich. Man kann auch in das Bohrloch ein glühendes Eisen stecken: Wenn feine Feuerströmlein auf-



Im Jahre 1854 erstellte die Stadt Freiburg/Brg. jenem Mitbürger, der das Pulver erfand, ein Denkmal. Aus dem Berthold Schwarz ist inzwischen allerdings ein Konstantin Anklitzen geworden, der auch kein Mönch war, sondern ein Alchimist und Metallurg.

treten und das Eisen eine weiße Rinde bekommt, dann zeigt das Salpeter an.

„Es wird in Standen oder Faß in mitten seines Bodens ein Loch gebohrt und selbiges mit Besenreißlein oder Gestreuß belegt, damit es offen bleibe. Darauf gibt man ein wenig Stroh, ferner 1 Spanne hoch die obenerwähnte salpeterreiche Erden und 2 Zwerg-

finger hoch Asche. Darauf wieder Erden und Asche wie erwähnt weiter bis die Stande oder Faß nahezu gefüllt ist. Daran wird frisches Wasser gegossen, so dringt es durch und zum Loch hinaus. Es wird ein Geschirr darunter gestellt, damit die Lauge aufgefangen werde. Die Lauge wird nochmals auf die Salpetererde gegossen und durchlaufen gelas-

sen. Diese Lauge wird dann in einem Kupferkessel gesotten, wobei man $\frac{1}{3}$ einsieden läßt. Und wieder wird die erwähnte Lauge eingefüllt. Dies wird öfters wiederholt. Inzwischen hat man den unsauberen Schaum mit einer gelöcherten Schapfe abgehoben, bis es anfängt dick zu werden.“

Wenn ein Messer hinein gestoßen wird und steht, so ist es genug gesotten. Dann nimmt man den Kessel vom Feuer, und läßt ihn stehen. Dabei sinkt der schwere Unrat zu Boden. Das Saubere gießt man dann in ein Geschirr und läßt es 24 Stunden stehen: so kristallisiert der Salpeter aus.

Um den Salpeter in Mehl zu läutern, werden die Salpeterkristalle in einen Kessel getan, mit Wasser übergossen, versotten und etwas zerstoßen. Dann wird Salpetererde hinein geworfen: das gibt viel Unrat und unsauberen Schaum, der emporschwebt. Dieser wird mit einem gelöcherten eisernen Schaumlöffel abgehoben. Dann den Kessel vom Feuer heben, frisches Wasser aufgießen, zudecken und ruhen lassen; so fällt die schwere Verunreinigung zu Boden. Die saubere Lauge mag man dann in einen anderen Kessel gießen und sieden lassen, bis es zu einem dicken Brei wird. Diesen rührt man mit einem Holzschäufelchen um, damit es in sanfter Glut langsam abtrocknet und zu Mehl wird.

Beim Pulvermachen wird das Pulver umso besser gemischt, je länger das Stoßen fortgesetzt wird. Die größten Feinde des Pulvers sind Feuchtigkeit und Feuer. Am besten ist trockene Luft“. Daher rührt auch der Ausdruck: „Man soll sein Pulver trocken halten.“ Zur sicheren Aufbewahrung erstellte man außerhalb der Siedlungen „Pulverhäuser“.

Von 1375 an stand in den Steinbüchsen eine mörserähnliche Waffe zur Verfügung, deren Wirkung alle bisherigen Verteidigungstechniken übertraf. Die Städte waren genötigt, ihre Rüstungen auf die „neue Kunst“ umzustellen. So wird aus Colmar als typischer Stadt am Oberrhein berichtet, daß die Produktion von Schwarzpulver erhöht werden

müsse. Es wurde dazu aufgerufen, Salpetererde zu suchen und auszuheben. Schon 1398 hatte Straßburg Spezialisten eingestellt. Die älteste Urkunde über einen Salpeterkauf stammt hier von 1400. Zu dieser Zeit hatte Colmar bereits einen Büchsenmeister (Maitre Artilleur). Hier tauchte als neuer Beruf der Pulvermacher (le faiseur de poudre) auf. Man unterschied „gewöhnliches Pulver“ und „Zündpulver“. Zum Zünden der Steinbüchsen verwendete man glühende Eisenhaken¹¹⁾. In Freiburg/Brg. ist 1405 ein Büchsenmeister benannt. Die Umrüstung auf Steinbüchsen bescherte den Eisengießereien eine beachtliche Blüte. Für grobes Geschütz wurden noch lange Steinkugeln verwendet. An ihre Stelle traten später Eisenkugeln.

Welchen Umfang die Umrüstung mit Schießpulver annahm, zeigen einige Beispiele von Pulverbeständen auf Burgen oder in Städten: Auf der Hochburg nördlich Freiburg bestand eine Geschützgießerei. Bei ihrer Kapitulation 1636 fand man 34 große Kanonen, 28 kleine Geschütze, 200 Bandeliere samt Pulverflaschen, 196 Tonnen Pulver, 100 000 Musketenkugeln und 63 Zentner Blei¹²⁾. Auf Schloß Wartenberg östlich von Donaueschingen lagerten 1620 im Zeughaus: 12 große Fässer Pulver und 11 Pulverflaschen. Bei der Räumung Freiburgs durch die Franzosen 1698 wurden abtransportiert: 81 Kanonen und 92 000 Packungen Pulver. Bei der Belagerung 1713 sollten 1000 Zentner Pulver geliefert werden. Durch die Kriege des 17. Jahrhunderts wurden die Vorräte an Munition, Pulver etc. so gesteigert, daß es z. B. 1648 möglich war, ab Lager Zürich 330 Zentner Salpeter nach Straßburg zu liefern. Ihr Preis betrug 19 830 Pfund. Im Waffengeschäft mit Pulver und Salpeter waren die Fugger Zwischenhändler¹³⁾.

Der große Bedarf an Salpeter für Kriegszwecke führte zur Anlage von Salpeter-Plantagen. So ließ der Preußenkönig Friedrich II. auf schlesischen Bauernhöfen Kalkmauern errichten, die mit Jauche übergossen wurden. Hier bildete sich durch Umsetzung mit Pott-



In Ribeauvillé/Rappoldsweiler im Elsaß gibt es eine Rue Salpêtre.



Als Schutzpatron verehrten die Salpetersieder den heiligen Laurentius, ebenso wie die Bergleute. Sein Attribut — der Rost — bezieht sich auf sein Martyrium. Die Laurentius-Statue steht in der Kirche St. Johann im heute schweizerischen Stadtteil Laufenburg, das lange Zeit ein Zentrum der Eisenverhüttung war.

Knauer anbohren und mit Pulver* (doch daß die Ladung nicht allzu stark / und damit dem HauptGebäu Schaden geschehe;) sprengen.

Damit aber der Bergherr desto eher zu Erlangung des Salpeters komme; dienet zur Nachricht / welcher Weisn ein Menge Salpeter auß gemeinem Kalch / der von Kalchsteine gebrennt ist / und auß dem geringsten Kochs Saltz (Sal commune) kan erhalten werden / nehmlichen

N. I. Theil gemein Saltz und 4. Theil Kalch/machet solches mit Urin, oder in Wanglung dessen mit schlechtem Wasser zu einem dicken Zaig/rollet darauff Kuglen/lassets an der Sonnen trocknen/ danit leget man auf dem freyen Feld ein hauffn Holz/ nach dem man wenig oder viel zumahl machen will/ und auf solches Holz besagte Kuglen/zündet das Holz an/damit die Kuglen glünd. und von der Flammen

wen wohl durchspiehet werden / so verändert sich das Saltz durch die Bluth/ wird ganz mild/ und gehet gar leicht zu Salpeter.

NB. Dieses Saltz ist dienlich alle Vegetabilien an statt des Dungs in Wachstum zu bringen.

Wann die Ballen etwan eine Stund lang wohl geglüet haben / legt man selbige in ein Orth wohin Sonnen und Luft / aber kein Regen/ kommen kan / aufeinander zwey oder drey Schuh hoch besprenget solche mit Urin oder Regenwasser / laßts etliche Tag also ligen/so zerfallen die Ballen/ und wann die Sonne alle Feuchtigkeit davon gezogen/also daß der Jauffen trocken worden/ begießet man denselben zum zweytenmahl lasset es abermahl trocken / und continuirt mit dieser Arbeit solang es nöthig / so gewerit sich mit der Zeit ein Salpeter darinnen / welchen man aufsaugen/

33 läutern

Die Seiten 196/199 aus dem Bergmännischen Monatsblümlein des markgräflich badischen Bergrats Glaser von 1692, mit einem Salpeterrezept. Daraus geht hervor, daß Pulver nur dann verwendet wurde, wenn hartes Gestein anstand.

aschelösung der zur Schießpulverherstellung benötigte Kalisalpeter. Auch im nordbadischen Dorf Schröck legte man eine Salpeter-Plantage an. Sie stand bald in staatlicher, bald in privater Regie mit mehrfachen Unterbrechungen. 1820 kam sie endgültig zum Erliegen. Bei der Verpachtung der nahen Saline Bruchsal wurde dem Pächter ausdrücklich die Erlaubnis zur Errichtung einer Salpeter-plantage zugesagt (1798)¹⁴).

Die ausschließliche Verwendung des Schießpulvers zu kriegerischen Zwecken hat oft zu abfälligen Äußerungen geführt. So erklärte Sebastian Münster 1551: „Der schlechte Mensch, der ein so schreckliches Ding auf die Erde gebracht hat, ist nicht würdig, seinen Namen in die Memoiren der Menschheit eingetragen zu haben.“ Auch Agricola äußert sein Unbehagen über die Kriegstechnik: „In folge einer sehr verwerflichen Erfindung

läutern und schießen; folglich zum Pulvermachen gebrauchen lassen kan.

Es gehet zwar etwas langsam mit dieser Generation zu / ist aber ohne sondern Kosten / und sehr nuschlich / sonderheitlich da man eine Quant. tdt zugleich miteinander ansetzet.

Obschon die ausgelaugte Feces ganz taub seyn / so ist doch zu wissen / wann selbige Beszeit geschüttet / und ein paar Jahr ligend gelassen werden / daß man so dann abermahlen Salpeter darauf bringet / und pflegt man mit etlichen Hauffen also Wechselweise zu verfahren / so hat man ein beständiges Salpeter Wesen. s: f: d:

NB. Will man die Zeit verkürzen und auß diesem vertirten Saltz in Wäldern Salpeter haben.

So muß man demselben einen Salpeter Saamen oder Fermentum zusehen / welches sich dann auß dem Saltz vermehret und zunimmet / wie
ein

ein Kraut auß einer gedungten Erden / dann alle Ding haben ihren Saamen / und lassen sich auß andern Salzen vermehren / des Salpeters Saamen ist sein Volatilischer Spiritus acidus, dessen Wurzel aber ein Nitrum fixum, welches in alle scharffe Salzen gepflanzet / sich in guten Salpeter vermehret;

Schliessend wird ohne Maßgebung ein jeder Bergherz außser seinem Berg-Seegen / denen Armen seine Müde zu erweisen wissen / damit sie vö Gott täglich erbitten eine langwüchrig glückliche Regierung / und dann ein seliges

E N D E.



34

ETC

wird der selbe Schwefel in die Zusammensetzung eines Pulvers mit hineingenommen, das entzündet wird und Stein-, Eisen- oder Bronzekugeln mit einer neuen Sorte Wurfmaschinen verschießt. Dagegen ist seine Verwendung in der Medizin erwünscht¹⁵⁾.

Die erste Verwendung des Schießpulvers im Bergbau unter Tage ist urkundlich belegt: Am 8. 2. 1627 schoß der Tiroler Bergmann Caspar Weindl unter Aufsicht des Berggerichtes im Oberbiberstollen bei Schemnitz in

Ungarn. Es wurde befunden, daß dieses Sprengwerk wohl durchzuführen und nichts Schädliches passiert sei. In den Schächten und Stollwänden ließe sich das Sprengwerck gar wohl an¹⁶⁾.

Wo Weindl seine Kenntnisse über den Umgang mit Schießpulver erwarb, ist unbekannt. Von Schemnitz aus breitete sich die bergmännische Schießarbeit über die Steiermark und Tirol nach Joachimstal aus¹⁷⁾.

Schon vor 1627 wurde verschiedentlich über die Verwendung von Schießpulver für bergbauliche Zwecke berichtet. Bei der Belagerung von Belgrad anno 1441 setzten die Türken Mineure aus Armenien, Griechenland und Bosnien ein. Vor Wien 1529 trieben die Türken Minen, während Bergleute aus Schwaz Gegenminen auffuhren. Bei diesen Vortrieben wurde Schießpulver verwendet. Auch in Tagebauen soll hin und wieder Schießpulver eingesetzt worden sein. Im Goldbergbau von Rauris baute Christoph Weitmoser die Lender Hütte. Es ist möglich, daß er schon zu Agricolas Zeiten Sprengwerk anwendete, denn man arbeitete mit riesigen Bohrlöchern und verwendete Pulver aus der Weitmoserschen Pulvermühle¹⁸⁾. Schon 1573 soll im venezianischen Bergbau Schießarbeit betrieben worden sein. 1613 erfand der Oberbergmeister Martin Weigel in Freiberg/Sachsen das „Bohren und Schießen“. Dazu wurden wohl zuerst Holzpflocke in die Bohrlöcher gesteckt. Von 1634 ab beweisen Pulverrechnungen das Vordringen der Sprengarbeit im Harz.

Es ist eine Blamage für die Menschheit, daß es von der Erfindung des Schießpulvers bis zu seiner Anwendung im Bergbau 280 Jahre dauerte. Es gibt viele Gründe für diese Verzögerung: die Verwendung des Schießpulvers für Belagerungen gehörte zur Zuständigkeit des Heeres. Mangelnde Kommunikation zwischen Militär und Wirtschaft mögen das bergmännische Schießen verzögert haben. Schon die Bezeichnung „Schießpulver“ kommt aus dem militärischen Bereich. Auch das konservative Festhalten der Bergleute an eigenen Methoden war dem Fortschritt nicht gerade förderlich. So kam es, daß die Sprengarbeit mit Pulver erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts allgemein Eingang fand¹⁹⁾. Schließlich dürften die Erfahrungen im Bauernkrieg 1525, in dem u. a. das Kloster St. Blasien in die Luft gesprengt wurde, für die Herrschaft keinen Anreiz geboten haben, das Pulver in die Hände des Volkes gelangen zu lassen. Außerdem war das Schießpulver

nicht handhabungssicher, so daß es mehrfach zu Unfällen kam. Dies verängstigte die Bergleute. Dies spricht aus der Litanei im Markircher Berggesangbuch von 1722: „Soll schützen vor ungesunder Luft, ... vor tödlichen Schüssen, ... vor giftigen Schwaden...“²⁰⁾. Auch die Bergleute unter sich standen der neuen Sprengarbeit mißtrauisch gegenüber: Zu einer ernsthaften Revolte kam es 1712, als die ansässigen Hüttenberger Knappen den Einsatz von Tiroler Bergleuten ablehnten, die das Pulversprengverfahren einführen sollten, um dadurch eine bessere Leistung zu erzielen²¹⁾.

Es war üblich, daß die Hauer den Sprengstoff beim Steiger kaufen mußten. Dies veranlaßte die Hauer zu größter Sparsamkeit, was zum Unterladen der Bohrlöcher führte und viel Nachreißarbeit nötig machte. Ansonsten hieß es, man treibe Pulververschwendung — so in Wittichen 1708. Im benachbarten Rippoldsau beschwerte man sich, daß „die gebaw von denen starcken concuSSIONen destruiert, die Gäste zur Nacht von Schlaf mit Schrecken erweckt“ (1685/86). Die Gewerkschaft hat im Küchenschacht „geschossen, daß der Kuchin Camin eingefallen“²²⁾. Kaum war die Schießarbeit begonnen, so kamen auch schon die ersten Klagen zum Umweltschutz.

Das zuvor angewendete Feuersetzen diente zum Vortrieb in hartem Gestein. Es hatte jedoch den Nachteil, daß man damit keine kleinen Räume herstellen konnte. Salpeter war sehr teuer. Das Feuersetzen wurde daher im deutschen Bergbau neben der Schießarbeit bis ins 19. Jahrhundert hinein noch angewendet. Der Holzverbrauch beim Feuersetzen war erheblich und trug wesentlich zum Holzmangel der früheren Jahrhunderte bei. Mit dem Vortriebsverfahren änderte sich auch die Arbeitszeit: Im Kinzigtäler Bergbau arbeitete man im 16. Jahrhundert beim Feuersetzen 8 Stunden pro Tag, im 18. Jahrhundert beim Pulverschießen 10 Stunden pro Tag. In den Napoleonischen Kriegen kostete das Pulver 55 Gulden/Zentner bei 45 kr

Schichtlohn. Am Schauinsland betrug der Sprengstoffverbrauch 5 Pfund/Woche + Hauer. Im südlichen Schwarzwald fand die Schießarbeit erst nach dem Dreißigjährigen Krieg Eingang. Die Leistungssteigerung gegenüber der alten Methode war erheblich: Vortrieb mit Schlägel und Eisen: 5–10 cm pro Tag = 15–30 m/Jahr, Vortrieb mit Schießarbeit: 30–60 cm/Tag.

Das Bohren wurde zunächst mit Schlägel und Fäustel mit Bohrer durchgeführt. Im 17. Jahrhundert arbeitete man z. B. auf Grube Dreikönigstern im Kinzigtal „mehrenteils mit Schießung einmännischer Bohrer aus dem Ganzen, und die Nachführung mit Schlägel und Eisen“. 1671 wurde im Christophstaler Bergbau bei Freudenstadt 355 Pfund Pulver als Einnahme verbucht. Die neue Hauer-technik wurde von fremden Bergleuten eingeführt²³). Der hohe Preis des Pulvers verminderte den durch die Leistungssteigerung bewirkten Vorteil. Aus diesem Grunde errichteten viele Gruben Salpeterhütten und Pulvermühlen als Nebenbetriebe: so Sexau, Kandern u. a.³⁵).

Bald nach Einführung der bergmännischen Schießarbeit versuchte Christian Huygens 1673 Schießpulver zum Antrieb von Maschinen zu benutzen. 1678 und 1682 wollte Jean d'Hautefeuille Pumpen mit Sprengstoff antreiben. Dies waren Beispiele für Erfindungen, deren Zeit noch lange nicht gekommen war.

252 Jahre nach Agricola schildert Funke die Salpetergewinnung. Salpeterkristalle sind selten rein und man muß daher die salpetrige Erde mit Wasser übergießen. Die dabei entstehende Lauge wird dann gekocht bis das Wasser abgedunstet ist. Der Rückstand wird in kleinen Gefäßen zum Kristallisieren aufgestellt. Künstlichen Salpeter gewinnt man aus einer mit Salpetersäure geschwängerten Kalkerde. Der Hinweis, daß Spanien viel Salpeter besitze, aber keinen ausführe, läßt die politische Wertigkeit des Salpeters erkennen. Der ostindische natürliche Salpeter werde von den Engländern und Holländern —

besonders im Krieg — in ganzen Schiffsladungen verfrachtet. Er reiche aber nicht; deshalb werde der meiste europäische Salpeter aus den mit Salpetersäure angefüllten Erden künstlich bereitet. Ein salpetriges Mittelsalz erzeugt man bei uns in Kellern, Ställen etc. Aus einer Kalkerde mit Salpetersäure verbunden entsteht Kalksalpeter, das einzige Mineral, das nachwächst. Ausblühungen von Kalksalpeter werden mit Besen abgebürstet und heißen daher „Kehrsalpeter“.

„Für die Salpetersiederei ist ein genügender Vorrat an reicher Salpetererde anzulegen. Sie wird in großen Schuppen gelagert: diese nennt man Salpeterberge. Dazu nimmt man verlegene Erde aus Ställen, aus ungepflasterten Häusern, Schuppen und Kellern, wo die Luft durchzieht. Ferner aus Aborten, Friedhöfen, Schlachthäusern, ausgelaugter Seifensieder- und Seifenwaschschüssel, dazu Kalk und Lehm von alten Wänden“²⁴).

In Viehställen mit Kalkwänden bilden sich oft weiße Krusten von Calciumnitrat = Mauersalpeter. Aus Harnstoff und faulendem Eiweiß wird Ammoniak frei und von Bakterien zu Salpetersäure oxidiert, die sich sofort mit Kalk zu Kalksalpeter umsetzt²⁵). In den Schwarzwaldhöfen wurden ab 17. Jahrhundert die Ställe hochgestellt und die darunter liegende Salpetererde gewerbsmäßig zur Herstellung von Salpeter verwendet. Die mineralischen Bestandteile verbanden sich mit der vom Stallboden herabtropfenden Jauche zu Salpeter. Die zum Sieden der Salpeterlauge erforderliche Kupferpfanne gehörte in vielen Dörfern zum üblichen Inventar der Backküche zum Salpetersieden²⁶). Die Salpetererde wird gehörig vermischt, locker aufgeschüttet, öfters mit Urin und Jauche übergossen und von Zeit zu Zeit umgearbeitet. Zu einer Salpetersiederei müssen mehrere solcher Salpeterberge angelegt werden. Jeder Berg muß 2 Jahre in dieser Weise bearbeitet werden, ehe er sich genügend angereichert hat.

Zum Auslaugen schüttet man die Erde in Bottiche mit durchlöcherter Boden. Darin

wird die Erde mit Asche und etwas ungelöschem Kalk aufgeschichtet und mehrfach mit Wasser übergossen. Die Lauge wird in einen Kupferkessel gebracht und allmählich eingekocht und gereinigt. Gut eingekochte Lauge tut man in „Wachsgefäße“ zum Auskristallisieren. Dazu gibt man Stäbchen in die Gefäße, damit die Kristalle sich an ihnen absetzen. Nach 2 Tagen ist aller Salpeter angeschossen und wird aus dem Gefäß gebracht und getrocknet. 1 Pfund gute Salpetererde ergibt 5—6 Lot Salpeter²⁷⁾.

Je nach Verwendungszweck wird Schwarzpulver in verschiedenen Zusammensetzungen hergestellt; so

- I 75% Salpeter + 10% Schwefel + 15% Holzkohle,
- II 70% Salpeter + 14% Schwefel + 16% Holzkohle,
- III 65% Salpeter + 15% Schwefel + 20% Holzkohle.

Diese Sprengstoffe brennen langsam ab. Die Sprenggase wirken mehr schiebend als zertrümmernd; sie werden daher für Treibsätze (Patronen, Kartuschen, Raketen) verwendet. Heute wird Schwarzpulver nur noch selten benutzt und zwar dort, wo es auf die schiebende Wirkung ankommt. Außerdem ist Sprengpulver zu wenig handhabungssicher. Seit dem 16. Jahrhundert wurde das Bergregal auch auf das Salpetergraben in den Dunggruben der Bauern ausgedehnt, bedingt durch die große Bedeutung des Salpeters für die staatlichen Pulverfabriken. Bei den Bauern war das Salpetergraben meist unbeliebt, weil der Mist als Düngemittel damals für die Landwirtschaft zu kostbar war. Im friedlichen 18. Jahrhundert war das Regal vielfach außer Übung gekommen, weil man den Salpeter auswärtig kaufen konnte. Ein von dem markgräflich badischen Bergrat Erhard geplanter fabrikmäßiger Betrieb scheiterte²⁸⁾.

Die Bestimmung der erforderlichen Sprengstoffmenge erfolgte damals rein empirisch. Erst 1792 veröffentlichte Dr. Baader/Freiberg seine Sprengversuche mit Empfehlungen zur Sprengtechnik. Es soll nur bestes

Sprengpulver verwendet werden, wegen besserer Ladedichte und geringerer Durchfeuchtung. Die Bohrkosten waren damals höchster Unkostenfaktor mit über 50% der Gesamtkosten²⁹⁾.

Vom Kinzigtäler Bergbau wird berichtet, daß der Salpetersieder Ignatius Haas in Halbmeil 1751 eine Konzession zum Graben und Sieden von Salpeter erhielt. Er durfte aus den Ställen der Stabsgemeinde und der Wolfacher Amtstadt — zumal in den Schloßställen — nach Salpeter graben. Zuerst konnte eine große Menge dieses kostbaren Rohstoffs gewonnen werden. Später ging die Fördermenge zurück, weil der Rohsalpeter sich doch nicht so rasch neu bildete, wie man ursprünglich meinte. Haas erhielt für den Zentner Salpeter 20 Gulden ausbezahlt. Der Salpeter mußte in den fürstlich-fürstenbergischen Pulver-Magazinen abgeliefert werden³⁰⁾. Dagegen erhielten die Salpeter-Plantagen in Nordbaden 33 Gulden pro Zentner Salpeter.

1604 soll erstmals im Herrschaftsbereich des Klosters St. Blasien im Südschwarzwald Salpeter gesotten worden sein. In Todtnauberg kam die Salpetersiederei erst ab 1700 in Betrieb, obwohl zu dieser Zeit kaum noch Bergbau getrieben wurde. Dieses Gewerbe brachte einigen Familien einen guten Nebenverdienst. 1814 gab es in Todtnau 18 Salpetersieder. 1845 gab es in Todtnauberg nur noch 1 Sieder. Die Gewinnung kam jedoch bald darauf zum Erliegen, weil gegen den importierten Chile-Salpeter kein Gewinn mehr zu erzielen war³¹⁾.

Im Jahre 1808 entdeckte Haenke in der Wüste Atacama in 800 bis 1000 m Meereshöhe eine enorme Lagerstätte von Natrium-Nitrat. Die salpeterhaltigen Sande „Caliche“ liegen in 1—5 m Tiefe unter hartem Gestein, das abgeräumt werden muß. Der Caliche selbst ist 1—3 m mächtig und enthält 10—80% Natrium-Nitrat. Caliche wird in Salpeterwerken zerkleinert und unter starkem Druck gekocht und ausgelaugt. Nach dem Kochen scheidet sich Natron-Salpeter als Sud ab und

wird geklärt und auskristallisiert. Der Rohsalpeter wird dabei angereichert auf 95–98% NaNO_3 . Die ersten Siedereien entstanden 1810/12. Der erste Export ging 1830 nach USA. Damals gehörte die Atacama noch zu Bolivien. Nach dem Salpeterkrieg zwischen Bolivien-Peru gegen Chile (1879–1884) mußte Bolivien das Salpetergebiet an Chile abtreten.

Der Chile-Salpeter wird überwiegend exportiert. Die Salpeter-Ausfuhr stieg langsam bis 975 000 t im Jahre 1894 zum Preis von 16/18 Mark/100 kg. Der Höhepunkt der Ausfuhr lag 1918 bei 3 Mio. Tonnen.

Nachdem der Chile-Salpeter die europäischen Siedereien und Salpeterplantagen im 19. Jahrhundert zum Erliegen brachte, bekam nun der Chile-Salpeter nach dem Ersten Weltkrieg den Fortschritt der Chemischen Industrie zu spüren. Bis 1914 hatte Chile das Weltmonopol, 1948 aber nur noch 10%, bedingt durch die synthetische Herstellung von Stickstoffverbindungen aus der Luft. Als Nebenprodukt liefert Chile etwa 50% der Weltproduktion an Jod. In den 1950er und 1960er Jahren lag die Salpeterförderung bei rund 1,5 Mio. Tonnen pro Jahr³²⁾.

Die Synthese von Ammoniak aus Stickstoff und Wasserstoff ist als Haber-Bosch-Verfahren bekannt. Haber entwickelte 1905–1910 die labormäßige Herstellung des Ammoniaks aus den Elementen Stickstoff und Wasserstoff. Bosch bearbeitete 1908–1913 die großtechnische Ausgestaltung. Das zur NH_3 -Synthese benötigte H_2 - N_2 -Gemisch erhält man aus den billigen Rohstoffen Luft + Wasser + Koks. Durch die Synthese von Ammoniak, das dann vorwiegend zu Stickstoff-Dünger verarbeitet wurde, erübrigte sich für Deutschland die Einfuhr von Chile-Salpeter. Zur Verwendung von Chile-Salpeter für die Schießpulverherstellung stellte man „Konversionssalpeter“ her aus Natronsalpeter und KCl. Heute ist Natronsalpeter meist durch das Luftstickstoffverfahren ersetzt³³⁾.

Über 500 Jahre war das Schwarzpulver der einzige bekannte Sprengstoff. Es beherrschte

die gesamte Sprengtechnik. 1846 entdeckte Ascanio Sobrero das Nitroglycerin, das zunächst als Medikament verwendet wurde. Die fabrikmäßige Herstellung des Nitroglycerins gelang 1862 Immanuel Nobel. Nach langen Versuchen erfand Alfred Nobel 1867 einen plastischen Sprengstoff mit dem Namen „Dynamit“. Die Bohrlöcher zum Einbringen des Sprengstoffs wurden von Hand geschlagen mit 2,5–3 cm Durchmesser und 30–40 cm Länge. 1865 erfand man die Sprengkapsel. Mit Dynamit gelang die erste Großtat der Technik: der Bau des St.-Gottthard-Eisenbahn-Tunnels 1872–1882.

Seither hat die montane Sprengstoff-Forschung erhebliche Fortschritte gemacht. Verbunden mit einer leistungsfähigen Spreng-Bohr-Technik wurden Werke vollbracht, von denen unsere Vorfahren nur träumen konnten. Das Sprengpulver des „Berthold Schwarz“ wird heute nur noch dort verwendet, wo es auf schiebende Wirkung ankommt. Mit dem Niedergang durch die Konkurrenz großer überseeischer Lagerstätten teilt der Salpeter das Schicksal vieler Bergbau-Mineralen. Die Großchemie trat auch hier die Nachfolge an.

Auch bergrechtlich galt der Salpeter als Bergbau-Mineral. Ähnlich den Bergleuten waren die Salpetersieder zeitweise vom Kriegsdienst befreit: so wurden im Großherzogtum Baden 1808 alle Berg- und Hüttenleute, Salzsieder, Salpetersieder, Berg- und Hammerschmiede von der Auswahl zu persönlichen Kriegsdiensten freigestellt³⁶⁾.

1819 wurden die Begünstigungen der Salpetersieder in der Milizbefreiung aufgehoben, „in Erwägung, daß das Gewerbe des Salpetersieders unter gegenwärtigen Umständen einer bedeutenden Begünstigung nicht mehr bedarf“. 1820 löste man die Bergleute zwar zur Milizpflicht aus, versetzte sie jedoch in die Reserve. Salpetersieder genossen keine Ausnahme von den Conscriptiionsgesetzen. 1823 hob man auch die Begünstigungen für die Bergleute auf.

Die großherzoglich badische Salpeterordnung vom 25. 5. 1807 fixierte die Rechtsverhältnisse der Salpetergewinnung wegen damals vermehrter Bedürfnisse an Munition. Daher erklärte man die Salpeterproduktion zum Regal. Die Salpeterordnung bestimmte:

- § 1 Jeder Unternehmer erhält einen Distrikt zum Graben und Sieden von Salpeter. Dieser soll so viele Salpetergräber und -sieder anstellen, daß er in 6—8 Jahren seinen Distrikt bearbeitet hat und dann wieder vorn anfangen kann. Die Entrepreneurs unterstehen dem Commandeur der Artillerie und müssen allen Salpeter an das Salpetermagazin in Karlsruhe abliefern.
- § 2 Die Entrepreneurs müssen junge Leute aus dem Land anlernen. Die Lehrzeit soll nicht über 3 Jahre dauern. Anschließend Examen und Attest.
- § 3 Kein Salpetersieder darf ohne schriftliche Anweisung des Entrepreneurs graben.
- § 4 Die Untertanen müssen das Salpetergraben dulden, aber nur nach vorheriger Anmeldung.
- § 5 Die Salpetersieder sind befugt, in Ställen und Scheunen, aber nicht in Wohnhäusern und heiligen und gefriedeten Orten zu graben. Es muß unschädlich gegraben und der alte Zustand wieder hergestellt werden.
- § 6 Der Salpetersieder soll nicht mehr Raum in Anspruch nehmen als nötig. Er kann die Zuber zum besseren künftigen Gedeihen des Salpeters an die Orte setzen, wo gegraben wird... Die ausgelagte Erde soll zur Beförderung des Wachstums des Salpeters jedesmal wieder in die Ställe etc. gebracht werden.
- § 7 Die Salpetersieder sollen nicht nur die beste Salpetererde benutzen. Um Salpeterlauge zu bekommen, die des Versiedens werth sey, und um nicht unnötig viel Holz zu verbrennen, soll die ablaufende

Lauge vom ersten Zuber auf einen zweiten, frisch mit Erde gefüllten Zuber gegossen werden. Diese Lauge ist nach 14 Stunden ablaufen zu lassen und, wenn sie nicht mindestens 3 Grad hält, wieder auf einen frisch angefüllten Zuber zu gießen. Die davon ablaufende Lauge wird sudgerecht sein, so daß sie in weniger als der halben Zeit eingesotten und folglich mehr als die Hälfte Holz eingespart werden kann. Auf den 2. und 3. Zuber mit sudgerechter Lauge wird frisches Wasser gegossen und in 5—6 Stunden abgegossen und dies statt frischen Wassers auf frisch mit Erde angefüllte Zuber gegossen. So erhält man sudgerechte Lauge und ist sicher, daß nichts in der Erde zurückbleibt.

- § 8 Salpetersieder dürfen in ihrer Arbeit nicht behindert werden. Die Gemeinden sind schuldig, dem Salpetersieder zur Erbauung seiner Hütte einen schicklichen, nicht feuergefährlichen Platz anzuweisen.
- § 9 Holz und Asche sind die unentbehrlichen Bedürfnisse des Salpetersieders zur Erzeugung des Salpeters... Wenn Brennholz nicht in Privat- oder Gemeindewald erhältlich, soll das Oberforstamt das Holz zur üblichen Forsttaxe gegen Barzahlung aus herrschaftlichen Waldungen in möglichster Nähe abgeben, Betrug und Schleichhandel mit Holz wird bestraft. Die Untertanen haben das Holz herbeizuführen. Holz- asche ist das einzige Mittel zur Salpeterherstellung. Ohne genügend Asche wird die Salpetersäure nicht ganz gebunden und geht beim Versieden der Lauge in den Dämpfen verloren. Das Aufkaufen von Holz- asche durch Ausländer oder für Ausländer wird daher verboten.
- § 10 Salpeter darf nur an das herrschaftliche Salpetermagazin verkauft und nur dort gekauft werden. Niemand darf ohne

Vorwissen des Kriegskollegiums Salpeter-Geschirr besitzen.

§ 11 Der Sieder muß alle Läuterungen dem Ortsvorgesetzten anzeigen. Dieser hat ein Verzeichnis der Läuterungen und der Qualität des Salpeters dem Oberamt zu schicken.

§ 12 Die Sieder werden von allen Frondiensten befreit, ebenso 1 Pferd, desgleichen der Entreprenneur und ein etwaiges Hauptsudwerk.

Einige Verordnungen befassen sich mit dem Salpeterverkauf.

1807: Trotz genügender inländischer Salpetergewinnung wird dennoch Salpeter aus dem Ausland eingeführt. Es wird daher verordnet:

- 1) Es darf kein ausländischer Salpeter im Lande verkauft werden.
- 2) Nicht angezeigter Salpeter gilt als unbefugt verkauft und wird konfisziert.
- 3) Die Untertanen können Salpeter durch Niederlagen in allen Landesteilen billig kaufen.

1808: Salpeter darf keineswegs bei den Salpeterwerkmeistern, sondern ausschließlich bei den mit Erlaubnischein versehenen Kaufleuten gekauft werden.

1809: Das Salpetergraben wird so tief gestattet, als salpeterschwangere Erde zu finden ist; jedoch darf darauf kein Nachteil für die Grundmauern der Gebäude erwachsen. Außerdem kann die Zeit für erneutes Graben unter günstigen Umständen auf 4 Jahre herabgesetzt werden.

1820: Über die durch die Nutzung des Salpeterregals bezogenen Einkünfte bestimmt der Landtag:

- 1) Die aus dem Salpeterregal bezogenen Staatseinkünfte sollen künftig wegfallen.

2) Die Konzession zum zwangsweisen Salpetergraben wird zum 1. 12. 1820 aufgehoben.

3) Sofern keine andern Maßregeln erfordert, unterliegt die Salpetererzeugung einzig dem Einverständnis der Grundeigentümer.

4) Der Verkauf im Inland wird freigestellt. Die Ausfuhr unterliegt den bestehenden Zollgesetzen.

Wie so oft bilden auch beim Salpeter Flurnamen die letzten Zeugen der schon längst stillgelegten Salpetergewinnung: z. B. „Pulvermühle“ in Freiburg 1579 und 1607, „Salpeterbuck“ bei Horben oberhalb Freiburg, „Salpeterhof“ bei St. Märgen, „Salpeterhütte“ bei Nordrach, „Pulvermacherin“ bei Freiburg-Betzenhausen etc. Als Schutzheilige verehrten die Salpetersieder den hl. Laurentius und die hl. Barbara. Inzwischen hat die Sprengstoff-Chemie eine große Zahl neuer Sprengstoffe geschaffen. Leider dienen viele von ihnen nur dazu, das Gleichgewicht des Schreckens zu erhalten. Es bewahrheitet sich wieder einmal der Ausspruch von Alfred Nobel: „Es gibt nichts in der Welt, was man nicht mißverstehen oder mißbrauchen kann“.

Anmerkungen:

1) Emil Müller-Ettikon: Die Salpeterer. 1979.

2) Römpf's Chemielexikon. 7. Auflage, 1973.

3) Carl Graf von Klinckstroem in Knauers Geschichte der Technik — 1959. S. 70. Darin Beschreibung des Flaschengeschützes von 1326.

4) W. Gerd Kramer: Berthold Schwarz — Erfindung, Lebenszeit und Bedeutung — in Schauinsland, 93. Jahreshft des Breisgau-Geschichtsvereins, Freiburg, 1975 — S. 63—82.

5) W. Gerd Kramer: „Berthold Schwarz“: Persönlichkeit und Lebensort. In: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ 1979 — 98. Jahreshft — S. 41—57. Diese Abhandlung ist das Ergebnis einer Neu-Bearbeitung des Feuerwerksbuchs von 1390/95. Die Bezeichnung „Büchse“ gilt für Kanone.

- 6) W. Gerd Kramer: Wer war Berthold Schwarz wirklich? in: Freiburger Almanach 1980, S. 39–44.
- 7) Ch. Ph. Funke: Naturgeschichte und Technologie Bd. 3, Wien 1808 — S. 375. Schießpulver.
- 8) Ch. Ph. Funke: dgl. S. 388. Schwefel.
- 9) Georg Agricola: De re metallica. 1556. S. 480/484.
- 10) Joseph Furttentbach: Halinitro — Pyribolia: Beschreibung einer neuen Büchsenmeisterei, nemlichen gründlichen Bericht, wie der Salpeter, Schwefel und Kohlen und das Pulver zu präparieren sey... 1627.
- 11) Robert Schmitt: Colmar á la Recherche du Salpátre et de la Poudre. In: Annuaire de Colmar 1959 — S. 45 — 49.
- 12) Wilhelm Albert: Sexau 862—1962. S. 33/34 + 124. Bandelier = Wehrgehänge für Pulver, Lunte etc.
- 13) Götz von Pollnitz: Die Fugger. 1959.
- 14) Walter Carlé: Die ehemalige Saline Bruchsal: in Berichte der Naturforschenden Gesellschaft Freiburg. 1963.
- 15) Georg Agricola: Ausgewählte Werke, Bd. IV, S. 89 — 1958.
- 16) Oskar Guttman: Handbuch der Sprengarbeit — 1906 — S. 2/3.
- 17) Franz Kirnbauer: Die Geschichte der Sprengarbeit im Bergbau: FS zum 20jährigen Bestehen des Leobener Arbeitskreises 1949—1969, S. 41/48.
- 18) Georg Agricola: Ausgewählte Werke: Bd. II — S. 364.
- 19) Schennen-Jüngst-Blümel: Lehrbuch der Erz- und Steinkohlenaufbereitung 1930 — S. 6/7.
- 20) Hans Burose: Herr, segne unser Lebertal: Anschnitt Jg. 21 — Heft 4 — 1969 — S. 3/9.
- 21) Gerold Montanus: Der Hüttenberger Reiftanz. Leobener Grüne Hefte. 1966 — Heft 97.
- 22) Vogelgesang: Geognostisch-bergmännische Beschreibung des Kinzigthaler Bergbaus. In: Beiträge zur Statistik der Inneren Verwaltung des Grh. Baden. Heft 29 — 1865.
- 23) Mathilde Schnürlein: Geschichte des wttgb. Kupfer- und Silberbergbaus — Tübinger Staatswissenschaftliche Abhandlungen. Abh NF 23 — Stuttgart 1921.
- 24) C. Ph. Funke: Naturgeschichte und Technologie, Bd. 3, Salpetersiederei S. 373/375 — Wien 1808.
- 25) Römpp's Chemielexikon — 7. Aufl. 1973.
- 26) Hermann Schilli: Das Schwarzwaldhaus, 1964.
- 27) C. Ph. Funke: Naturgeschichte und Technologie, Bd. 3: Salpetersiederei. S. 373/375. 1 Lot = 17,5 g.
- 28) Eberhard Gothein: Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwalds. 1892.
- 29) Heinz-Walter Wild: Die ersten Untersuchungen über die Schießarbeit im Bergbau: Erzmetall — 1959. S. 609/611.
- 30) Schneider-Stritmatter: Die Stabsgemeinde Kinzigtal 1962.
- 31) Alfons Schäfer: Die Geschichte des Dorfs Todtnauberg. 1966 — S. 156/157.
- 32) Ferdinand Friedensburg: Bergwirtschaft der Erde. Jahrgang 1948.
- 33) Römpp's Chemielexikon, 7. Aufl. 1973.
- 34) Oskar Guttman: Handbuch der Sprengarbeit 1906.
- 35) Rudolf Metz: Der Schauinsland: Zur Geschichte des Bergbaus am Schauinsland. 1966. S. 80/147.
- 36) Vollständige Sammlung aller in der Grh. Badischen Staats- und Regierungsblättern von 1803 bis 1825 enthaltenen Gesetze etc. 1828. Entrepreneur = Unternehmer.

Hermann Schilli (1896—1981)

Am 28. August 1981 ist der Senior der deutschen Hausforschung, Professor Hermann Schilli, nach kurzer schwerer Krankheit im Alter von 85 Jahren in Freiburg verstorben. Bis ins hohe Alter und bis in seine letzten Lebenstage hinein hat er mit großer Schaffenskraft und Erfolg sein Lebenswerk vollendet: das Schwarzwälder Bauernhaus-Museum im Gutachtal — mit Abstand das schönste und am meisten besuchte Museum der ganzen Region.

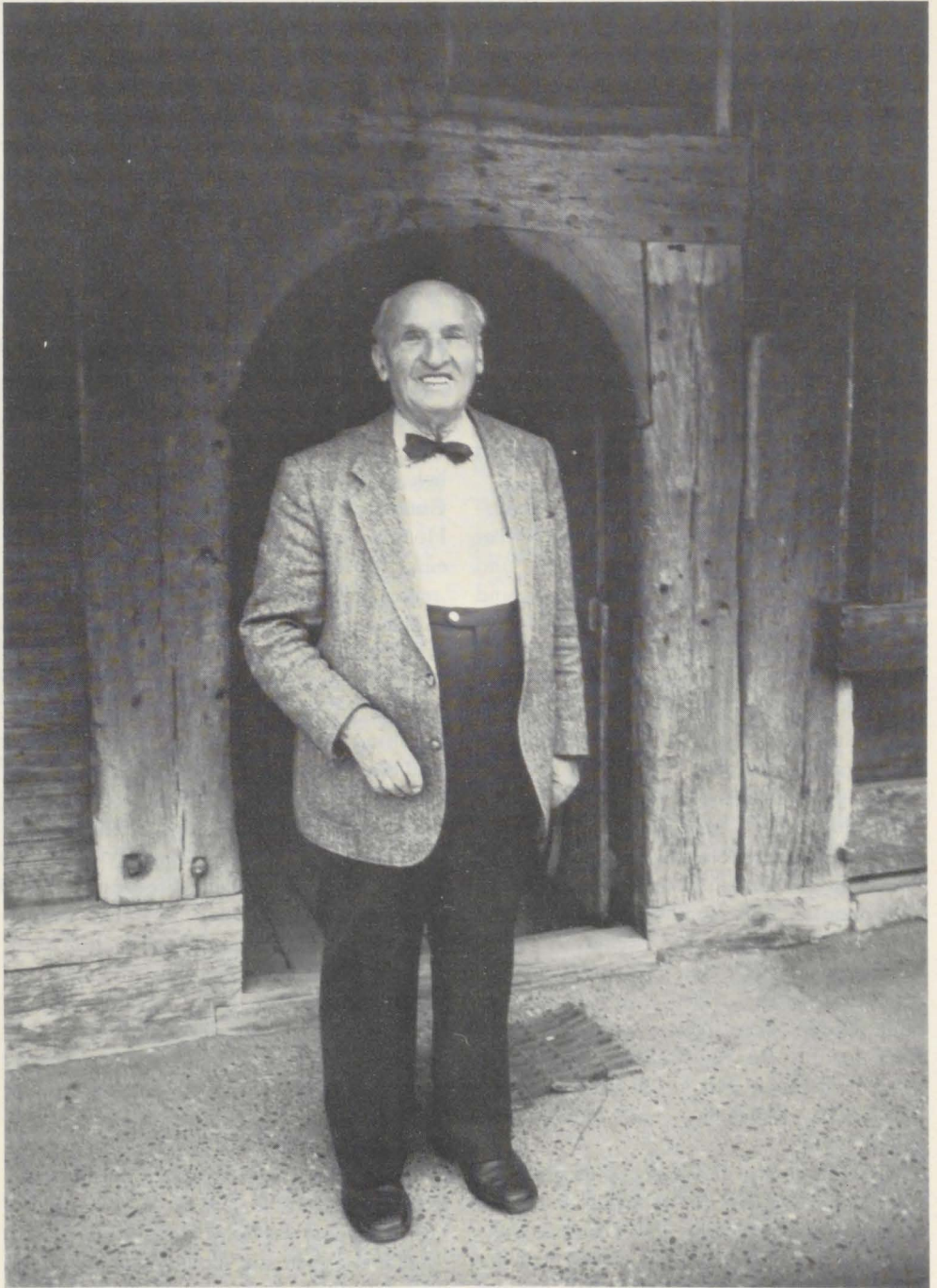
Am 1. Januar 1896 geboren, ist Schilli in Ofenburg aufgewachsen. Schon als Schüler hat er sich für Heimatkunde interessiert, und dieses Interesse galt nicht nur Kultur und Geschichte, sondern auch der Natur. Dafür spricht die große Mineraliensammlung, die Schilli im Laufe seines Lebens zusammengetragen hat. Wie sehr er der heimatlichen Arbeitswelt verbunden war, zeigt schon sein Erstlingsbuch über den Kinzigtäler Bergbau im 18. Jahrhundert. Die Schrift ist in den Fürstenbergischen Archivveröffentlichungen erschienen; ein renommierter Platz für eine wissenschaftliche Arbeit der Region. Schillis bedeutendste Veröffentlichung ist jedoch sein Standardwerk über „Das Schwarzwaldhaus“, das 1977 in 3. Auflage erschienen ist und dessen 4. Auflage er noch zum Druck überarbeiten konnte. Dieses Buch hat für die Hausforschung Maßstäbe gesetzt, die auch jetzt — 25 Jahre nach seinem ersten Erscheinen — noch immer gültig sind.

Eine methodisch vielseitige Hausforschung wird hier vorgeführt. Sie schließt die technologisch-architektonische Seite ebenso ein wie die historisch-geographische. Schilli hat gezeigt, wie Hausformen einerseits bedingt sind durch Klima und sich wandelnde Wirtschaftsformen, andererseits aber auch, wie

obrigkeitliche Verordnungen die ländliche Bauweise mitprägten und wie sich dementsprechend auch politische Gliederungen auf die Entstehung von Hauslandschaften auswirken mußten. So erweist sich die scheinbar einheitliche Erscheinung des Schwarzwaldhauses bei näherem Zusehen als differenzierte Mannigfaltigkeit. Die Hauslandschaft des Schwarzwalds läßt sich in charakteristische Kleinlandschaften untergliedern. Deutlich heben sich das Kinzigtäler Haus, das Gutacher Haus, das Schauinsland-Haus, das Hotzen-Haus und das Zartener Haus voneinander ab, abgesehen davon, daß es den ‚reinen Typus‘ ohnehin nicht gibt, sondern Mischformen das Erscheinungsbild wesentlich bestimmen. Auch auf die Einflüsse anderer Hauslandschaften, wie die aus dem Kanton Aargau auf das Hotzenwälder Haus hat Schilli erstmals hingewiesen. Er hat gezeigt, wie eine Hausform nichts Konstantes ist, sondern daß Innovationen aller Art einen Haustyp ständig umgestalten. Schließlich hat ein Haus auch den unterschiedlichsten Wohn- und Wirtschaftsbedingungen zu genügen: Der Holzfäller hat andere Bedürfnisse als der Sägmüller oder der Uhrmacher, und wieder andere hat der Altenteiler im Leibdinghäusle.

Schilli blieb nicht bei der bloßen Konstruktionsbeschreibung stehen, sondern bezog auch die Interieurs, insbesondere die der Wohnstuben und der Küchen sowie Zierat und Ausgestaltung des Hauses in Form von Hausinschriften oder Wandschmuck in seine Betrachtung mit ein.

Formal gehört das Schwarzwaldhaus zu den ‚Einhaus‘-Typen, die Wohnung und Stall unter einem Dach vereinigen. Doch ist es Hermann Schilli zu verdanken, daß mittlerweile auch die Dokumentation der anderen Bau-



Professor H. Schilli im Vogtsbauernhof (Aufnahme 22. Mai 1981)

Foto: Edmund Kiehnle, Eppingen

ten, die sich auf einem Hof befinden können, gut vorangetrieben wurde: Speicher und Hofkapellen, Back- und Brennhausle sowie die wassergetriebene Mühle für mancherlei Zwecke bekommen in diesem Buch ihre eigenen Abschnitte eingeräumt. Neben der exakten Erfassung des Hauses in klaren Bau- und Konstruktionszeichnungen kommt auch die philologische Seite nicht zu kurz. Immer ging es aber Hermann Schilli darum, den Menschen durch die Dinge und in seiner Beziehung zu den Dingen zu erkennen. Unermüdlich hat er darauf hingewiesen, daß es beim Haus nicht nur auf das Bauen ankomme, sondern auf das Wohnen, d.h. auf die funktionelle Bedeutung des Hauses für die menschlichen Bedürfnisse, die in typischen Wohnmustern traditionell werden.

Die Jahre nach seiner Pensionierung waren für Hermann Schilli alles andere als ein ‚Ruhestand‘. Jetzt konnte die Idee ausreifen, die ihn schon Jahre zuvor bewegt hatte, und Dank seiner Tatkraft und seines Durchsetzungsvermögens gelang es ihm, diese Vorstellungen zu verwirklichen. Was das Buch über das Schwarzwaldhaus theoretisch erarbeitet hatte, schildert nun der „Vogtsbauernhof“ als Realität, und so ist auf Schillis Initiative nach seinen Plänen eines der eindrucksvollsten Freilichtmuseen ganz Europas und sicherlich auch eine der touristischen Hauptattraktionen des Schwarzwalds entstanden. Neben der täglichen Arbeit am Museumsaufbau hat Schilli dann noch weitere Buchveröffentlichungen vorlegen können: „Schwarzwaldhäuser“ (Karlsruhe 1971) und „Das Schwarzwälder Freilichtmuseum der Vogtsbauernhof“ (Lahr 1975). Solche soliden Bestandsaufnahmen der Feldforschung und klaren Materialdarstellungen veralten nie.

Schließlich ist an die praktische denkmalpflegerische Tätigkeit Schillis zu erinnern. Zahlreiche Schwarzwaldhäuser verdanken seinem Ratschlag, daß sich die Denkmalpflege des Landes um ihre Erhaltung und Restaurierung gekümmert hat. In einer Zeit, in der Umweltschutz und die Erhaltung der intak-

ten Landschaft ein Lebensproblem geworden sind, können diese Bemühungen nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Schilli kam aus der Praxis des Zimmermannshandwerks. Als Lehrer der Meisterklasse hat er ganze Generationen von Zimmerleuten ausgebildet. Nicht weniger als 1400 junge Leute aus der ganzen Bundesrepublik hat Schilli zur Meisterprüfung geführt, und von allen volkskundlichen Hausforschern ist er der einzige, der das Handwerk wirklich und im wörtlichen Sinne von der Pike auf gelernt hat. Immer wieder hat er sein Wissen auch in Vorträgen und in Vorlesungen weitervermittelt. Das Alemannische Institut ist ihm hierbei ebenso dankbar wie die Abteilung Volkskunde der Universität Freiburg, an der er seit 1969 mehrfach einen Lehrauftrag wahrgenommen hat, um in Vorlesungen und Übungen die Studenten des Faches Volkskunde in die Prinzipien der Hausforschung einzuweisen.

Das Wort vom Propheten, der in seinem Vaterlande nichts gilt, trifft auf Hermann Schilli zweifellos nicht zu. An Ehrungen und Auszeichnungen hat es ihm nicht gefehlt. Seit 1939 Mitglied der Badischen Heimat und 1975 zum Ehrenmitglied ernannt, war er auch Träger des Bundesverdienstkreuzes und des Baden-Württembergischen Verdienstordens; er erhielt den Oberrheinischen Kulturpreis und zuletzt noch den Ortenauer Kulturpreis. Wie wenig andere verband Schilli ästhetischen Sinn und Aufnahmefähigkeit für naturwissenschaftliche und historische Fragestellungen mit der Fähigkeit des praktischen Zugriffs und Organisationsbegabung. Wenn er den Vogtsbauernhof betrat, wußte man, wer hier das Sagen hatte, wenn er den Befehl gab ‚Wasser marsch!‘ und sich dann die Klopfsäge oder die alte Bauernmühle in Bewegung setzte, dann hörte man den alten Kommandeur heraus. Ob Schilli eine Schulklasse, ob Studenten oder eine Gruppe von Professoren, ob Touristen aus Norddeutschland durch sein Museum führte — immer verstand er es, alle zu interessieren und jedem

etwas zu geben, und er steckte voll von köstlichen Anekdoten, die er den Besuchern mit auf den Weg gab. Besonders eindrücklich war mir die Anekdote von jenem Schwaben, der sich eingehend erkundigte, ob auch alles wirklich unverändert alt sei und dann befriedigt feststellte: „Sell isch grad wie bei meim Hauswirt; der läßt au nix mache!“.

Hermann Schilli war eine Persönlichkeit von großer Popularität. „No nit luck lo!“ und „Mr druckets nus!“ — das waren die immer wieder von ihm geäußerten Devisen seiner unerhörten Selbstdisziplin und Energie, die ihn auch schwere Schicksalsschläge überstehen ließen.

Prof. Dr. Lutz Röhrich

Ulm ist überall

Zur Kalendergeographie des Rheinländischen Hausfreundes

Klaus Oettinger, Konstanz

„... und wer manchmal erfährt, was an anderen Orten geschieht, findet wohl Ursache, zufrieden zu sein mit seiner Heimat.“ (216)*

„Auch der Bauer mag gerne wissen, was außer seiner Gemarkung vorgeht.“¹⁾ Diesen programmatischen Satz hatte Hebel in seiner Denkschrift zu einer neuen Kalenderkonzeption anno 1806 niedergeschrieben, und er hat ihn offenbar buchstäblich verstanden wissen wollen. Denn als „Rheinländischer Hausfreund“ führte er nachmals seine Leser durch alle Staaten Europas, nach Afrika in den Vorderen Orient, ins hinterste Sibirien, nach den beiden Amerikas und sogar auf die Südseeinsel Owai, wo bekanntlich der Seekapitän Cook, der Weltumsegler, von den Wilden „ein wenig totgeschlagen und gegessen“ worden ist (10). Im Orbis pictus des Hebel'schen Kalenders sind Hunderte topographischer Daten eingetragen, das Schauplatzregister seiner Geschichten ist weit gestreut: Aachen, Achern und Algier, Altkirch, Amiens und Amsterdam, Andernach, Anklam und Arcey, Askalon, Auerbach und Auggen, Augsburg, Augst und Austerlitz et cetera perge bis Zülpich, Zürich und Zunzingen. „Der gelehrsame Leser des Hausfreunds“, schreibt Hebel 1815, „ist durch ihn mit der halben Welt bekannt.“ (462)

Was kann der Leser mit dieser erzählten Topographie anfangen? Globus und Atlas standen in den Bauernstuben und Wirtshäusern der Zeit wohl kaum zur Verfügung, und daß die Dorfschulen damals schon mit Weltkarten ausgestattet waren, ist auch unwahrscheinlich. Es darf also angenommen werden, daß viele der topographischen Daten von der Masse der Leser gar nicht oder doch

nur ungefähr lokalisiert werden konnten. Und es ist allerdings auch anzunehmen, daß sich der Pädagoge Hebel darüber im klaren war²⁾.

Manche Orte waren für den zeitgenössischen Leser sicher ein Begriff, aber eben nur ein Begriff, kein geographisch fixierbarer Ort. Und insofern war der Leser in der gleichen Lage wie jener Leineweber aus Gera in Sachsen, der wohl wußte, daß in Frankfurt der deutsche Bundestag residierte, nicht aber wußte, wo dieses Frankfurt lag und also statt an den Main versehentlich an die Oder reiste³⁾. — Daß Madrid eine große Stadt war, die „im Reich Hispania“ (226) lag, mochten die Leser allenfalls wissen, wo aber genau in Spanien, das wußten wahrscheinlich die wenigsten, und so kann der „Hausfreund“ unbekümmert erzählen, wie „der Doktor oben auf dem pyrenäischen Berg... mit dem Perspektiv“ nach Madrid hinunter schaute und lauter Barbieri auf ihren Eseln aus dem Stadttor herausreiten sah. Und so, wie sich der Weg von Madrid bis in die Pyrenäen hinauf in des „Hausfreunds“ Erzählung auf Sichtweite reduziert, so kurz wird dementsprechend auch der Weg auf der anderen Seite hinunter: „Was hab ich denn nötig, länger zu reiten“, fragt sich der Doktor „oben auf dem pyrenäischen Berg“, „es geht nun jetzt bergunter, und ging früh am Tag in aller Stille zu Fuß nach Montlouis“ (26 f.). Montlouis ist ein Vierhundertseelenort irgendwo am Fuß der östlichen Pyrenäen, kaum ein Leser dürfte jemals etwas davon

gehört haben. Aber darauf kommt es auch nicht an. Wichtig ist, daß Montlouis als ein Diesseits zum jenseitigen Madrid wahrgenommen wird.

Hebels Geographie ist naiv in dem Sinne, daß die kartographischen Lokalitäten irrelevant sind, wesentlich sind ihre Bedeutungen, genauer: ihr Assoziationspotential. Da ist ein junger Engländer, der mit knapper Mühe und Not dem Londoner Galgen entronnen ist und nach Amerika fliehen muß⁴). Er landet im Seehafen von Philadelphia — warum gerade dort? Philadelphia galt in Europa als bedeutendste Stadt der Vereinigten Staaten, als Stadt der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, als wichtigster Immigrantenzentrum. Philadelphia evokiert wie keine andere amerikanische Stadt die Assoziation „Neue Welt“. Und entsprechend evokiert Amsterdam⁵) die Assoziation „Reichtum“, wie Algier⁶) „Seeräuberei“, Paderborn⁷) „Heuchelei“ oder Heiligenberg⁸) — nomen est omen — „Heiligkeit“, wobei im Falle des zuletzt genannten Beispiels ein komischer Kontrast dadurch erzielt wird, daß der „Hausfreund“ ausgerechnet hier die Spitzbuben einquartiert, im Zuchthaus nämlich.

Naiv ist diese Geographie auch in dem Sinne, daß die Welt stets in der expliziten oder impliziten Perspektive des provinziellen Lesers betrachtet wird, und das heißt konkret: des oberrheinischen Lesers, an dessen Adresse sich der Kalender insbesondere richtet. Sinnfällig wird dies zumal dort, wo sich der „Hausfreund“ um eine Vermittlung räumlicher Vorstellungen der politischen und militärischen Vorgänge seiner Zeit bemüht, in den historischen Anekdoten und in den „Weltgegebenheiten“. Da wird vom Krieg Napoleons auf der Iberischen Halbinsel berichtet, von der Vertreibung des portugiesischen Königs aus Lissabon. Wo liegt Lissabon?

„Wenn man von Basel aus durch die ganze Schweiz reist bis nach Genf, so kommt man nach Frankreich. Wenn man quer durch ganz Frankreich die Reise fortsetzt, so

kommt man nach Spanien. Wenn man weiters durch ganz Spanien reist bis an das andere End, so kommt man nach Portugal. Portugal aber ist gegen Sonnenuntergang das letzte Land von Europa am Meer, und man kann von dort aus zu Fuß nimmer weiter.“ (275)

Die Textstelle zeigt, wie sehr der „Hausfreund“ bemüht ist, die terra incognita in den Horizont des heimatischen Lesers zu bringen. Portugal wird über eine Reiseroute erschlossen, deren Ausgangspunkt Basel ist, die unerklärte Metropole der provincia rhenania superior. Aber nicht um uns Portugal nahe zu bringen, werden uns diese ebenso verständlichen wie einfältigen Reiseinformationen gegeben, sondern — im Gegenteil — um es in die Ferne zu rücken und damit die eminenten Dimensionen der Napoleonischen Kriegspolitik vorstellbar zu machen. Erst recht gilt dies für die Nachricht, daß der portugiesische König nach Brasilien geflohen ist, in ein Land, von dem der „Hausfreund“ lediglich mitzuteilen weiß, daß es „über dem Meere“ liegt, und daß das „Brasilienholz“ von dort herkommt (275).

Ein gleiches Verfahren zeigt das folgende Beispiel: Wo liegt Pensa? — Antwort: „Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters, wenn man von aus Europa hereinkommt.“ Damit kann der Leser freilich nicht allzuviel anfangen, und so fügt der „Hausfreund“ hinzu, daß diese Stadt „für sich schon mehr als einhundert Tagereisen von Lahr oder Pforzheim entfernt ist“ (472). Warum gerade von Lahr oder Pforzheim? Ebendort ist der „Hausfreund“ höchstpersönlich daheim, da hat er sich nach einem Zeugnis in der Vorrede auf das Jahr 1813 „seßhaft niedergelassen“, bei den Herren Geiger und Katz, die den „Hausfreund“ drucken (335). Pensa ist jedenfalls so weit weg, daß „die beste teutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer recht geht, sondern ein paar Stunden zu spät“ (472). Gleich hinter Pensa aber beginnt „das tiefe fremde Asien . . . , wo die Christen-

heit ein Ende hat“ (473). Auch hier wird deutlich, daß sich der „Hausfreund“ mit einer vagen Orientierung begnügt, daß ihm aber vor allem daran gelegen ist, den Eindruck der ungeheuren Ferne und Fremde zu vermitteln. Um so größer ist die Überraschung, daß dort des geeigneten Lesers notleidende Landsleute landsmannschaftlichen Trost und Beistand erfahren dürfen.

Die Ortsnamen im „Rheinländischen Hausfreund“ sind nicht primär geographische, sondern epische Orientierungsindices, sie sind kontextrelativ. Cadix liegt viel weiter weg als Lissabon, aber da man sich „in Cadix im Rößlein morgenfrüh ein gutes Mittagessen bestellen“ will (375), scheint die Hafenstadt am spanischen Atlantik just nebenan zu liegen. Und „über dem Meere“ liegt auch die Stadt Washington, wie Brasilien, aber da sich der Kondukteur daselbst in der „Verlängerten Neuen Herrengasse Nr. 46“⁹⁾ einlogiert hat, wird er geradezu zum freundlichen Nachbarn in einer Stadt der scheinbar nächsten Umgebung.

Die Welt des „Hausfreunds“ ist zweidimensional, er kennt nur Nähe und Ferne, Heimat und Fremde: Nähe, Heimat ist überall, wo „schöne christliche Kirchlein“, „brave Wirtschaftshäuser“ (371), „teutsches Blut rheinländischer Gastfreundschaft“ (472) und „lachende Jungfrauen“ (514) zu finden sind, und sei es „mitten in Saratow und mitten in Rußland, mehr als 1000 Stunden weit von der Heimat“ (473) — Fremde ist, „wo alles anderst ist“ (473), wo „niemand mehr das Vaterunser kennt“ (473), niemand mehr die deutsche Sprache versteht, wo es unvorstellbar kalt ist wie in Jeniseisk oder Krasnajak oder an der Hudsonbay (59).

Der „Hausfreund“ führt den Leser um die Welt herum, nicht um seinem Fernweh zu genügen, sondern um ihm die Lust der Heimkehr zu verschaffen. Die Reise „ans Ende der Erde, . . . durch Deutschland, durch Polen, durch Rußland, nach Asien hinein, durch die Muhamedaner und Heiden, vom Land aufs Wasser, und vom Was-

ser wieder aufs Land, und immer weiter“ führt in die Heimat zurück:

„auf einmal wird's ihm heimlich in seinem Gemüt, es wird nach und nach alles, wie es daheim war, er hört seine Landessprache wieder sprechen, zuletzt erblickt er von weitem einen Kirchturm, den er auch schon gesehen hat, und wenn er auf ihn hinget, kommt er in ein wohlbekanntes Dorf, und hat nur noch 2 Stunden oder drei, so ist er wieder daheim.“ (10)

Der Erfahrungsertrag solchen Reisens ist offenbar gering: man erfährt, was man theoretisch schon vorab gewußt hat, daß die Erde rund ist, und über den Umweg nach Amsterdam kommt man zu Einsichten, die man ebenso gut in Emmendingen oder Gundelfingen hätte gewinnen können, nämlich daß alles Irdische vergänglich sei (134). Insofern sind die Örtlichkeiten beliebig, „Ulm ist überall“ (402), heißt es einmal. Und dennoch ist die Erfahrung der Fremde für Hebel von großer Bedeutung, durch sie erst wird Heimatbewußtsein begründet: „Wenn man so etwas liest und hört, so lernt man doch zufrieden sein daheim, wenn schon nicht alles ist, wie man gerne mögte.“ (61)

Anmerkungen:

* Hebel-Texte zitieren wir, wenn nicht anders angegeben, nach der Winkler-Ausgabe der „Poetischen Werke“, München o.J. Die Seitenzahlen werden im Anschluß an die zitierten Passagen jeweils in Klammern mitgeteilt.

1) Abgedruckt bei Heinrich Funck, Über den Rheinländischen Hausfreund und Johann Peter Hebel, Karlsruhe 1866, S. 49.

2) Der alte badische Landkalender, der Vorgänger des „Rheinländischen Hausfreunds“, hatte einen weitläufigen geographisch und historisch informierenden Bericht über die Vereinigten Staaten von Amerika gebracht. Hebel kritisiert diesen Artikel,

weil das „aller übrigen Geschichte und Geographie unkundige Publikum“ überfordert worden sei. Vgl. Funck, a.a.O., S. 62.

³⁾ Reise nach Frankfurt (502 ff.)

⁴⁾ Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers (170 ff.)

⁵⁾ Der geheilte Patient (189 ff.), Kannitverstan (134 ff.)

⁶⁾ Der listige Kaufherr (287 ff.)

⁷⁾ Der schlaue Pilgrim (112)

⁸⁾ Vereitelte Rachsucht (214 f.)

⁹⁾ Zitiert nach der Kalenderfassung 1809

„Was ist Heimat heute?“

Unsere nüchterne und realitätsbezogene Zeit empfindet „Heimat“ oft als übertrieben gefühlvoll und bringt ihr keine allzu große Wertschätzung entgegen. Zu Unrecht, wie ich meine.

„Heimat“ ist für mich der Ort, in dem ich geboren und aufgewachsen bin, das Zuhause meiner Kindheit. Die Zeit, die ich in meiner Heimat verbracht habe, war die Zeit, die mich entscheidend geprägt hat. So hat es mir später das Empfinden von Heimat leicht gemacht, mich in anderen Städten zuhause zu fühlen. Ich denke heute an meine Heimat mit dem Gefühl der Geborgenheit und Verbundenheit.

Köln, den 7. Oktober 1980

Walter Scheel

Altbundespräsident der Bundesrepublik Deutschland

Das Kapuziner-Kloster zu Staufen

1683 — 1834

Hermann Schmid, Überlingen/See

Zur Geschichte der vorderösterreichischen Kapuziner-Provinz

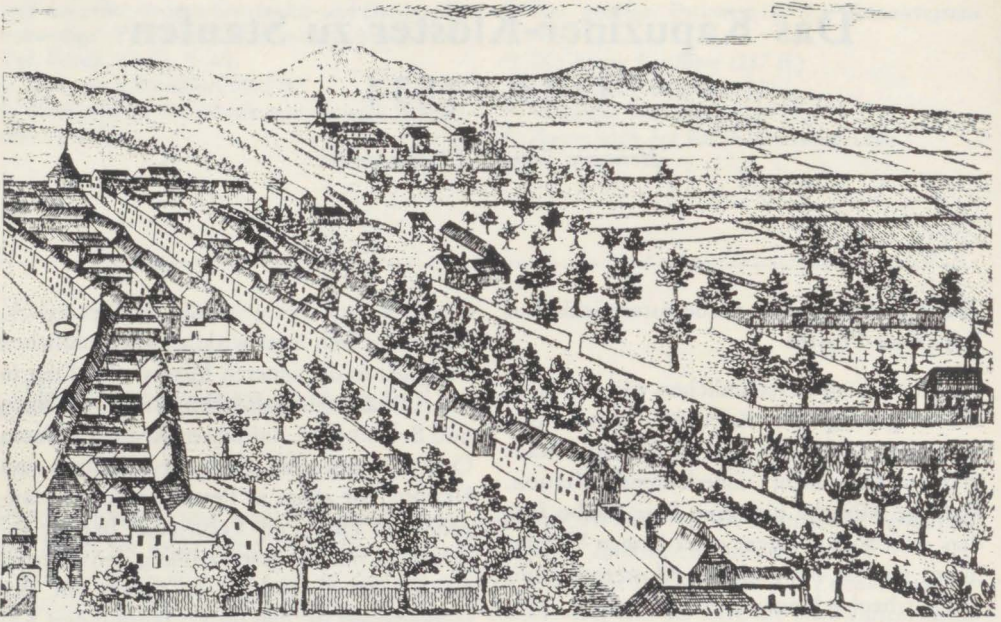
Auf dem ebenso erstaunlichen wie imposanten Siegeszug der Kapuziner durch den deutschen Südwesten war die Breisgau-Stadt Staufen eine nicht unbedeutende Station. Daß die Mönche hier eine feste Bleibe fanden, ist jedoch weniger einer langen Vorplanung, wie sie bei anderen Klostergründungen zu beobachten ist, zuzuschreiben, sondern mehr den damaligen Kriegsdrangsalen am Oberrhein, für die der „Sonnenkönig“ Ludwig XIV. verantwortlich zeichnete.

Schon kurz nach seiner Gründung im Jahr 1528 breitete sich der Orden mit außerordentlicher Schnelligkeit zunächst über Italien, seit 1574 auch über die meisten übrigen Länder Europas aus, nachdem die von Papst Paul III. errichtete Schranke, die ihn nicht aus Italien hinausließ, gefallen war. Der Grund dafür lag hauptsächlich in seiner Popularität und Beweglichkeit, der noch nicht eine Großzahl von Vorschriften entgegenstand. Im 16. Jahrhundert nämlich ging in der Regel die Errichtung von Konventen wie von Provinzen von den Ordensoberen allein aus. Erst seit der Mitte des 17. Jahrhunderts mußte insbesondere in Bezug auf die Provinzen die päpstliche Genehmigung eingeholt werden.

Die Popularität der Kapuziner, die sich neben den Jesuiten zum zweiten Kampforden der Gegenreformation entwickelten, entsprang zum Teil der strikten Befolgung des franziskanischen Armutsideals und ihrer Opferwilligkeit, zum Teil dem Umstand, daß sich der Bildungsstand vieler Regularen we-

nig über den des gemeinen Volkes erhob, und schließlich ihrer wirklich unermüdlchen Tätigkeit in der inneren Mission. Ihr Eifer in der Aushilfsseelsorge, besonders im Predigen und Beicht hören, wurde von keinem anderen Orden übertroffen. Ihre Bemühungen um Kranke, vor allem in Pestzeiten, um Gefangene und zum Tod Verurteilte, brachte ihnen nicht nur die Anerkennung der unteren, sondern auch der höheren Stände ein. Bemerkenswert ist, daß im 17. Jahrhundert Kapuziner verschiedentlich sogar zu diplomatischen Missionen verwendet wurden, so vom französischen Kardinal und Staatsmann Richelieu. Auf einem Gebiet allerdings haben sie, ganz nach dem Willen ihrer Gründer, nur wenig geleistet, nämlich auf dem wissenschaftlich-schulischen. Hier gebührt unbestreitbar der ältesten franziskanischen Richtung, den Minoriten, der erste Rang.

Das erste Land außerhalb Italiens, in dem der Orden Niederlassungen erhielt, war Frankreich. Nachdem er sich hier fest etabliert hatte, drang er nach Deutschland vor, und zwar von Nordwesten her über Belgien und von Süden über die Schweiz. Noch im 16. Jahrhundert errichteten italienische Mönche die Provinzen Helvetica (1689), Tirolensis und Bohemica. Die schweizerischen Kapuziner entfalteten alsbald eine rege Tätigkeit im benachbarten deutschen Südwesten. 1596 und 1599 gelangen Gründungen in den österreichischen Städten Rheinfelden und Freiburg. Bis 1659 war die stolze Zahl von 28 Häusern erreicht. So gut wie jede bedeutendere Stadt Schwabens, die ganz oder teilweise der katholischen Konfession anhing,



Ausschnitt aus einem Gesellenbrief der Stadt Staufen von 1805 mit dem Bettelkonvent im Hintergrund. Kupferstich von Johann Haas aus dem Jahr 1782.

hatte bis dahin den Kapuzenmönchen Aufnahme gewährt — nicht einmal die Greuel des Dreißigjährigen Krieges hatten hieran etwas zu ändern vermocht. So erfreulich dieses außerordentliche Wachstum für den Orden war, so schwierig gestalteten sich für die Oberen die Verwaltung und jährlichen Visitationen der Provinz, die sich von den nördlichen Alpen bis in den Nordschwarzwald und vom Oberrhein bis ins Allgäu und nach Vorarlberg erstreckte. Die jahrzehntelang diskutierte Frage einer Teilung, die zu einem regelrechten Hausstreit ausartete, konnten schließlich die Befürworter 1668 in ihrem Sinne mit päpstlichem Segen lösen. Die außerhalb der Eidgenossenschaft rechts des Rheins liegenden Konvente bildeten zusammen mit denen in Konstanz, Laufenburg und Rheinfeldern die neue vorderösterreichische Kapuziner-Provinz.

Die Klostergründung

Zu dieser Einheit gehörte auch die seit 1612 bestehende Niederlassung in Neuenburg am Rhein, deren Schicksal unter keinem guten Stern stand. Sie wurde 1675 im sogenannten Holländischen Krieg, den Ludwig XIV. drei Jahre zuvor vom Zaun gebrochen hatte und der sich bald zum Krieg gegen das deutsche Reich entwickelte, zusammen mit der ganzen Stadt von den Franzosen in Brand gesteckt. Die Kommunität suchte daraufhin bis auf weiteres im bischöflich-baselschen Ort Schliengen und in Staufen ein Unterkommen, da an einen baldigen Wiederaufbau von Stadt und Kloster nicht zu denken war. Zwar verhiess der 1679 zu Nymwegen geschlossene Frieden dem Land am Oberrhein eine Periode der Ruhe und die Bewohner Neuenburgs hatten inzwischen begonnen, sich not-

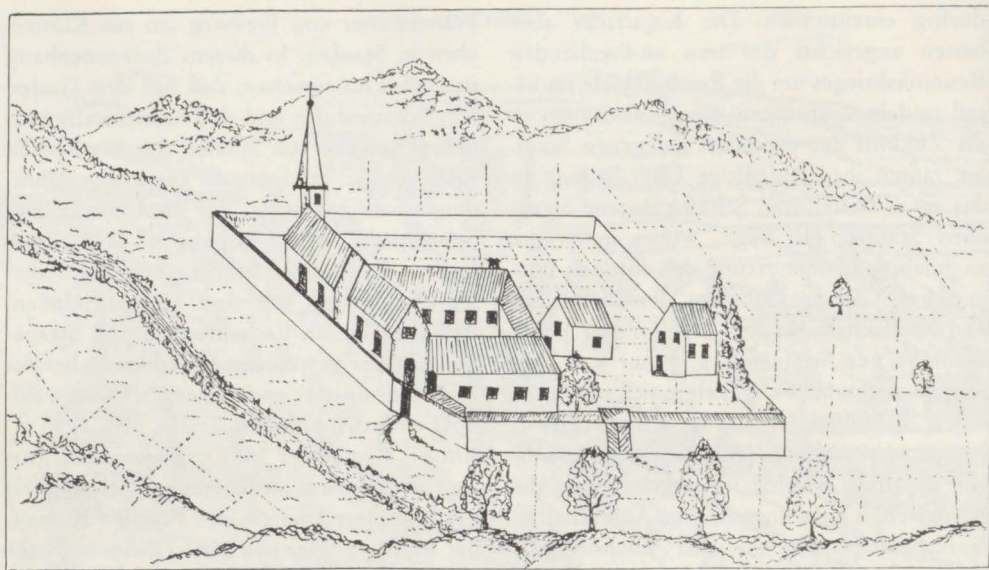
dürftig einzurichten. Die Kapuziner aber hatten angesichts des nun ausbrechenden Reunionskrieges um die Reichsgebiete im Elsaß und in Lothringen wenig Vertrauen in die Zukunft der exponiert gelegenen Stadt. Sie faßten ihre endgültige Übersiedlung in das etwas weiter vom Schuß gelegene Städtchen Staufen ins Auge, wobei ihnen die nachhaltige Unterstützung der dortigen Bürgerschaft und des Inhabers der Pfandstadt und -herrschaft Staufen, des Grafen Franz Hannibal von Schauenburg, sicher war. Daß Skepsis angebracht war, zeigte sich im Spanischen Erbfolgekrieg. 1704 wütete erneut französisches Militär in Neuenburg. Sämtliche Gebäude wurden niedergelegt und die Bürgerschaft gezwungen, ihren Aufenthalt in markgräflich-badischen und hochstiftisch-baselschen Gebieten zu nehmen, aus denen sie erst 1714 wiederkehren konnte. Allerdings wurde Staufen ebenfalls in dieser bösen Zeit hart mitgenommen, wenn auch nicht gar so schlimm wie die Nachbarstadt. Der Wohnsitzwechsel der Väter kam jedoch auch anderweitig nicht von ungefähr: Zwischen ihnen und Staufen bestanden schon seit langem enge Bindungen. So leisteten sie seit vielen Jahren besonders an den hohen Festtagen dem Pfarrer zu St. Martin und St. Anna Aushilfe in der Seelsorge. Nach dem Schwedenkrieg intensivierten sie und ein Teil der Bürgerschaft ihre Bestrebungen, in Staufen eine Filiale zu errichten. Diese scheiterten indes am Widerstand des Hauses Habsburg, das die Landeshoheit über Staufen innehatte, und des Bischofs von Konstanz, zu dessen Diözese der Breisgau gehörte. Beide Seiten befürchteten eine Übersetzung der Gegend mit Bettelmönchen, zumal sich in Heitersheim eine Niederlassung der oberdeutschen Minoriten-Provinz befand. Der Niedergang Neuenburgs und die Verarmung seiner Einwohnerschaft boten nun den Anlaß für die Veränderung, wobei nicht auszuschließen ist, daß dies noch andere Ursachen als die schon genannten hatte, so die langjährigen Bemühungen der reformierten

Franziskaner von Freiburg um ein Klösterchen in Staufen. In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, daß sich dem Grafen von Schauenburg und den kapuzinerfreundlichen Bürgern von Staufen der Abt Roman Edel von St. Trudpert als gewichtiger Bundesgenosse zugesellte, der die Übersiedlung der Mönche an den Ausgang des Münstertals in einer publizierten Schrift wärmstens befürwortete, freilich mit dem Hintergedanken, daß sie seine an Entbehrungen und Strapazen weniger gewöhnten Benediktiner bei der Pastoration der entlegenen Schwarzwaldhöfe entlasten könnten.

Am 17. September 1683 erfolgte unter großem Volkszulauf im Beisein etlicher Kapuziner und ihrer Oberen, des Prälaten Roman, der Minderbrüder von Heitersheim und etlicher Pfarrherren aus den Landkapiteln Breisach und Neuenburg die feierliche Grundsteinlegung auf einem Platz südlich vor den Toren der Stadt auf dem linken Ufer des Flüschens Neumagen. Es handelte sich bei diesem zum größten Teil um ein Allmendstück der Gemeinde, das jedoch den Flächenbedarf der Mönche nicht ganz befriedigen konnte. Was fehlte, kam durch Kauf und die Schenkungen zweier Bürger dazu. Auch die Baumaterialien und Arbeitslöhne stammten weitgehend aus Spenden.

Knapp zwei Jahre später war das Werk vollendet. Ganz im Einklang mit den Satzungen des Ordens war ein überaus bescheidenes Kloster für maximal 14 Priester und zwei Laienbrüder erstellt, an das sich der ummauerte Kraut- und Obstgarten anschloß. Am 24. Juni 1685 zogen die Religiösen aus ihrer Stadtwohnung in die neue Behausung und tags darauf fand eine Feier im Beisein des St. Trudperter Kapitels statt.

Damit waren endgültig die Bemühungen der Neuenburger gescheitert, die Kapuziner in ihre Mauern zurückzuholen. Vergeblich hatten Bürgermeister und Magistrat beim kaiserlichen Statthalter in den ober- und vorderösterreichischen Landen in Innsbruck und beim Bischof von Konstanz, Franz Johann



Das Capuciner Kloster zu Stauffen.

Mit Waschhaus, Metzgerei und dem „Wollenhaus“. Federzeichnung aus dem frühen 19. Jahrhundert in der Bauplänesammlung des Generallandesarchivs in Karlsruhe.

von Praßberg, gegen die Pläne der vorderösterreichischen Provinz protestiert. Ihre Vorstellung, daß den Konventualen der Wiederaufbau ihrer Niederlassung auf den noch vorhandenen Grundmauern sehr wohl zugemutet werden konnte, nicht aber der notleidenden Gemeinde Einbußen in wirtschaftlicher und seelsorgerischer Hinsicht infolge einer Translozierung, hatte kein Gehör gefunden. Karl, Herzog von Lothringen und Baar, billigte am 2. März 1683 das Ansinnen der Kapuziner, „alldieweil ein solches nicht allein zu Beförderung der Ehr Gottes, sondern auch der Seelen Hail und Nutzen angesehen“, und der Bischof erteilte seinen Konsens am 26. des Monats, wobei ihm besonders wichtig war, daß der Bettelbezirk unverändert blieb und anderen Mendikanten durch den Neubau in Staufen keine Nachteile entstanden.

Die Neuenburger verwanden den Verlust des Klosters lange nicht. Der Vorgang belastete noch jahrzehntelang die Beziehungen der beiden Städte.

Da die Mönchsgemeinde anfänglich nicht den erforderlichen Umfang hatte, nahm sie nur den Status eines Hospitiums unter einem Superior ein. Im Jahr 1686 sorgte die Provinz dann für Personalzuwachs, und es konnte ein Guardian gewählt werden.

Merkwürdigerweise ließ die Konsekration der Kirche lange auf sich warten. Erst 1699 nahm der Konstanzer Weihbischof Konrad Ferdinand Geist diese vor.

Das 18. Jahrhundert

Über das Leben und Wirken des Konvents in den ersten hundert Jahren seines Bestehens gibt es nichts Außergewöhnliches zu berich-

ten. Schriftliche Zeugnisse fehlen so gut wie ganz. Die Mönche gingen, von der Stadt- und Landbevölkerung wohl gelitten, ihren eingangs umrissenen Tätigkeiten nach. Die am Oberrhein geradezu regelmäßig wiederkehrenden Kriegswirren berührten sie nicht sonderlich: Es kam weder zu einer wesentlichen Verminderung des Personalstands noch zu einer Beschädigung oder Zerstörung des Klosters. Lediglich die Verkleinerung ihres Bettelbezirks mußten sie zu einem nicht näher bestimmbareren Zeitpunkt hinnehmen. So gingen ihnen im Oberelsaß die Rheinorte Ottmarsheim, Bantzenheim, Rumersheim und Blodelsheim verloren.

1745 bekamen sie insofern Gesellschaft, als in Staufen ein weiteres Ordenshaus errichtet wurde. Im Jahr zuvor hatte Freiburg erneut eine schwere Heimsuchung zu erdulden. Die Franzosen beschossen die Stadt von Ende September bis Mitte Oktober nahezu ununterbrochen. Zu den Gebäuden, die weitgehend zerstört wurden, zählte das Ursulinenkloster, weswegen die Superiorin Maria Ignatia von Heinze gezwungen war, für ihre Kommunität neue Unterkünfte zu suchen. Sie wandte sich unter anderem an das Benediktiner-Stift St. Blasien, das die österreichischen Kameralherrschaften Staufen und Kirchhofen seit 1738 als freiadliges Lehen innehatte. Abt Franz Schächtelin war unter gewissen Bedingungen bereit zu helfen. Er kaufte noch 1744 in der Schloßgasse in Staufen ein Haus, ließ es für die Schulschwester umbauen und mit einer Kapelle versehen. Die Übergabe erfolgte am 30. September 1745 mit Ausnahme des Speichers und Kellers, die sich St. Blasien vorbehielt. Mehr als vier Frauen und eine Laienschwester waren am Ort jedoch nicht zugelassen. Sie hatten die Obliegenheit, die Mädchen unentgeltlich in Lesen, Schreiben, Religion und Nähen zu unterrichten. Die Kinder mußten lediglich über den Winter das tägliche Brennholz für die Schultube mitbringen. Die Bedingungen der Abtei, die die Landesherrschaft und die Diözese 1746 genehmigten, ließen den Lehr-

frauen jedoch so wenig materiellen Spielraum, daß die „Colonie“ nur wenig mehr als drei Jahrzehnte dauerte. Das Hauptkloster löste sie nach längeren Streitereien mit St. Blasien 1777/78 wegen ungenügendem Auskommen auf. Die Ursulinen kehrten nach Freiburg zurück. Die Kapuziner hatten mit der Angelegenheit nur insofern etwas zu tun, als einer von ihnen als außerordentlicher Beichtvater bei den Frauen fungierte. Der reguläre war der Stadtpfarrer.

Das Jahr 1765 verdient in der Geschichte des Gotteshauses deshalb erwähnt zu werden, weil Neuenburg endlich Stiftungskapitalien in Höhe von 263 Gulden herausgab, die fromme Gönner vor über hundert Jahren für die Väter Kapuziner angelegt hatten und die diese seit ihrer Verlegung nach Staufen beanspruchten.

Eingreifende Änderungen im Leben der Kommunität, die sich als existenzgefährdend erweisen sollten, brachten schließlich die 1780er Jahre in Form der antiklösterlichen Maßnahmen Josephs II. Den statistischen Erhebungen der vorderösterreichischen Regierung in Freiburg, die im unmittelbaren Zusammenhang mit der Gesetzgebung des Kaisers standen, verdanken wir im übrigen genaue Einblicke in die Verhältnisse des Klosters.

So erfahren wir aus einer Fassion des Guardians Lucas von November 1782, die für die vorderösterreichische Regierung hatte erstellt werden müssen, daß die Mönche das meiste ihres täglichen Bedarfs in Staufen holten. Allein auf den vier Jahrmärkten brachten die geschickten Bettler durchschnittlich Waren und Münzen im Wert von 80 fl. zusammen. Aber auch der weitläufige Sammelbezirk, in den die verbotenen Gebiete des protestantischen Markgrafen von Baden hineinragten, wurde nicht vernachlässigt. Die Terminarien, meist Laienbrüder, schafften emsig aus dem Münstertal, der Malteser-Herrschaft Heitersheim, aus Bellingen, Bamlach, Schliengen, Neuenburg, Schönau, Krozingen, Feldkirch, Hausen a. d. Möhlin, Hart-

heim, Wettelbrunn, Grunern und Tunsel Wein, Milch, Butter, Getreide, Öl, Kerzen und Garn heran, wofür die Priester bei Bedarf den Orts Pfarrern Hilfsdienste leisteten. Diese Einnahmen und die Gartennutzung reichten allerdings nicht für die Ernährung der 13 Patres und fünf Brüder und die Mildtätigkeit aus, die diese ihrerseits an der Klosterpforte übten. Hinzu kamen noch bescheidene Erträge aus Stiftungskapitalien und einer kleinen Textilmanufaktur, von der noch die Rede sein wird, sowie sieben feste, jährliche Almosen. Das bedeutendste (Wein, Korn, Fisch, Salz und Holz im Wert von 342 fl.) stammte vom sanktblasischen Rentamt in Staufen, das diese Verpflichtung beim Übergang der Herrschaft 1738 vom Erzhaus Österreich hatte übernehmen müssen. Die Stadtgemeinde Staufen gab Geld und Brennholz (zusammen 56 fl.), Grunern und Wettelbrunn Holz, der Malteser-Fürst in Heitersheim, die Abtei St. Trudpert, die sanktblasische Propstei in Krozingen Wein und Getreide und die domkapitelisch-baselsche Schaffnei in Kirchhofen Wein.

Der Wert der gesamten Einkünfte bezifferte sich auf 4708 fl. Damit ließ sich zwar nicht üppig, aber doch einigermaßen gut leben. Dieser bescheidene Wohlstand konnte allerdings nicht verhindern, daß es mit dem Konvent allmählich bergab ging. 1781 befahl Joseph II. die Neuorganisation der Ordensprovinzen nach dem territorialen Prinzip, was unter anderem zur Abtrennung der Klöster in den Reichsstädten und damit zu einer starken Verkleinerung der vorderösterreichischen Provinz führte. Wenig später folgte als Krönung der „Klosterreform“ ein Novizenaufnahmeverbot. Diese und weitere Restriktionen bewirkten, daß das Personal bis Ende 1802 auf sieben Priester und drei Brüder zusammengeschrumpft war. Die Einflüsse der Französischen Revolution und der durch sie ausgelösten Kriege taten ein übriges, die Mönchsgemeinde nicht eben mit den günstigsten Aussichten in das neue Jahrhundert treten zu lassen.

Die Säkularisation

Wenn es nach dem Willen des Aufklärers Joseph, der die meisten Mönchsorden als nutzlos und darum als nicht daseinsberechtigt ansah, gegangen wäre, hätte die vorderösterreichische Kapuziner-Provinz um 1802 wohl nicht mehr existiert. Daß sie es doch noch tat, verdankte sie dem frühen Tod des Kaisers im Jahr 1790 und dem Umstand, daß die Nachfolger dessen Reformpolitik nicht gar so kraß fortführten. So hob Franz II., der seit 1792 Österreich und das Reich regierte, 1802 das Novizenaufnahmeverbot auf und garantierte den Fortbestand der noch funktionierenden Bettelklöster in seinen Erbstaaten. Ein kleiner Lichtblick für die Kapuziner, denen sich die Chance auftat, ihre Konvente in eine bessere Zeit hinüberzuretten, auch wenn es wegen der schlechten Wirtschaftslage und dem allgemein gesunkenen Ansehen des Mönchtums nicht gut aussah mit Neuzugängen.

Ende Dezember 1805 verlor das Haus Habsburg infolge seiner glücklosen Kriegsführung gegen Napoleon seine Vorlande an die französischen Vasallen Bayern, Württemberg und Baden. Der größte Teil des Breisgaus, darunter auch die sanktblasischen Herrschaften Kirchhofen und Staufen, kam an den Kurfürsten Karl Friedrich, dessen Religionsgesetzen und Verfügungsgewalt die Kapuziner zu Staufen mit ihrem Eigentum fortan unterworfen waren. Er hatte seit 1802/03, als eine entsprechende Ermächtigung durch die Reichsdeputation ergangen war, die meisten stiftischen Klöster enteignet und aufgehoben, die meisten Bettelklöster hingegen aus fiskalischen und kirchenpolitischen Gründen bestehen lassen. So erschien die Lage der Religiösen nicht hoffnungslos, zumal sie einen nicht unwichtigen Fürsprecher hatten. Der Oberamtmann von Staufen, Konrad Duttlinger (1764–1816), vormaliger sanktblasischer Hofrat, teilte der provisorischen badischen Regierung des Breisgaus im Rahmen eines detaillierten Berichts über das

Kloster vom August 1806 mit, daß die Leute in Stadt und Umland die Mönche behalten wollten und vom Landesherrn erwarteten, daß er den Orden fort dauern ließe: „Die Zeiten mochten noch so hart sein, so sorgte doch das Publicum immer genugsam für die Kapuziner, freywillig und ohne Zutun des Staates.“ Würden sie aufgehoben werden, so wäre auch mit den Almosen Schluß und sie fielen der Landesherrschaft zur Last, die zudem für weltgeistliche Aushilfsseelsorger aufgenommen müßte. Da der Konvent noch eine kleine Wolltuchfabrikation betrieb, wäre der Verlust für die Gegend umso schmerzlicher. Duttlinger schloß mit der Erklärung des Provinzials Primus Mörder, der damals in Staufen lebte, daß der Orden bereit wäre, gemäß der Forderung der Karlsruher Regierung eine badische Provinz zu bilden, wenn er nur ansonsten unbehelligt bliebe.

Die Regierung benötigte immerhin noch knapp zwei Jahre, bis sie sich über das Schicksal der Kapuziner in Baden, die nach wie vor Novizen aufnehmen durften, klar geworden war: Am 7. Juni 1808 schließlich verbot ihnen das Geheime Polizeidepartement (Innenministerium) dieses, säkularisierte sie aber nicht, sondern setzte sie auf den „Austerbeetat“, um Pensionen zu sparen. Lediglich Laienbrüder konnten noch zur Entlastung der durchweg in die Jahre gekommenen Patres eintreten, wobei nur die Ablegung eines einfachen und nicht eines Gelübdes auf Lebzeiten gestattet war. Damit war das Ende des Staufener Klosters nur noch eine Frage der Zeit.

Daß es immerhin weitere 25 Jahre existierte, lag an der besonderen Rolle, die ihm 1821 die Obrigkeit zuschrieb, genauer gesagt die Staatskirchenbehörde im Innenministerium, die seit 1820 über die noch verbliebenen 13 Kapuziner- und drei Franziskaner-Häuser zu bestimmen hatte, nachdem Großherzog Ludwig dieselben zu allgemeinem Kirchenvermögen erklärt hatte. Staufen wurde anläßlich der Schließung der Klöster zu Freiburg und Waldshut zur Aufnahme der hier-

durch freigesetzten Regularen verpflichtet und fungierte fortan als „Zentral-“ oder Sammelkloster, wie es im zeitgenössischen Sprachgebrauch hieß. Das Personal, das der Schematismus der Diözese Konstanz von 1821 mit nicht mehr als zwei Priestern und drei Brüdern angab, verdoppelte sich durch die Zugänge. Die Überalterung — der jüngste Regular stand im 69. Jahr — und die veränderten Zeitumstände zwangen die Regierung, das Kloster zu bezuschussen. „Es ist notorisch“, schrieb 1824 der Vorsteher des Dekanats Breisach, Pfarrer Fidel Jäck in Kirchhofen, „daß durch veränderten Zeitgeist der Kapuziner Bettel den heiligen Schein einer Gottesgabe verloren hat, daß somit Betteleyen um Früchte, Weine, Butter, Lichter, Garn etc. unergiebig sind und die freywilligen Opfer von Kälbern, Schinken etc. bald ganz und gar versiegen.“ So mußte der ehemalige vorderösterreichische Religionsfonds einspringen, den einst Joseph II. aus dem Vermögen zahlreicher aufgehobener Klöster und Bruderschaften zwecks Bestreitung kirchlicher Bedürfnisse unter der Kontrolle des Staates errichtet hatte.

Nach dem Ende der Klöster in Oberkirch (1825) und Radolfzell (1826) fand eine letzte Personalvermehrung statt, die in den folgenden Jahren durch Todesfälle jedoch mehr als wettgemacht wurde, weshalb der Restkonvent nur noch den Status eines Hospizes einnahm. Als am 1. März 1830 der letzte Superior, P. Friedrich Erhard, im 80. Lebensjahr verstarb, ließ er einen einzigen Priester, Athanasius Schneiderlein, zurück, dem es nun beschieden war, sechs Laienbrüder und zwei Domestiken zu beaufsichtigen. Dabei erachtete die Katholische Kirchensektion im Innenministerium ihrerseits eine scharfe Beaufsichtigung Schneiderleins für notwendig, denn er stand zusammen mit dem Bruder Zacharias im Verdacht, nach dem Tode Erhards über 1600 Gulden beiseite geschafft zu haben — was im Grunde genommen nichts anderes als eine Notwehrmaßnahme gegen den übermächtigen, in alles hineinregieren-

den Staat war, die den Mönchen noch einige Scherereien verursachen sollte.

Als 1833/34 in den Staatsbehörden und in der seit vielen Jahren unter Schulraumnot leidenden Gemeinde der Plan zunehmend Befürworter gewann, im Kapuziner-Kloster ein Lokal für die 260 schulpflichtigen Kinder einzurichten, war das Ende gekommen. Der Gemeinderat wollte sich zwar ursprünglich mit einem Teil der Gebäude begnügen und im anderen die Kommunität bis zu ihrem gänzlichen Aussterben belassen, die Kirchensektion aber hielt diese Lösung für ungünstig. Nachdem der Oberbauinspektor der Regierung des Oberrheinkreises, Christoph Arnold, eine Ortsbesichtigung und Schätzung durchgeführt und die Errichtung einer Schule befürwortet hatte, erklärte die Regierung am 2. Juli 1834 das Kloster für aufgehoben und die Mönche mit Wirkung vom 1. Oktober auf Kosten des Religionsfonds in den Pensionsstand versetzt. Der Fonds erhielt dafür umgehend den Löwenanteil der bisherigen festen Unterhaltsbeiträge, die teilweise auf die ehemaligen jährlichen Almosen St. Blasians und anderer zurückgingen und von der Staatskasse ausbezahlt wurden, teilweise auch von milden und frommen Stiftungen herrührten. Diese Unterstützungen hatten sich auf Grund von Übertragungen von den aufgehobenen Klöstern, die Personal an Staufen abgegeben hatten, auf die enorme Summe von 1581 fl. 51 xr. kumuliert, so daß der Konvent zuletzt nicht schlecht versorgt war. An den Oberkircher Mendikanten-Fonds fiel der jährliche Beitrag von 150 Gulden zurück, an den pfälzischen Klosterfonds in Heidelberg jene 50 fl., die seit 1828 für den Bruder Macarius, wegen Ungehorsam aus Mannheim nach Staufen versetzt, angewiesen worden waren.

Die Kommunität zählte nach einer amtlichen Erhebung vom September 1834 noch immer sechs Mitglieder, nämlich

P. Athanasius Schneiderlein aus Reguisheim im Elsaß, 75 Jahre alt,

Br. Adam Besch aus Mahlberg, 87 Jahre alt,

Br. Macarius Ackermann aus Walldürn, 78 Jahre alt,

Br. Zacharias Merz aus Neustadt im Schwarzwald, 68 Jahre alt,

Br. Seraphin Stehle aus Ettenheim, 65 Jahre alt, und

Br. Cajetan Gresing aus Markdorf, 65 Jahre alt.

Athanasius konnte ab Oktober mit einem nicht gerade fürstlichen, aber doch ausreichenden jährlichen Ruhegehalt von 350 fl., Adam wegen hohem Alter und Krankheit mit 250 fl. und die übrigen Brüder mit je 200 fl. rechnen.

Zu versorgen waren auch noch der Klosterkoch Anton Wachter (70 J.) und der Hausdiener Joseph Ferno (69 J.), der seit 16 Jahren bei den Kapuzinern in Stellung war. Ersterem wurden nach einigem Hin und Her 150 fl., letzterem 75 fl. Pension zugesprochen.

Zu einer interessanten Auseinandersetzung kam es zwischen der Kreisregierung und der Kirchensektion in Karlsruhe um die Frage, ob sich die Regularen umkleiden mußten oder nicht. Die Freiburger Behörde meinte, sie könnten, wenn sie weiterhin die Kutte trügen, „in ihrem hohen Alter das Gespötte der Jugend werden“. Dagegen befürchtete man im Innenministerium, sie würden „sich dem allgemeinen Tadel aussetzen“, wenn sie in ihrem Alter noch zivile Kleidung anlegten. Die Streitsache, in die das erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg bezeichnenderweise nicht hineinzureden hatte, endete mit einem Kompromiß: Lediglich Zacharias und Seraphin, die beide in ihre Geburtsorte zurückkehrten, mußten den Habit ablegen und erhielten dafür je 50 fl. Die übrigen hatten ihn weiter zu tragen.

Von den drei Brüdern, die in Staufen bei Privatleuten unterkamen, lebte im Frühjahr 1836 keiner mehr. Athanasius Schneiderlein, der bis zu seinem Tod noch die Stiftungsmessen seines Klosters für 100 Gulden im Jahr las, trat am 17. Juni 1838 von der Weltbühne ab. 1847 endlich ging mit Anton

Wachter der letzte Insasse des Klosters Stau-
fen dahin, womit die Pensionspflichtigkeit
des Religionsfonds erlosch.

Noch eine Anmerkung zur irdischen Hinter-
lassenschaft der Mönche: Ihr Fahrnisbesitz,
bestehend im wesentlichen aus einer Biblio-
thek mit 1100 Bänden, aus Küchen- und
Bandgeschirr, Fässern, Handwerkszeug und
den Zelleneinrichtungen (Strohsäcke, Woll-
decken, Stühle, Schreibpulte, hölzerne Kru-
zifixe und Bilder), kam Ende November
1834 unter der Aufsicht eines aus der Bürger-
schaft bestellten Vermögenskurators unter
den Hammer. Erlös für den Religionsfonds:
830 fl. Ein Teil der Kircheneinrichtung und
der Paramente, darunter einige silberne Kel-
che, zog dieser ebenfalls an sich, ein anderer
gelangte umsonst an die Stadt und die Stadt-
kirche.

Das Klosterareal erwarb die Gemeinde end-
gültig im folgenden Jahr für 5000 Gulden,
womit sie genau genommen in einem nicht
geringen Maß ihre eigene Schenkung auf-
kaufte. Die wohldimensionierten Gebäude,
die das Stadtbild von Süden her nicht unwe-
sentlich prägten — während es heute von ei-
nem klotzigen, fremd wirkenden Neubauge-
biet überwuchert wird — fielen 1836 mit Aus-
nahme der Kirche, die bis auf weiteres ihre
ursprüngliche Zweckbestimmung behielt, der
Spitzhacke zum Opfer. An ihrer Stelle er-
stand unter großem Kostenaufwand die neue
Schule.

Die Tuch- und Kuttenmacherei

Schließlich ist an dieser Stelle auf eine Ein-
richtung des Klosters hinzuweisen, die in
ganz Baden ihresgleichen nicht hatte: die
Tuch- und Kuttenmacherei.

Die Armutsvorschriften der Kapuziner, die
anfänglich nebst allem anderen auch ihre
Kutten erbetteln mußten, brachten es mit
sich, daß diese durch die unterschiedliche
Qualität und Farbe des Materials, aus dem
ihre Kleidung hergestellt war, ein uneinheit-
liches Erscheinungsbild boten. Je größer der

Personalstand der Provinzen wurde, desto
brennender wurde der Wunsch nach einem
einheitlichen Habit. Die Lösung fanden die
Oberen in der Errichtung von Wollwerken
bei zwei bis drei Klöstern der Provinzen, wo-
mit man auch von weltlichen Handwerkern
unabhängiger wurde. Bis dahin war haupt-
sächlich zusammengebettelte, einheimische
Wolle von einzelnen Brüdern in den Klö-
stern bearbeitet worden, die über ein hin-
reichendes Wollaufkommen verfügten. Mei-
stens beschränkte man sich auf das Spinnen
und Weben. Die übrigen Arbeitsgänge er-
folgten außerhalb gegen Bezahlung. Diese
Methode hatte den Nachteil, daß uneinheit-
liche Mäntel und Kutten erzeugt wurden. Au-
ßerdem konnte die steigende Nachfrage
nicht befriedigt werden, so daß Wolle dazu-
gekauft werden mußte — am liebsten die der
braunen Schafe Südtaliens.

Die helvetische Kapuziner-Provinz richtete
zwischen 1669 und 1673 Wolltuchfabrikatio-
nen ein bei den Niederlassungen Rapperswil,
Bremgarten und Thann im Elsaß, in denen
Wolle gereinigt, gefärbt, versponnen, gewo-
ben und gewalkt wurde. — Die vorderöster-
reichische Provinz zog etliche Jahre später
nach. Sie gründete Wollwerke in Wangen im
Allgäu, Bregenz am Bodensee und in Stau-
fen. Wann letzteres die Produktion aufnahm,
kann nicht genau gesagt werden. Vermutlich
1698 oder etwas danach. Denn zu dieser Zeit
schenkte der Schmied Theobald Blumen-
schein den Kapuzinern ein Grundstück an ei-
nem fließenden Wasser in der Nähe der
Stadt, auf dem die Walke erbaut worden sein
dürfte.

Genauer wissen wir dagegen aus der Zeit
der badischen Besitznahme, als die Säkulari-
sationskommission in Freiburg ein besonde-
res Interesse an dieser Einrichtung zeigte.
Nach den Beschreibungen des Provinzials
Mörder und des Oberamtmanns Dutlinger
befand sich das „Wollenhaus“ an der Innen-
seite der Klostermauer. Auf der Bühne
wurde die Wolle verlesen, gezupft und ge-
spinnen, im Erdgeschoß arbeiteten zwei

Webstühle, während in der zweistöckigen Walkmühle am Mühlbach, deren Baugrund übrigens im Falle des Untergangs des Klosters an die Erben des Donators zurückfiel, das Tuch gewaschen, entfettet und mittels eichener Walkhämmer verfilzt wurde.

Diese zum Teil schweren Arbeiten besorgten ausschließlich Laienbrüder, wobei die mit dem Weben und Walken beauftragten über hohe handwerkliche Fähigkeiten und Kenntnisse verfügen mußten. In der Regel waren hier drei Mann beschäftigt — was die überdurchschnittlich große Zahl der Brüder im Staufener Konvent erklärt. Bemerkenswert hinsichtlich der Beachtung der Ordensstatuten ist, daß um 1806 zwei Konversen außerhalb des Klosters in der Walke wohnten. Das war zumindest eine Unüblichkeit, wenn nicht gar ein Verstoß. Offensichtlich hat damals die Produktion den Vorrang gehabt. Verarbeitet wurden im Jahr 14 bis 15 Zentner Wolle, vorrangig braune aus Italien, zu Kutten- und Tuniktuch. Aus heimischem weißem Material fertigte man Deckentuch, aus dem Bettzeug genäht werden konnte. Zu beliefern hatte die Manufaktur die noch existierenden 14 Häuser der Provinz in Baden, Württemberg und Bayern, wobei sie für diese durch das Ende der „Wollenhäuser“ in Wangen und Bregenz an Bedeutung gewonnen hatte. Ihr Unterhalt wurde gewährleistet durch den jährlichen Kanon besagter Klöster, der im Schnitt 40 fl. betrug, durch Spenden und den Verkauf nicht benötigter Ware an Außenstehende.

Da die Kapuziner zum Teil bei Dritten färben und spinnen ließen, für Materialbeschaffung und Instandhaltung örtliche Händler und Handwerker in Anspruch nahmen und Jahr für Jahr einen respektablen Umsatz erzielten (1805 in Höhe von über 3000 fl.), verwundert es nicht, daß Duttlinger sie als zum „kommerzirenden Stand“ gehörig vor staatlichen Eingriffen geschützt wissen wollte und nachhaltig für die Erhaltung der Manufaktur im Interesse der Stadt Staufen und des Ämars eintrat. Die Provinzregierung

in Freiburg sekundierte dem Oberamtman mit Erfolg.

Welchen Stellenwert sie dem Betrieb im folgenden einräumte, zeigen ihre Gewerbestatistiken aus den Jahren 1809 und 1811: Im Oberamt Staufen, wo es Fabriken im eigentlichen Sinne nicht gab, rangierte die „Tuch- und Kuttenmacherei“ der Kapuziner auf Platz zwei vor der Farben- und Tabakmühle des Kaufmanns Anton Martin und nach der Wolltuchmacherei der Compagnons Joseph Brodbeck und Anton Schnorbus.

Die Fabrikation wurde bis in die 1820er Jahre fortgeführt und hat nicht unwesentlich zur Erhaltung des Klosters und zum Unterhalt der Mönche beigetragen. Schließlich, 1827, wechselte die Walke den Besitzer für den Betrag von 300 fl., den der Konvent mit obrigkeitlicher Bewilligung für sich verwenden durfte.

Man wird nicht fehl gehen in der Annahme, daß die kleine Kapuziner-Manufaktur zu den zu Unrecht vergessenen Besonderheiten der Lokalgeschichte Staufens gehört — und zu diesen überhaupt das Bettelkloster, das als letztes im landesherrlich badischen Gebiet aufgehoben wurde. Ein anderes bestand noch in Haslach in der Standesherrschaft Fürstenberg bis 1844.

Anmerkung:

Über die Staufener Kapuziner ist allem Anschein nach nur eine spezielle Abhandlung geschrieben worden: der Zeitungsartikel des Lokalhistorikers Rudolf Hugard von 1884. Nichts Nennenswertes bieten die Stadtgeschichten von W. Weitzel von 1936 und 1946, die vom katholischen Pfarramt Staufen 1964 herausgegebene Schrift: Stadtkirche und Kapellen in Staufen/Breisgau, und der Bildband von E. Ulmann u. a., Staufen und der Obere Breisgau, Karlsruhe 1967.

Ungedruckte Quellen:

1. Generallandesarchiv in Karlsruhe: 223/738—43 u. 756; 237/472; 313/980 u. 997; 378/Zugang 1910, Nr. 5, Fasz. 269 u. 280—82; 391/37 328.

2. Erzbischöfliches Archiv in Freiburg:
B 23/205—206; A 4/1 Fasz. Kapuziner-Kloster
Staufen 1651—1808.
3. Stadtarchiv in Staufen:
J. B. Hugard, Beschreibung Aller Merkwürdig-
keiten, So sich von Anno 1739 allhier zugetragen,
und unserer Nachkommenschaft zu wissen
nothwändig ist (Handschrift, Staufen 1813 ff.).

Gedruckte Quellen und Literatur:

- Bader, J., Die Burg und Stadt Staufen, Schau-ins-
Land 7/1880, S. 7 ff. u. 8/1881, S. 37 ff.
- Baur, J. B., Beiträge zur Chronik der Vorderöster-
reichischen Kapuziner-Provinz. Von 1744 bis zu
ihrer Auflösung. Versuch einer Fortsetzung der
Historia provinciae anterioris Austriae ord. Capuc.
des P. Romuald von Stockach, FDA 17/1885, S.
245 ff. u. 18/1886, S. 152 ff.
- Catalogus Personarum Ecclesiasticarum Et Loco-
rum Dioecesis Constantiensis, Konstanz 1779, S.
245 u. 254, u. 1794, S. 216
- Eugster, J., Die Wollenwerke der Schweizer Ka-
puziner, Helvetia Franciscana (Studien und Bei-
träge zur Geschichte der schweizerischen Kapuzi-
nerprovinz), Bd. 10, Luzern 1966 f., S. 1 ff.
- Franciscus Petrus, Suevia Ecclesiastica Seu Cleri-
calia Collegia tum secularia tum regularia: Quae-
vis Item Diversorum Religiosorum Ordinum
Utriusque Sexus Monasteria Nova et Antiqua In
Celeberrimo Et Amplissimo Sac. Rom. Imp. Cir-
culo, seu Ducatu Sueviae consistentia . . ., Augs-
burg/Dillingen 1699, S. 754 f.

- Führer von Staufen im Breisgau, Staufen 1906,
S. 13.
- Holzapfel, H., Handbuch der Geschichte des
Franziskanerordens, Freiburg 1909, S. 609 ff.
- Hugard, R., 1. Das Kapuzinerkloster zu Staufen,
Staufener Wochenblatt 74/1884.
2. Die Ursulinerinnen und die Normalschule zu
Staufen, Staufener Wochenblatt 81/1886.
3. Der Verkauf der Kameral-Herrschaften Staufen
und Kirchhofen an St. Blasien, Schau-ins-Land
14/1888, S. 30 ff.
- Huggle, F., Geschichte der Stadt Neuenburg am
Rhein, Freiburg 1876 ff., S. 292 ff.
- Mayer, B., Die Kapuzinerklöster Vorderöster-
reichs, die von der Schweizerprovinz gegründet
wurden, Helvetia Franciscana, Bd. 12, Luzern
1975, S. 137 ff.
- Romualdus Stockacensis, Historia Provinciae An-
terioris Austriae Fratrum Minorum Capucinatorum,
Kempten 1747, S. 191 ff. u. S. 398 ff.
- Schematism des Bisthums Constanzt, Konstanz
1821, S. 28.
- Schmid, H., 1. Die Säkularisation der Klöster in
Konstanz und Umgebung 1782—1832, Schriften d.
Vereins f. Geschichte d. Bodensees u. s. Umge-
bung 96/1978, S. 85 ff.
2. Die Säkularisation der Klöster in Baden
1802—1811, Überlingen 1980, S. 150 ff.
3. Die Minoriten im Malteser-Fürstentum Heiters-
heim 1619—1807, FDA 101/1981, S. 285 ff.
- Statistische Darstellung des Erzbisthums Freiburg
für das Jahr 1828, Freiburg 1828, S. 34 f.

Goethe am Oberrhein

(Zum 150. Todesjahr 1982)

Ein ungemein schöner Tag,
eine glückliche Gegend,
noch im September alles grün und kaum hie
und da ein Buchenblatt gelb. Die Weiden
noch in ihrer silbernen Schönheit, ein milder
willkommener Atem durchs ganze Land.
Trauben mit jedem Schritt und Tage besser.
Jedes Bauernhaus mit Reben bis unters Dach.
Himmelsluft, weich, warm, feuchtlich; man
wird auch wie die Trauben reif und süß in
der Seele. Wollte Gott, wir wohnten hier zu-
sammen.

Der Rhein und die klaren Gebirge in der
Nähe, die abwechselnden Wälder, Wiesen
und gartenmäßigen Felder machen den Men-
schen wohl, und geben mir eine Art Beha-
gens, das ich lange entbehre.

*Aus dem Brief an Frau v. Stein auf der Reise nach
Emmendingen am 25. Sept. 1779.*

Kirchberg am Obersee

Ehemaliges salemisches Klostergut und Schloß

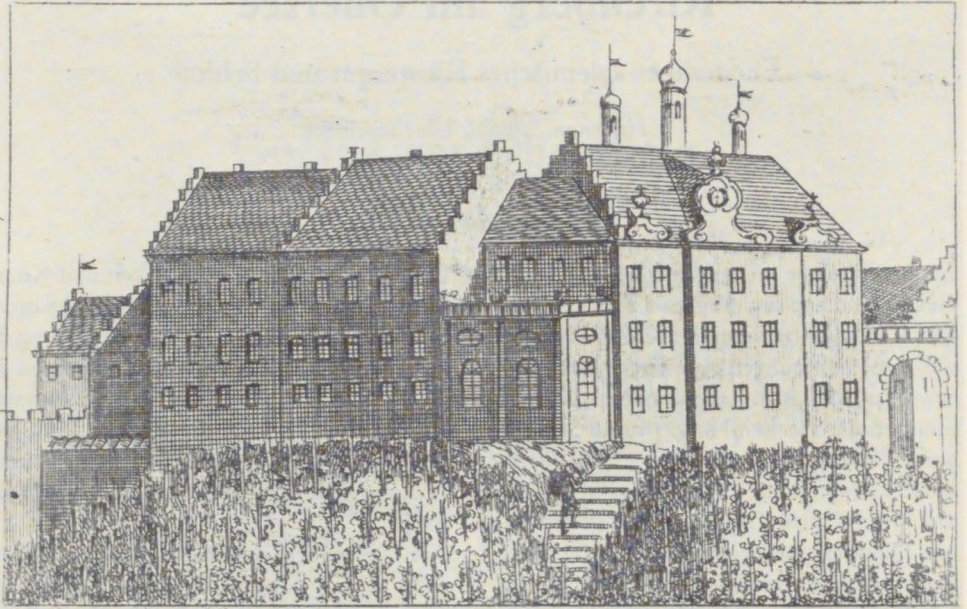
Hermann Schmid, Überlingen/See

Im Laufe seiner knapp siebenhundertjährigen Geschichte hat das Zisterzienser-Reichsstift Salem in unmittelbarer Nähe des Bodensees nur zwei Besitzungen von einiger Bedeutung erwerben und auch halten können: Maurach inmitten der Flecken Nußdorf und Seefeldern am Überlinger und Kirchberg am Obersee. Beide können ohne Übertreibung als Juwelen des klösterlichen Güterbestands gelten, wobei Maurach mit seiner Schiffslände, wenn auch nicht in baulicher, so doch in wirtschaftlicher und staatsrechtlicher Beziehung wohl der höhere Rang zukommt.

Besagte Örtlichkeiten sind sehr alt. Zwar läßt sie erst die hochmittelalterliche Überlieferung in ein deutlicheres Licht treten, man wird aber nicht fehlgehen in der Annahme, daß sie schon zu Zeiten der Ottonen besiedelt waren. Vom Hofgut Maurach ergriff der Salemer Konvent gerade zwei Jahrzehnte nach seiner Gründung, nämlich 1155, Besitz. Auf Kirchberg, wo sich dem Namen nach seit Menschengedenken eine Kapelle befunden haben dürfte, mußte er noch gut 130 Jahre warten. Denn Salmansweiler war kein Rodungskloster wie manch andere Zisterze jener Zeit. Der Linzgau, in dessen Herz gewissermaßen die Abtei durch die 1134 erfolgte Stiftung des frommen Ritters Guntram von Adelsreute gesetzt worden war, war altbesiedeltes Land, das nur noch wenige ungerodete Flächen aufwies. So waren die Ordensleute, die sich fast ständig in guten wirtschaftlichen Verhältnissen befanden, darauf angewiesen, ihren Besitz an Ländereien und Rechten über Zukauf, Tausch, Schenkung und Erbschaft zu vermehren. Der spätmittelalterliche Umfang der salemischen

Güter verdeutlicht die Zähigkeit und Konsequenz, mit denen dieses Ziel verfolgt wurde. Was Lucian Reich in seiner Beschreibung des badischen Bodensees von 1856 als „einen der zierlichsten Edelsitze am See“ bezeichnete, stellte sich zur Zeit des Abtes Ulrich von Seelfingen (1282—1311) als kleine Bauernsiedlung mit umfangreichen Liegenschaften dar.

Von Urkunden des salemischen Klosterarchivs aus den Jahren 1288 und 1290, die den Ort als „Chirchperc / Kirchperc / Kilchperch“ bezeichnen, wissen wir, daß sich hier ein Gehöft der Benediktiner-Abtei Kempten mit einer Kapelle und allerhand sonstigen Zugehörungen befunden hat. Die Vogtei über Leute und Güter hatten ein gewisser Heinrich Schenk von Schmalegg und Konrad von Weiler mit seinen Neffen inne. Im Juli 1288 brachte Abt Konrad von Kempten dieses *ius advocatiae* für 44 Mark reinen Silbers an sein Kloster, um schon wenige Tage später die gesamten Kirchberger Besitzungen mit eben dieser Vogtei an Salmansweiler um 160 Mark Silber zu verkaufen. Kempten trachtete mit diesem Handel seine Schuldenlast zu verringern, Salem eine von der Gewalt fremder Vögte befreite Besitzung unmittelbar am See zu erhalten, wo vor allem Rebbau getrieben werden konnte. Der Preis war nicht gerade nieder — nur ein finanzkräftiger Interessent konnte diesen aufbringen. Er erhielt aber dafür neben der eigentlichen Siedlungsstelle eine nicht genau bezeichnete Anzahl von Leibeigenen beiderlei Geschlechts, Wälder, Haine, Gesträuch, Wiesen, Weiden, bebaute und unbebaute Äcker, Reb- und Obstgärten, Mühlen, Bann-



*Schloß von Reichberg am Bodensee | Vue de Reichberg ou Chateau du
ein Lust Schloß dem Reichs Stift Salem | Plaisir appartient au Convent. Salem.
zugehörig.*

Das Schloß Kirchberg, hier fälschlicherweise als „Reichberg“ bezeichnet, in den 1770er Jahren. Nach einem Kupferstich in der Ansichtensammlung des Generallandesarchivs in Karlsruhe.

und Wegrechte und die niedere Gerichtsbarkeit. In den folgenden Jahren und Jahrzehnten kamen durch Kauf weitere Grundstücke dazu. Über die innere Verfassung Kirchbergs unter dem Stift Kempten kann hier in Ermangelung entsprechender Urkunden nichts ausgesagt werden. Fest steht, daß Salem gemäß den Wirtschaftsprinzipien seines Ordens Kirchberg als Klosterhof (*grangia*) fortführte und unter Zuziehung von Laienbrüdern in Eigenbewirtschaftung nahm, womit dieser sich als weitere Zentralstelle des Eigenbaus zu den *Grangien* Schwandorf, Forst, Mendlishausen, Banzenreute, Maurach und Fessenried gesellte, die sich wie Festungsvorwerke um das Kloster gruppierten.

Im „Außenkloster“ Kirchberg, das mit einer Mauer und zum Teil auch mit einem Graben umgeben war, galt die Klosterregel wie im Hauptkloster selbst. Auch die Rechtsverhältnisse waren die gleichen. Als Inhaber vogtfreier Klöster beanspruchten die Zisterzienser nicht nur die volle Gerichtshoheit für den Klosterbereich, sondern auch für ihre Höfe. Bei weitem nicht bei allen Erwerbungen hatte Salem das Glück, von vorneherein fremde Vögte bzw. Richter ausgeschaltet zu wissen, wie es in Kirchberg der Fall war, wobei diese Aussage in Bezug auf die hohe Gerichtsbarkeit eingeschränkt werden muß. Diese lag nach wie vor bei der Grafschaft Heiligenberg, die sie auch nach vieljährigem

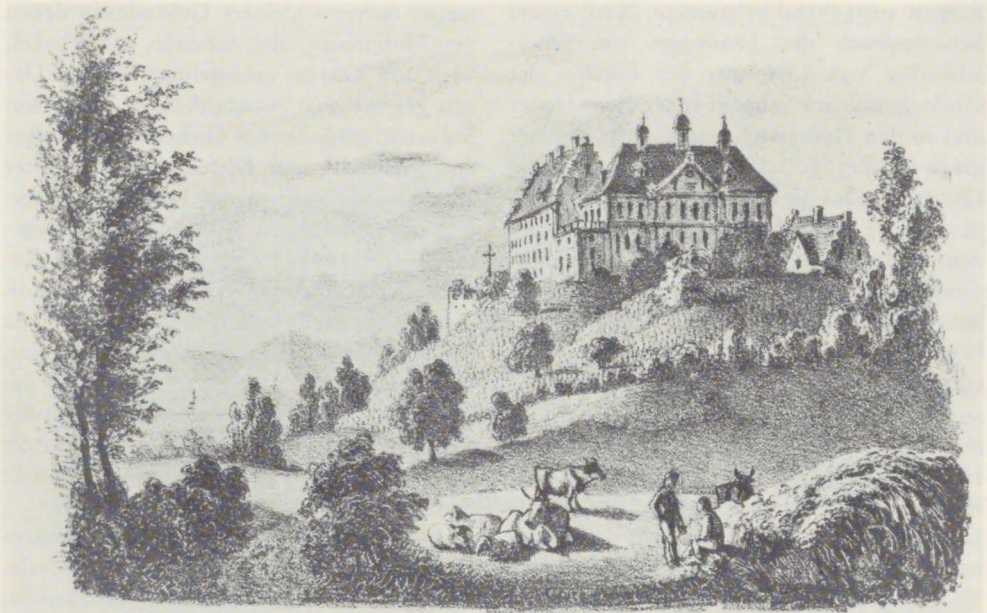
Ringen weitgehend behauptete. Nach einem Schiedsspruch des Landvogts von Oberschwaben von 1390 war der Inhaber der Grafengewalt im Salmansweiler Klosterretter und in den Grangien zuständig für die vier großen Fälle: Totschlag, Raub, Brand und Diebstahl. Das Gericht über schwere Friedensbrüche, vor allem über fließende Wunden, stand dem Abt im Kloster und in den Grangien, über die als Frevel und Unzucht bezeichneten Fälle in allen Klostergütern zu. Die volle Gerichts- und Landeshoheit über seine Besitzungen im Linzgau und damit auch über Kirchberg erhielt das Stift jedoch erst im Jahr 1637 nach einem Vergleich mit Heiligenberg. Dabei ist anzumerken, daß die Reichsstadt Überlingen zeitweilig im 16. Jahrhundert das Niedergericht in Kirchberg beanspruchte, worüber 1609 schließlich ein Vertrag geschlossen wurde. Da der Zugang zu dieser Besitzung am Seeufer nur über das Wasser oder über fremde Territorien möglich war, war der Mauracher Hof mit seiner durchgehenden, von keinem anderen Territorialherren behinderten Straße von und nach Salem für den Konvent von größerer Bedeutung.

Aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert sind von der Kirchberger Ökonomie keine nennenswerten Nachrichten überliefert. Erst aus einem Beschrieb der Stiftsgüter zu Hagnau, Immenstaad, Kirchberg und Kippenhausen vom 9. November 1634 ist wieder Genaueres zu erfahren. Demnach saß in Kirchberg ein weltlicher Hofmeister, der mit den Domestiken vor allem Reb-, Obst- und Waldbau trieb. Abgesehen davon, daß Salem auch in den benachbarten Orten und Bannen ansehnlichen Haus- und Grundbesitz hatte — so in Hagnau einen Torkel — scheinen die Kirchberger Güter damals wie vorher von beträchtlichem Wert und Umfang gewesen zu sein. Entsprechend ausgedehnt war die Hofanlage. Wenige Schritte südlich der Landstraße von Meersburg nach Immenstaad auf einer sanften Anhöhe standen innerhalb der von einem Tor durchbrochenen Ring-

mauer mehrere kleinere Gebäude, in denen der Hofmeister, das Gesinde, ein Torkel, Vieh und Vorräte untergebracht waren. Denen gesellte sich ein stattliches Lang-, dem Stil nach spätgotisches Giebelhaus mit einer Gastwirtschaft und Kieferei zu. Aus jener Zeit hat sich allein dieses bis heute einigermaßen unverändert erhalten. Laut vorgenanntem Güterbeschrieb rundeten die Kapelle, ein Brunnen im geräumigen Innenhof, eine „Faßlaube“, weitere Scheuern und, da Wein das Haupterzeugnis dieses Hofes war, notwendigerweise einige große Keller das Besitztum ab. Von einem Schloß oder schloßartigen Gebäude, das Kirchberg unter die Herrnsitze am Bodensee eingereiht hätte, war damals noch nicht die Rede.

Erst einige Jahrzehnte nach dem Schwedenkrieg tauchte diese Bezeichnung in den salemischen Akten auf, woraus zu schließen ist, daß inzwischen ein entsprechendes Bauvorhaben durchgeführt und ein Sommersitz für den Prälaten und die übrigen Klosteroberen geschaffen war. Welcher Platz am nördlichen Seeufer wäre zu diesem Zweck auch besser geeignet gewesen?! Auch ist auf bruchstückhaften Bauplänen aus dem frühen 18. Jahrhundert, die das Staatsarchiv in Karlsruhe verwahrt, auf der Mittagsseite des Anwesens ein „alt Schlössel“ eingezeichnet, das wohl westseitig um einen Anbau bereichert werden sollte, wodurch obige Annahme erhärtet wird. Daß der Kirchberger Schloßbau in einem unmittelbaren Zusammenhang mit den Bauunternehmungen des oberschwäbischen Benediktiner-Reichsstifts Ochenhausen auf dem benachbarten Herrsberger Schloßhügel um 1670 stand, kann als sicher gelten, denn kein Prälat stand in solchen Dingen gerne einem anderen nach.

Hinweise in den Archivalien und die Jahreszahl 1742 an einem Nebengebäude lassen vermuten, daß die letzten hundert Jahre der Salmansweiler Herrschaft über Kirchberg eine Zeit reger baulicher Tätigkeit war. Das Kloster hatte im 18. Jahrhundert schließlich auch überaus baulustige und repräsentations-



Das Schloß Kirchberg.

Aus: J. A. Pecht, Ansichten vom Bodensee und seinen Umgebungen in 100 lithographirten Blättern nebst Beschreibung und einer Charte, Konstanz 1832.

süchtige Vorsteher. Konnte schon trotz langjährigen Bemühungen der Herrnsitz Luxemburg überm See zwischen Romanshorn und Arbon nicht erworben werden, so mußten wenigstens die Schlösser Maurach und Kirchberg in angemessener Weise ausgestattet sein.

Die letzte große Baumaßnahme fiel in die Regierungszeit des Abtes Anselm Schwab. Er ließ in den 1770er Jahren den Ostflügel des Schloßgebäudes neu erstellen im spätbarocken Stil, an welchem sein Nachfolger Robert Schlecht (1778—1802) noch einige Änderungen vornehmen zu müssen glaubte. Wegen der Dürftigkeit des Archivmaterials kann Genaueres zur Baugeschichte nicht mitgeteilt werden.

Etwas mehr wissen wir auf Grund der Aufzeichnungen in der handgeschriebenen Ge-

schichte Salems, der Summa Salemitana aus den 1760er Jahren, über die Kirche. Sie stand seit alters her in Ost-West-Richtung im westlichen Hofbereich. Schon bei ihrem Übergang an Salmansweiler scheint sie keiner der benachbarten Pfarreien angehört zu haben, sondern von einem Ordenspriester betreut worden zu sein. Das versicherte jedenfalls das Stift Kempten. Wie wichtig den Zisterziensern nicht nur die Erlangung weltlicher, sondern auch kirchlicher Hoheitsrechte in ihren Besitzungen waren, verdeutlicht der ausdrückliche Hinweis des Apiarium Salemitanum von 1708, daß 1323 „Henricus Abbt zu Kempten attestirte, daß die Capelle zu Kürchberg von einiger anderwärtigen Kirche nicht dependent wäre, sondern ihre eigene Dotation und Exemption von denen Zehenden hätte.“ Anscheinend war damals

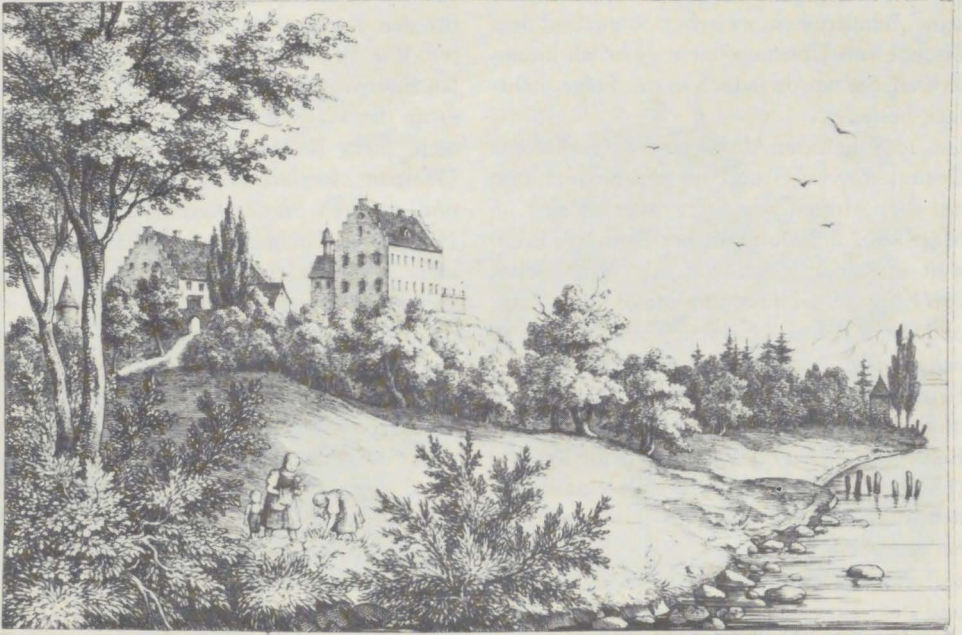
die Stellung des Kirchleins, insbesondere seine Zehntfreiheit, zwischen Salem und dem Bischof von Konstanz nicht gänzlich unumstritten. Sie wurde jedoch in der Folge mehrfach bestätigt.

Um 1500 ließ der Abt Johann Scharpfer das Gotteshaus von Grund auf neu erbauen und mit drei Altären ausstatten, worauf sich im März 1502 der Dominikaner Balthasar Brenwalt in seiner Eigenschaft als Weihbischof von Konstanz einfand, um dieses Gott-Vater und der Jungfrau Maria zu weihen. Erstaunlicherweise überstand Kirche und Hof die Kriege der folgenden zwei Jahrhunderte ohne schwere Zerstörungen. Während der Regierung des Prälaten Konstantin Müller (1725–1745) erfuhr die Kapelle eine eingehende Erneuerung und Barockisierung, wobei vorübergehend die beiden Seitenaltäre entfernt wurden und nur der der hl. Jungfrau und dem Erzengel Michael geweihte Hochaltar für gottesdienstliche Verrichtungen zur Verfügung stand. Die Renovation der Seitenaltäre nahm der schon erwähnte Anselm II., der Erbauer der Birnau, 1755 zum Anlaß, dieselben mit großem Aufwand erneut den beiden Ordensheiligen Benedikt und Bernhard zu weihen. Bemerkenswerterweise gab das Stift eben um diese Zeit die Seelsorge in der Exklave Kirchberg — vermutlich aus personellen Erwägungen, denn der Weg von Salem war weit — provisorisch und unter dem Vorbehalt einer späteren Rücknahme auf dessen Ersuchen an den Pfarrer Joseph Sorg von Immenstaad ab, wo sie auch blieb. Nichtsdestoweniger bemühte sich Anselm, die Rechte der Kirchberger Kapelle ebenso wie die der Mauracher auszuweiten und für die verstorbenen Hofbewohner, die bisher in Hagnau, Kippenhausen und vor allem Immenstaad ihre letzte Ruhe gefunden hatten, bei derselben einen Friedhof einzurichten, der jedoch nur wenige Jahre Bestand hatte.

Mit der großen Säkularisation der Jahre 1802 bis 1806, die allein in Süddeutschland Hunderte von Klöstern und sonstige geistli-

che Institutionen vernichtete, kamen auch für den Kameralhof Kirchberg andere Zeiten. Wie die Abtei mit ihren übrigen wertvollen Besitzungen im Linzgau und Hegau ging er an das Haus Baden über und war fortan nicht mehr Bestandteil des reichsstiftischen Oberamts, sondern der badischen Grafschaft und späteren Standesherrschaft Salem. Die Herrschaft Kirchberg, die genaugenommen nicht mehr als einen Uferstreifen umfaßte, verlor 1806 ihren Charakter als Exklave, als das Großherzogtum Baden nach dem Beitritt zum Rheinischen Bund die benachbarte nassau-oranische, vormals weingartische Herrschaft Hagnau mit Kippenhausen sowie die fürstenbergische Besitzung Immenstaad gewann, während Hersberg, seit 1802/03 im Besitz des Hauses Metternich, unter die Souveränität des Königs von Württemberg kam.

In den ersten beiden Dekaden des vergangenen Jahrhunderts wurde Kirchberg eine letzte besondere Bestimmung zuteil: Nach der endgültigen Auflösung der einst so mächtigen Salemer Klostersgemeinde im November 1804 durch die Prinzen Friedrich und Ludwig von Baden erhielt der letzte in der langen Reihe der Äbte, P. Caspar Oexle von Schömberg bei Rottweil, das Schloß zur ausschließlichen Benützung zugewiesen, während die Ökonomie und die Wirtschaft verpachtet wurden. Oexle schlug hier mit vier Mitbrüdern, einigen Laienbrüdern und Domestiken seinen Alters- und Ruhesitz auf, wodurch einiges Leben an den sonst eher ruhigen Ort kam. 43 Personen lebten zeitweilig am Platz, mehr als jemals zuvor oder danach. Nach einem Bericht des Dekanats Linzgau an das bischöfliche Ordinariat in Konstanz befanden sich 1811 noch die Patres Klaus, Schauber und Gimmi bei ihrem schon etwas kränkelnden Exabt, dem eine ausgeprägte Wohltätigkeit bescheinigt wurde. Ein Zeitgenosse, der ihn mit Sicherheit persönlich kannte, der aus Meersburg stammende Staatsarchivar Johann Baptist



Kirchberg um 1850, von Westen gesehen. Lithographie von J. N. Heinemann in Lucian Reichs Beschreibung der Insel Mainau und des badischen Bodensees von 1856.

Kolb, charakterisierte in seinem badischen Ortslexikon die Situation Oexles so: „Er durchlebt nun seine Tage auf dem Schlosse Kirchberg am Bodensee, und wirkt im Kleinen, was er vordem im Größeren thun konnte. Gewiß ist, daß sich unter ihm Salem durch mancherley Vorzüge vortheilhaft auszeichnete. Die Tugend der Gastfreundschaft, Wohlthätigkeit, die Liebe für Kunst und Wissenschaft, der Eifer für die Erziehung und Bildung der Jugend in allen nützlichen Kenntnissen, Sprache, Geschichte, Musik, Mahlerey, Poesie, Rhetorik und Philosophie hatte noch nie jenen Grad der Höhe und Lauterkeit, jenen Reichthum von Hülfquellen und jene Fruchtbarkeit erreicht, wie sie unter seiner Regierung und durch seine Fürsorge bestanden.“ In der Tat scheint Caspar

ein edler, bildungsbeflissener und wohlthätiger Herr gewesen zu sein, denn auch vierzig Jahre nach seiner Zeit fiel das Urtheil des ebenso emsigen wie tiefeschürfenden Historio- und Topographen Franz Xaver Staiger aus Konstanz über ihn nicht weniger günstig aus.

Nach dem Tod Oexles im Jahr 1820 zog die Standesherrschaft das Schloß endgültig an sich und behielt es mit seiner Inneneinrichtung als Privateigentum im Rahmen des markgräflich-badischen Familienfideikommisses. Einiges Aufsehen erregten damals zwei wertvolle Tafelbilder aus dem frühen 16. Jahrhundert, die vom Leben des hl. Antonius handelten und möglicherweise vom letzten Abt stammten.

Fortan stand der stattliche Herrensitz mit seinen zwei Sälen und zahlreichen Gemächern meistens leer. In den 1840er Jahren fiel den neuen Eigentümern nichts Besseres ein als die Kapelle demolieren zu lassen, wodurch man die architektonische Geschlossenheit der Anlage zerstörte und die Bodenseelandschaft um ein kleines Barockjuwel ärmer machte. Auch der Rundturm an der Nordwestecke Kirchbergs wurde ein Opfer der Spitzhacke und der aus Sandsteinquadern erbaute Bootsteg am Fuße des Hügels. Dagegen blieb der südlich vom Schloß am Ufer im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts erbaute Pavillon, dessen Freitreppe in den See hinein eine Nutzung als Badehaus vermuten läßt, der Nachwelt erhalten.

Das historisch-topographische Schrifttum und die Reiseliteratur des 19. Jahrhunderts, die mit dem aufblühenden Tourismus ihren Aufschwung nahmen, vernachlässigten ungerne gerechtfertigterweise das Schloß Maurach weitgehend. Dafür berücksichtigten sie um so mehr Kirchberg, was an dessen exponierter Höhenlage und Architektur gelegen sein mußte, auch wenn dem Leser nur wenige handfeste historische Details geboten wurden. So sah zum Beispiel Lucian Reich ganz in der Manier des Fürstenschreibers in den gelegentlichen Aufenthalten von Mitgliedern des großherzoglichen Hauses die wichtigsten Ereignisse, „Lichtpunkte“, in der Geschichte des Schlosses!

Allen Erzählern gleich ist die starke Betonung der geradezu absoluten Idylle Kirchberg. Wurde sie schon durch die seit etwa hundert Jahren immer stärker schlagende Verkehrsader in der unmittelbaren Nachbarschaft, die als Notwendigkeit hingenommen werden mußte und muß, empfindlich beeinträchtigt, so ist ihre endgültige Zerstörung spätestens mit dem Bau eines sogenannten Sporthafens am Fuße des Hügels in Angriff genommen, der aus dieser einstigen Oase der Ruhe Sommer für Sommer einen unersprißlichen Rummelplatz macht.

Ungedruckte Quellen:

- Aktenstücke GLA 98/72, 2286, 2289, 3337—44, 4413—15 und 229 /37821.
 Aktenstücke EAF Akten der Diözese Konstanz/Specialia: Klerus, Fasz. 14.
 Schneider, E. u. a., Summa Salemitana seu Collecta praecipuarum notitarum de Regio, Imperiali, et Consistoriali Monasterio B.V.M. de Salem, vulgo Salmansweiler, Sacri et Exempti ordinis Cisterciensis . . ., Bd. 2, Salem 1761 ff., Tit. XI, Cap. 4, Nr. 130—134 (Capella in Salemitana Grangia sive Curia Kirchberg), — GLA 65/11355.

Gedruckte Quellen und Literatur:

- Apiarium Salemitanum, Oder Salmanßweylischer Bienen-Stock . . ., Prag 1708, S. 140 ff.
 Bader, J., 1. Der älteste Güterbesitz des ehemaligen Reichsstiftes Salem. Von 1281 bis 1300, ZGO 3/1852, S. 237.
 2. Salemer Haus-Annalen, ZGO 24/1872, S. 255.
 Baumann, F.L., Die Territorien des Seekreises 1800 (Badische Neujaarsblätter 4), Karlsruhe 1894.
 Haid, W., Die Constanzer Weihbischöfe, FDA 7/1873, S. 276 f.
 Hofer, K., Zur Baugeschichte von Schloß Hersberg, Immenstaader Heimatblätter 5/1981, S. 10 ff.
 Kolb, J.B., Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogthum Baden, Bd. 2 u. 3, Karlsruhe 1814—16, S. 142 bzw. S. 140.
 Kraus, F.X., Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden, Bd. 1 (Kreis Konstanz), Freiburg 1887, S. 507 ff.
 Krieger, A., Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, Bd. 1, Heidelberg 1904, Sp. 1169.
 Mone, F., Die bildenden Künste im Großherzogthum Baden ehemals und jetzt, Bd. 1/I, Konstanz 1884, S. 22 ff.
 Reich, L., Die Insel Mainau und der Badische Bodensee. Mit Berücksichtigung der angrenzenden Gebietstheile, Karlsruhe 1856.
 Rösener, W., Reichsabtei Salem, Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte des Zisterzienserklosters von der Gründung bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, Sigmaringen 1974.
 Schmid, H., 1. Die Säkularisation des Reichsstifts Salem durch Baden und Thurn und Taxis 1802—1804, Überlingen 1980.
 2. Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802—1811, Überlingen 1980.
 3. Maurach am Überlinger See, Ehemaliges salemisches Mönchsgrab, Schloß und Schiffslände, Badische Heimat 61/1981, S. 157 ff.
 Schmidt, J.W. / Wund, P., Geographisch statistisch, topographische Beschreibung von dem Kur-

fürstenthum Baden, Bd. 2, Karlsruhe 1804, S. 165.
Schönhuth, O.F.H., Neuer Führer um den Bodensee und zu den Burgen des Höhgaus, Lindau 1851, S. 350 f.
Schwab, G., Der Bodensee nebst dem Rheinthale von St. Luziensteig bis Rheinegg, Stuttgart/Tübingen 1827, S. 391 f.
Staiger, F.X., Meersburg am Bodensee, ehemalige fürstbischöfliche konstanziſche Residenz-Stadt, dann die Stadt Markdorf, ferner die Ortschaften

Baitenhausen, Daisendorf, Hagnau, Immenstaad, Ittendorf, Kippenhausen, Stetten und die Pfarreien Berkheim, Hepbach und Kluftern, sowie die Schlösser Helmsdorf, Herrschberg und Kirchberg, Konstanz 1861.
Universal-Lexikon vom Großherzogthum Baden, Karlsruhe 1843, Sp. 654.
Weech, F. v., Codex Diplomaticus Salemitanus, Urkundenbuch der Cisterzienserabtei Salem, Bd. 2 u. 3, Karlsruhe 1886–95, S. 344 ff. bzw. S. 287 f.

„Was ist Heimat heute?“

„Heimat ist für mich zu allererst Elternhaus und die Sprache der Mutter — Muttersprache. Im weiteren dann der Ort, die Landschaft, wo man aufwächst, seine ersten Erfahrungen macht mit Menschen, die nicht zur Familie gehören, und mit der Natur, die man neugierig zu ergründen versucht. Heimat ist ein ganz bestimmtes Glockengeläute, das einem seit Kindertagen in den Ohren klingt, ein ganz bestimmter Geruch auch, den man als Kind gewohnt war und der, begegnet man ihm später irgendwo, eine Fülle von Erinnerungen an früher in einem heraufsteigen läßt.

Heimat ist das alte Schulhaus, in das man oftmals nur ungern ging, der Platz, wo man seinen Beruf erlernte, der Ort, wo man seine eigene Familie gründete und seine Kinder aufzog, die Stelle auch, wo man seine Eltern begraben weiß.

Heimat ist die Gegend, in der man Verwandte, Freunde und Bekannte hat — Menschen, mit denen man reden kann und die sich freuen, wenn man zu ihnen kommt.

Heimat ist alles, was zur eigenen Lebensentwicklung in enger persönlicher Beziehung steht, ist das, was einen zu dem gemacht hat, was man ist.“

Bonn, den 9. Januar 1981

Richard Stücklen

Präsident des Deutschen Bundestages

Badens Farben, Fahnen und Flaggen

Jörg Hertenstein, Neckarhausen

Die badischen Farben sind — gemäß dem jahrhundertealten Wappen des Fürstenhauses — Rot-Gold. Somit lassen sich die Fahnen- und Flaggenfarben von den Wappenfarben ableiten.¹⁾

A) Badische Fahnen vor der Gründung des Großherzogtums

Daß sich schon im Mittelalter zähringische Herzöge und badische Markgrafen Fahnen bedienten, ist durch Abbildungen auf Siegeln und Münzen nachweisbar. Jedoch sind diese Erstbelege für den Flaggenkundler relativ wertlos, da es sich zumeist um stilisierte oder undeutliche Darstellungen handelt, die die Frage offenlassen, ob die Fahne tatsächlich so geführt worden ist. Auch ist eine farbliche Bestimmung der zumeist mehrschlänzig geführten Fahnen nicht möglich.²⁾

Paul Martin liefert erstmals eine ziemlich genaue Beschreibung eines mittelalterlichen badischen Banners: „Die badischen Landesfarben rot und gelb traten auch seit dem 14. Jahrhundert in dem Banner und den Fahnen auf. In der Schlacht bei Sempach 1386 ging das Banner des Markgrafen von Baden-Hochberg an die Eidgenossen verloren und kam nach Luzern. Es entsprach in den Farben genau der wiedergegebenen Koebel'schen Fahnen Darstellung (i. e. ein Fahnenbuch des 16. Jahrhunderts, Anm.) mit rotem Schrägbalken in gelb. Eine Abbildung unter den Wandmalereien der Barfüßerkirche in Luzern zeigt noch am oberen Bannerfeld des Sempacher Banners einen breiten, roten Schwenkel. Jakob Koebels Darstellung entspricht genau der historischen Überlieferung.“³⁾ Daß Markgraf Jacob von Baden ein

Banner führte, geht aus einem Brief des Johans Staheler an Obrecht Schalck vom 17. August 1432 hervor, in welchem es heißt: „Ouch wissent, I.herre, daz mins herren dez marggrofen venlin uff gestern samstag umb die fünfe nach mittem tage uff Wilhelms turn zu Schouwenburg gesteckt ist.“^{3a)}

Ein Bild aus dem Gebetbuch des Markgrafen Wilhelm (zugrunde liegt die Karlsruher Votivtafel von 1480) zeigt den Seligen Markgrafen Bernhard von Baden, welcher in seiner rechten Hand eine rechteckige Fahne hält. Diese zeigt auf gelbem Grund einen von links oben nach rechts unten verlaufenden roten Schrägbalken. Da die Wappenstruktur auf die Fahne übertragen wurde, wird man von einer typischen Wappenfahne („armorial banner“) sprechen können.⁴⁾

Schließlich zeigt auch ein Kirchenfenster des Konstanzer Münsters den Seligen Markgrafen Bernhard (gestorben am 15. Juli 1458) mit einer solchen Fahne (roter Schrägbalken in gelb). Das Fenster wurde 1901 von Professor Geiges gestaltet. Welcher historischen Vorlage sich Geiges bediente, ist mir nicht bekannt. Wahrscheinlich handelt es sich aber um die älteste Darstellung Bernhards auf einer Votivtafel (Datierung: zwischen 1475 und 1478). Dieselbe ist ein Geschenk der Markgrafen von Baden an die Kirche Sancta Maria della Scala in Moncalieri/Piemont.⁵⁾ Auch ist es schriftlich und bildlich nachgewiesen, daß anlässlich eines Preisschießens in Pforzheim im Jahre 1561 als Preise seidene, schwalbenschwanzförmig auslaufende gelbrote Fahnen mit aufgemaltem oder aufgenähtem markgräflichen Wappen verliehen wurden.



Abb. 1: Seliger Markgraf Bernhard von Baden (ca. 1475) [Wild (Anm. 5), S. 14]

Heinrich Gering, der Verfasser eines hierzu geschaffenen Lobspruchs⁶⁾ läßt uns wissen: „Ein jeder hatt ein fann gethragen/all rott unnd gelw alls ich eüch sagen“⁷⁾ („jeder trug eine Fahne/allesamt rot und gelb, wie ich es euch sage“; dennoch beweisen die Bilder, die Gering selbst ergänzend gezeichnet hat, daß die Farbfolge auf den Fahnen eindeutig waagrecht Gelb über Rot gewesen ist.)

Ein weiterer Beleg dafür, daß die markgräfllich-badischen Farben schon zu dekorativen Zwecken verwendet wurden, findet sich bei Gering. Anlässlich dieses Schützenfestes war ein Ochse folgendermaßen geschmückt: er war mit einer seidenen, fast bis zum Boden niederwallenden Decke, ähnlich wie die Ritterpferde bei Turnieren, behangen. Die eine

Seite der Decke war dreifach hintereinander gelb-rot gestreift („die erst farw gelw die annder rott...“⁸⁾ — „die erste Farbe gelb, die zweite rott...“). Selbst ein Horn des Ochsen war gelb-rot bemalt; das andere Horn wie auch die andere Seite der Decke zeigte die weiß-blauen pfälzischen Farben der Markgräfin.

Diese Beispiele beweisen, daß schon vor der Gründung des badischen Großherzogtums markgräfllich-badische Fahnen existiert haben.⁹⁾

Ansonsten ist das Quellenmaterial dürftig und es kann auch nicht ermittelt werden, ob es — bezüglich des Gebrauches von Fahnen — Unterschiede zwischen den beiden Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach gab.^{9a)}

B) Badische Flaggen nach Gründung des Kurfürstentums (25. 2. 1803) bzw. des Großherzogtums (12. 7. 1806)

Daß mit der Entstehung des Großherzogtums Baden eine badische Flagge verstärkt in den Vordergrund rückte, ist evident; daß überhaupt badisch geflaggt wurde, läßt sich am ehesten durch die zahlreichen Bilder von der Schifffahrt auf dem Bodensee und dem Rhein nachweisen.^{9b)} Anfangs gab es keinerlei Verordnung, die das Aussehen einer badischen Flagge festlegte. Dies galt auch für die Führung der Flaggen. In der ersten Zeit der Bodenseedampfer gab es für die Führung der Landesflagge und für das Hissen der Flaggen-gala keine bestimmten Normen.¹⁰⁾ Es ist nur bekannt, daß bei der sogenannten Flaggen-gala auf den Dampfern die eigene Landesflagge am Schiffsheck und die anderen vier Landesflaggen der Anliegerstaaten Schweiz, Österreich, Bayern und Württemberg an den vier Radkastenecken aufgehißt wurden.

Trotzdem kam die Flaggen„problematik“ schon zu Beginn des letzten Jahrhunderts zur Sprache. In einem Brief vom 12. 10. 1819 berichtet das Ministerium der auswärtigen

Angelegenheiten dem Großherzoglichen Ministerium des Innern über einige Beobachtungen des Rheinschiffahrtskommissars. Dieser hatte festgestellt, daß die Rheinschiffer bisher „auf ihren Fahrzeugen nach Willkür Flaggen aufgesteckt, und um sich auszuweisen, grotesk zusammengesetzte, oder anderen Uferstaaten, denen sie nicht angehören, eigenthümliche Landesfarben gewählt“ hatten. Die Zentralkommission für die Rheinschiffahrt hatte daraufhin „zu Abwendung der hieraus entstandenen Unordnungen und Lächerlichkeiten, und um die polizeiliche Aufsicht in den Häfen zu erleichtern, beschloss, daß künftig die Rheinschiffer keine anderen, als mit den Landesfarben bezeichnete Flaggen aufstecken“ sollten.¹¹⁾

Immerhin muß im Jahre 1838 schon eine amtlich erfaßte bzw. gutgeheißene badische Schiffsflagge existiert haben. Mit Schreiben vom 27. 12. 1837 bat nämlich der Gesandte der Königlich Niederländischen Regierung in Baden das Ministerium des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten um Zeichnungen bzw. eine Beschreibung der badischen Flagge. Nach Korrespondenz mit dem Innenministerium und der Regierung des Unterrheinkreises in Mannheim erhielt der Gesandte die Materialien („quatre dessins concernant le pavillon de Bade, adopté pour la navigation des Sujets du Grand-Duché“) zugesandt. Hinsichtlich der Führungsbestimmungen der Flagge ist jedoch die Bemerkung, „daß wegen Aufsteckung ... keine Vorschriften bei uns bestehen, sondern es beruht Alles was die Schiffer in dieser Hinsicht beobachten, auf Herkommen und Übung“¹²⁾ kennzeichnend.

Dann wurde die Führung der Landesflaggen auf dem Bodensee von den Dampfschiffahrtsverwaltungen in einer im Jahre 1857 abgehaltenen Konferenz besprochen. Das Protokoll lautet:

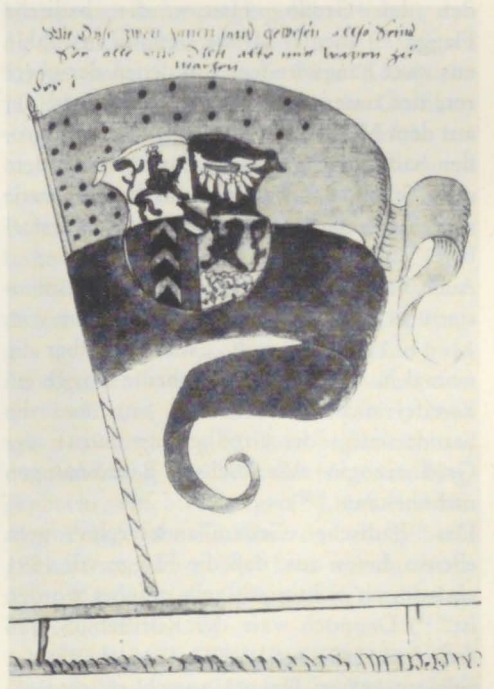
„Allgemeine Bestimmungen über das Aufziehen von Flaggen auf den Dampfschiffen bestehen bis jetzt nicht, doch ist es hergebracht, daß bei festlichen Gelegenheiten und insbe-

sondere auf Veranlassung der Feier des Geburtsfestes des Regenten eines der Bodensee-Uferstaaten oder höchstdessen Gemahlin die Dampfschiffe beim Vorüberfahren oder beim Berühren eines Hafens jenes Staates ebenfalls dieselben Flaggen, mindestens aber die Flagge des die Festfeier begehenden Staates zeigen.“¹³⁾

Die zitierte Protokollstelle beweist, daß die Bestimmungen noch sehr lose gehalten waren. So wird weder das Aussehen der Flaggen erwähnt, noch werden die Termine der entsprechenden Feiertage, an denen die Flaggen gehißt werden sollen, bekanntgegeben.

Zusätzlich sollte erwähnt werden, daß die Landesflaggen auf dem Bodensee — teilweise noch bis an den Anfang des 20. Jahrhunderts — häufig als Signalflaggen verwendet wurden und somit eine gewisse Zweckentfremdung erfuhren.

Abb. 2: Badische Fahne mit markgräfllichem Wappen (1561) [Maurer (Anm. 6), Tafel]



Zwecks einheitlicher Regelung der Flaggenführung und der Beflaggung der Dampfschiffe bei festlichen Anlässen beantragte die badische Verwaltung im Jahre 1886 die Einführung einer gemeinsamen Flaggenordnung. Diese Flaggenordnung wurde aufgrund eines badischen Entwurfes ausgearbeitet, trat 1888 in Kraft und enthielt die Bestimmungen über die Führung der Flaggen und über die Beflaggung der Schiffe bei besonderen Anlässen.¹⁴⁾

Die somit anfänglich lasche und oftmals widersprüchliche Handhabung des Flaggens manifestiert sich zwangsläufig auch in der farblichen Gestaltung der Flaggen selbst.

Wohl gibt es etliche Hinweise darauf, daß die vom heraldischen Standpunkt aus „richtige“ Flagge Rot-Gelb (waagrecht gestreift) gebraucht wurde. Holzmann geht davon aus, daß „vor der Festsetzung obiger Bestimmungen (i. e. die Flaggenfestlegung von 1891, Anm.) als Standarte S. K. H. (i. e. Seiner Königlichen Hoheit, Anm.) des Großherzogs und auch als Standarte der übrigen Mitglieder des Großh. Hauses die badische Flagge“¹⁵⁾ diene. „Diese bestand bis dahin aus zwei Längsstreifen, von denen der obere rot, der untere gelb war (entsprechend der aus dem Mittelschild des ursprünglichen großen badischen Staatswappens bzw. aus dem alten Stammwappen der badischen Dynastie sich ergebenden badischen Landesfarben.)“¹⁶⁾

Auch wird in einer Auskunft des Staatsministeriums an das Oberhofmarschallamt vom 11. 11. 1890 mitgeteilt: „Während über die einmal in roth und gelb getheilte Flagge ein Zweifel nicht besteht, sind uns über die Standarten ... des Großherzogs und ... der Großherzogin Allerhöchste Bestimmungen nicht bekannt.“¹⁷⁾

Das Badische Generallandesarchiv geht ebenso davon aus, daß die Flagge vor 1891 „heraldisch richtig rot-gelb geführt worden ist.“¹⁸⁾ Dennoch wäre der Rückschluß, daß zwischen 1803 und 1891 (Festlegung der gelb-rot-gelben Flagge) ausschließlich Rot-

Gelb geflaggt wurde, nicht zulässig, würde man doch übersehen, daß außerdem eine beträchtliche Anzahl anderer Spielarten einer badischen Flagge existiert hat, dies hauptsächlich innerhalb des Binnenschiffahrtswesens.

Viele dieser nachstehend aufgeführten Flaggen sind zwar häufig zeitlich und geographisch beschränkt gewesen und konnten sich ohnehin nur deshalb etablieren, da es keine normierende Flaggenbestimmung gab. Sie sollen der Vollständigkeit halber in der Aufzählung genannt werden.

1. ROT-GELB (vgl. auch obige Ausführungen): Diese zweistreifige Flagge scheint die offizielle Flagge an Land gewesen zu sein, die auch sehr wahrscheinlich auf der Karlsruher Residenz gehißt wurde.¹⁹⁾ Auch könnte die „Max Joseph“ im Jahre 1825 unter einer rot-gelben Flagge gefahren sein.²⁰⁾ Es findet sich sogar noch im Jahre 1900 ein Beleg für eine rot-gelbe Beflaggung des Mannheimer Schlosses, des Bahnhofs und des Brückenkopfes.²¹⁾ Möglicherweise könnte die geführte badische Kokarde (innen rot, außen gelb) auf die Verwendung rot-gelber Flaggen hinweisen.²²⁾ Daß die Schiffe, welche den Großherzoglichen Staatseisenbahnen unterstanden, unter einer rot-gelben badischen Flagge fuhren, zeigt ein Schreiben der Generaldirektion der Großherzoglichen Badischen Staatseisenbahnen vom 21. 1. 1891, in welchem diese dem Finanzministerium mitteilt, „daß ... von einer Allerhöchsten Anordnung darüber, daß die Flagge der badischen Dampfboote künftig gelb-roth-gelb statt roth-gelb zu führen“ sei, „nichts bekannt geworden ist.“²³⁾

Ströhl vermerkt, daß vor der Einführung der neuen Flagge (1891) die alte Fahne Badens „Rot über Gelb quer gestreift“ war. Ströhl deutet die neu gültige gelb-rot-gelbe Flagge gewissermaßen als Wappenflagge, wenn er schreibt: „die neue Fahne entspricht jedenfalls besser dem badischen Wappenbilde und ist nicht so leicht mit anderen rot-gelben Fahnen zu verwechseln.“²⁴⁾

Schließlich machen Mattern/Neubecker^{24a}) auf weiße Toppflaggen „mit rot-gelbem Obereck am Liek“ aufmerksam, welche in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts von Schiffen geführt worden seien. Noch 1906 schrieb Otto Michaeli: „Ein Garten prangt das Badnerland / In tausend Blütendolden, / Und alles steht im Festgewand, / Im Farbenschmuck rot-golden.“^{24b})

2. GELB-ROT: Diese Farbfolge auf einer badischen Fahne läßt sich (abgesehen von Gering) auf Bildern und Drucken in die Jahre 1836 und 1849 datieren.²⁵) Die Literaturbelege „gäl un roth“ (Hermann Burte, Mundartdichter) und „gelb und rot“ (Viktor von Scheffel²⁶) könnten auf eine volkstümliche Verwechslung der heraldisch korrekten Anordnung der Farbstreifen hinweisen. Auch Krümholz berichtet von gelb-roten badischen Flaggen: „Zur Ausrüstung der Bodensee-Dampfer gehörten ferner dier sogenannten ‚Landesflaggen‘. Die Landesflaggen der drei deutschen Uferstaaten zeigten die Farben der betreffenden Länder und zwar bestand die badische Flagge aus einem gelben und einem roten ... horizontalen Streifen, die, übereinandergestellt, ein längliches Viereck bildeten.“²⁷)

Bei einer Beschreibung des Karlsruher Schlosses aus dem Jahre 1906 lesen wir: „... ragenden Turm, an dem die gelbrote badische Fahne flattert: ein Zeichen, daß der Herr des Schlosses zu Hause ist.“^{27a}) Ob es sich hierbei jedoch um eine echte gelb-rote Flagge handelte, ist ungewiß; vielmehr könnte eine generelle Farbbestimmung gemeint sein.

3. GELB-ROT-GELB: Ganz sicher ist, daß diese Farbkombination nicht erst seit 1891 als badische Flagge gehißt wurde, denn schon auf der „Max Joseph“ (siehe auch unter Ziffer 1 und 6) wurden gelb-rot-gelbe Wimpel verwendet.²⁸) Im Mannheimer Reiss-Museum sind Bilder Zeugen dafür, daß schon 1845 bei der Einweihung der Mannheimer Kettenbrücke über den Neckar gelb-rot-gelbe Flaggen aufgezogen wur-

den.²⁹) Die „Leopold II“ ist ca. 1860 unter einer gelb-rot-gelben Flagge gefahren.^{29a}) Schon 1857 könnte diese Farbkombination einen Beliebtheitsvorsprung gehabt haben, denn die militärische Karl-Friedrich-Verdienstmedaille, die nach den Statuten an einem rot-gelb-roten Band hängen sollte, wurde spätestens seit diesem Datum an einem gelb-rot-gelben Band verliehen.³⁰) Schließlich ist auf einer Militärfahne aus dem Jahre 1869 schon ein gelb-rot-gelber Stickbesatz mit dem darübergenähten Zusatz „FIDELITAS“ zu sehen.³¹)

Daß gelb-rot-gelbe Flaggen schon vor 1891 vereinzelt auftauchten, wurde soeben erwähnt. Daß diese Flagge auf Anordnung des Großherzogs schon einige Jahre vor 1891 verwendet wurde, beweist ein Schreiben des Präsidenten des Großherzoglichen Staatsministeriums, Dr. Turban, welches an den Großherzog gerichtet ist (19. 6. 1891) und welches auszugsweise lautet: „Dasselbe (i.e. das Oberhofmarschallamt, Anm.) hat uns dabei bekanntgegeben, daß Eure Königliche Hoheit sich dafür ausgesprochen haben, daß die Bodenseedampfer ebenfalls die Flagge zu führen haben, wie diese Eure Königliche Hoheit vor einigen Jahren für die Großherzoglichen Schlösser zu befehlen geruht haben und welche aus zwei gelben und einem roten Längsstreifen besteht. Eine öffentliche Festsetzung der Flaggen und Standarten hat bisher nicht stattgefunden.“³²)

4. ROT-GELB-ROT: Weiterhin steht fest, daß rot-gelb-rote Flaggen als badische Flaggen gehißt wurden. Als Belege kann man Landflaggen und Schiffswimpel aus dem nordbadischen Raum aus den Jahren 1834 und 1850 anführen.³³) Auch ergibt sich aus der Abbildung des 1865 erschienenen Flaggenbuches von Steenberg^{33a}), daß eine einstige Flagge des Großherzogs rot-gelb-rot gestreift war. Im gelben Feld war das badische Wappen (mit Wappenzelt) aufgelegt (Vgl. auch Ziffer 13).

5. GELB-ROT-GELB-ROT-GELB: Das Dampfboot „Leopold“ (erbaut 1831, abge-

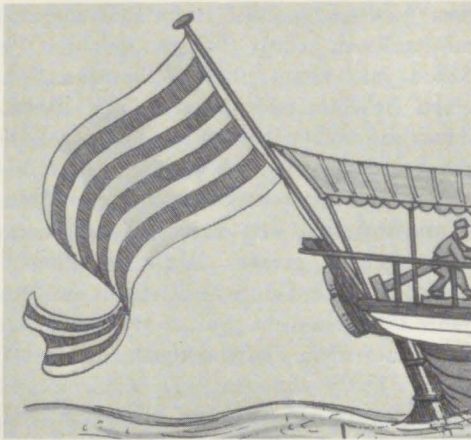


Abb. 3: Mehrfachstreifenflagge (ca. 1830) [Bildermappe (Anm. 28): „Max Joseph“]

brochen 1840), die „Helvetia“ (erbaut 1832) und ebenso die „Stadt Constanz“ (erbaut 1840, abgewrackt 1859) führen — so zumindest die Abbildungen³⁴⁾ — unter einer gelb-rot-gelb-rot-gelb horizontal gestreiften Flagge.

6. ROT-GELB-ROT-GELB-ROT: siehe Anm. 34a.

7. GELB-ROT-GELB-ROT-GELB-ROT: siehe Anm. 35.

8. GELB-ROT-GELB-ROT-GELB-ROT-GELB: siehe Anm. 35a.

9. GELB-ROT-GELB-ROT-GELB-ROT-GELB-ROT: siehe Anm. 35.

10. ROT-GELB-ROT-GELB-ROT-GELB-ROT-GELB-ROT: siehe Anm. 35.

11. GELB-ROT-GELB-ROT-GELB-ROT-GELB-ROT-GELB: Das Dampfboot „Max Joseph“ (zunächst bayrisch, später in badischen Diensten: erbaut 1824 abgewrackt 1830) ist abgebildet mit einer Flagge aus fünf gelben und vier roten sich abwechselnden Horizontalstreifen.³⁶⁾

12. MEHRFACHSTREIFEN (VERTIKAL): Am 16. Mai 1851 ist die „Stadt Schaffhausen“ beim Stapellauf und bei der Schiffstaufe laut Bildmaterial mit einer badi-

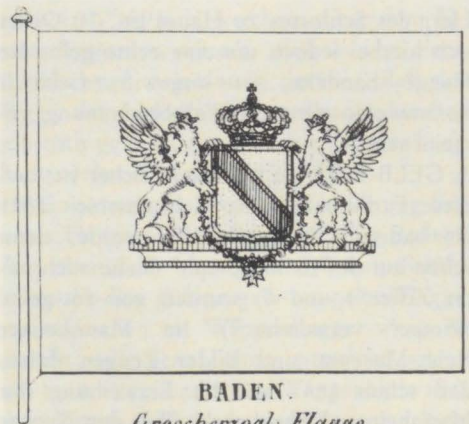
schen Flagge geschmückt gewesen, die — ausgehend vom Liek — vierfach hintereinander gelb-rot gestreift war.³⁷⁾

13. PERSÖNLICHE FLAGGEN UND STANDARTEN: Neben dem Hinweis „Größenverhältnisse nicht bestimmt“^{37a)} erwähnt Gritzner eine badische Landesflagge und eine großherzogliche Flagge. Beide sind auf Tafel 6 abgebildet. Die erstere Flagge ist waagrecht rot über gelb gestreift (Größenverhältnis der Abbildung ca. 3:2).

Die sogenannte großherzogliche Flagge (Proportion in der Abbildung etwa 7:6) zeigt auf weißem Tuch im Zentrum den von zwei Greifen gehaltenen badischen Wappenschild, der von einer Krone überhöht ist. Es ist wahrscheinlich, daß es sich bei der — den Wappenschild umgebenden — Ordenscollane um die des Hausordens der Treue handelt.

In dem schon vormals zitierten Brief des Staatsministeriums an das Oberhofmarschallamt vom 11. 11. 1890 wird auf eine großherzogliche Flagge hingewiesen, die möglicherweise mit der bei Gritzner abgebildeten Standarte identisch ist. Das Staatsministerium teilte damals mit, daß bei festlichen Anlässen „in dem Palais, in welchem sich der

Abb. 4: Flagge des Großherzogs (ca. 1878) [Gritzner (Anm. 37a), Tafel 6]



Sitz des Allerhöchsten Hoflagers befindet, eine Standarte aufgezogen“ würde, „auf welcher auf gelb das Wappen, so wie es in Nr XVIII des Staats- und Regierungsblatts von 1830 auf Seite 187 abgebildet ist, angebracht ist.“³⁸⁾

Daß Gritzner das Wappen auf weißem Untergrund abbildet, ist vielleicht ein Versehen. Obiges Schriftstück geht auch davon aus („so viel bekannt“), daß eine Flagge für den Erbgroßherzog existiere Konklusio: Es ist mühselig und wahrscheinlich auch unmöglich, die Vielfalt badischer Flaggentypen des 19. Jahrhunderts befriedigend auseinanderzuhalten; mit der Darstellung des Durch- und Nebeneinanders der Flaggen ist man der Wahrheit sicherlich näher als mit falsch übergestülpter Kategorisierung; man sollte nicht dort nach Regeln suchen, wo keine zu finden sind. Fest steht, daß ausschließlich die Farben Rot und Gelb Bestandteil einer badischen Flagge gewesen sind, allerdings in verschiedenen Varianten bezüglich der Anordnung der Farbstreifen. Oftmals muß zwischen offiziellen, heraldisch beeinflussten Flaggen und verspielten, womöglich von Laienhand gefertigten Schiffsflaggen ein Trennungsstrich gezogen werden. Hinzu kommt noch eine Differenzierung diatopischer Art: in Konstanz und auf dem Bodensee flaggte man wohl anders als in Karlsruhe, dort aber wieder abweichend von Nordbaden.

Es ist deshalb kaum anzunehmen, daß die geschilderten Flaggen jemals an Land gehißt wurden. Sie sind als typisch schiffsbezogene periphere Spielarten einzustufen.^{38a)}

Daß die rot-gelbe Flagge als einzig existente Flagge Badens im 19. Jahrhundert zu betrachten ist, ist soeben widerlegt worden. Daß diese Flagge aufgrund ihrer heraldischen Korrektheit die offizielle und – gegen Ende des Jahrhunderts – die am meisten gebrauchte war (Beflagung von Schlössern, Bahnhöfen, Konsulaten, Brückenköpfen etc.), ist anzunehmen.

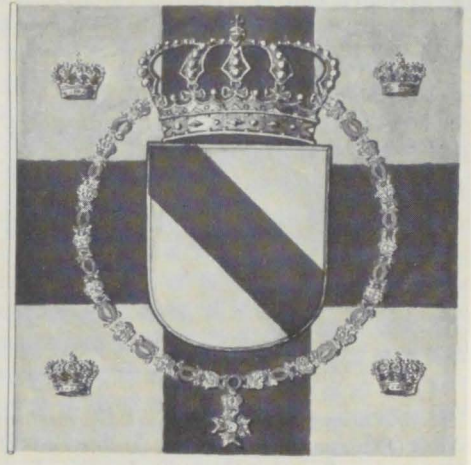


Abb. 5: Entwurf zur Standarte für Großherzog Friedrich II (1908) [Original im Badischen Generallandesarchiv, Karlsruhe]

C) Die Flaggenfestlegung von 1891

Im Jahre 1891 wurden erstmals badische Flaggen amtlich festgelegt. Die Festlegung³⁹⁾ bezog sich auf mehrere Flaggenvarianten.

Persönliche Standarten:

„Die Standarte des Großherzogs zeigt die neue badische Landesflagge, jedoch zieht von oben nach unten in der Mitte der Breitenausdehnung ein roter Streifen von derselben Breite wie der mittlere Horizontalstreifen.“

In der Mitte des so gebildeten roten Kreuzes befindet sich das königlich gekrönte Wappen (ohne Wappentiere), umgeben von der Kette des Hausordens der Treue, an der unten das Ordenskreuz dieses Ordens hängt.“⁴⁰⁾

„Die Standarte der Großherzogin Luise ist gleich der Landesflagge; dazu kommt in der Mitte des Ganzen, jedoch innerhalb des roten Mittelstreifens das Allianzwapen von Baden und Preußen, wobei die beiden zueinander geneigten Schilde von einer Krone überdeckt und durch das Band des Luisenordens miteinander verbunden sind. An der

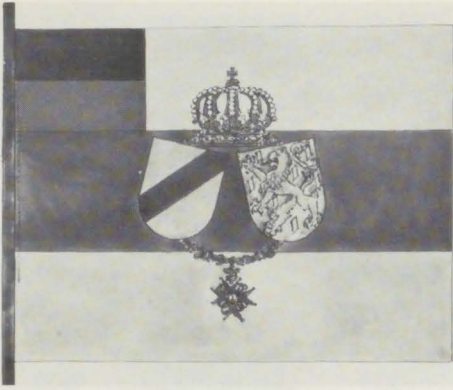


Abb. 6: Entwurf zur Standarte der Großherzogin Hilda (1910; im Obereck die nassauischen Farben) [Original im Badischen Generallandesarchiv, Karlsruhe]

oberen inneren Ecke der Standarte befindet sich ferner ein quadratisches Feld, dessen Seite gleich der Breite eines Längsstreifens ist; dies Quadrat ist selbst in 4 Quadrate geteilt, die alternierend schwarz und weiß sind, gleich wie im Hohenzollernschild; jedoch sind im Vergleich zu diesem die Farben verkehrt angeordnet.

Die Standarte des Erbgroßherzogs ist gleich derjenigen des Großherzogs, nur daß sie das nicht gekrönte badische Wappen enthält und zwar gehalten von einem Greifen mit gespreizten Flügeln, der mit dem Schilde auf einem silbernen Bande steht.

Die Standarte der Prinzen und Prinzessinnen ist gleich der Landesflagge, in deren Mitte (oben und unten nur wenig aus dem roten Querstreifen herausragend) sich in einfacher Ausführung das königlich gekrönte badische Wappenschild befindet.“

Die badische Landesflagge: Der Verordnungstext lautet:

„Außerdem haben Seine Königliche Hoheit der Großherzog zu bestimmen geruht, daß die Badische Flagge aus zwei gelben und ei-

nem rothen Längsstreifen von gleicher Breite bestehe, und in dieser Anordnung in den geeigneten Fällen zur Anwendung zu kommen habe.“⁴¹⁾.

D) Die Geschichte badischer Flaggen im 20. Jahrhundert

In einem „Erlass“ vom 29. August 1910 machte der Großherzog (seit 1907: Friedrich II) darauf aufmerksam, „daß für die Standarte Ihrer Königlichen Hoheit der Großherzogin (Hilda, Anm.) eine neue Bestimmung zu treffen sein“ würde. Schon im Jahre 1908 waren Entwürfe für neue Standarten des Herrscherpaares ausgearbeitet worden. Nach Bekanntgabe obigen Erlasses wurde die Direktion der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe gebeten, Entwürfe zu schaffen, wobei zu berücksichtigen war, daß sich die neue Flagge „tunlichst an die Gestaltung der im Jahre 1891 bestimmten Standarten...“, insbesondere der Standarte Ihrer Königlichen Hoheit der Großherzogin Luise, würde anzuschließen haben.“⁴²⁾

Beide vorgelegten Entwürfe zeigten das badisch-nassauische Allianzwapen im Zentrum. Auch wurde die Möglichkeit offengehalten, die nassauischen Farben blau-orange in dem Flaggenobereck oder in der Mitte, gleichsam als Unterlage unter das Allianzwapen, zu übernehmen. Die Verwendung des Schräglinks-Balkens im badischen Wapen ergab sich daraus, daß — nach heraldischer Regel häufig üblich — das Wapen Badens dem nassauischen Wapen zugekehrt war.

Mattern/Neubecker berichten jedoch, daß ein Wechsel der persönlichen Flagge der Großherzogin Hilda nicht stattfand^{42a)}; letztere habe ihre bisherige Standarte der Erbgroßherzogin weitergeführt. Die gelb-rot-gelbe Landesflagge scheint indessen weiterhin recht schnell Fuß gefaßt zu haben. Im Jahre 1915 hielt Victor Mezger jun. in einem Aufsatz über badische Orts- und Stadtfahnen fest: „Wo wir aber hingehen und -sehen, all-

überall begegnet uns das gleiche gelb-rot-gelbe... Tuch, und das gibt bei aller Feststimmung dem Ganzen doch etwas Eintönigkeit.“⁴³⁾ Mezger schlägt vor, Stadt- oder Ortswappen in die badische Flagge zu integrieren. Zur Farbenzusammenstellung bemerkt er: „Besonders bei der badischen Fahne ist es absolut nicht nötig, gerade das schreiendste Gelb mit einem womöglich noch grelleren Rot zu vermählen. Das Gelb kann ruhig goldiger sein und das Rot etwas kälter und stumpfer, ohne daß man zu befürchten braucht, mit der Heraldik in Konflikt zu kommen.“⁴⁴⁾

Selbst die Nomenklatur innerhalb der Botanik erfuhr in regionaler Begrenzung in jenen Jahren eine Bereicherung: als *badisch Farb* (= kaukasische Gemswurz, *Doronicum caucasicum*) und *Kokardenblume* (= gelbrote *Tagetes*) fanden sich die Flaggenfarben andeutungsweise in Blumennamen wieder.⁴⁵⁾ Als Baden 1921 Republik wurde, hatte das Generallandesarchiv eine Möglichkeit gesehen, eine neue Flaggenfestlegung mit einer Änderung zu verknüpfen: an Stelle der „Tri“kolore sollte von nun an für die badische Flagge die heraldisch richtige zweistreifige Farbfolge Rot-Gelb verwendet werden; die Festlegung der Flagge von 1891 hatte nämlich der Großherzog ohne Absprache mit Heraldikern getroffen. Die Verordnung des Staatsministeriums vom 4. 1. 1921 bestimmte zwar die Landesfarben Badens als Gelb-Rot⁴⁶⁾ (obwohl die heraldisch erwünschtere Farbfolge Rot-Gelb hätte lauten müssen); aufgrund des Widerspruchs der Volksvertreter scheiterte jedoch die Einführung einer rot-gelben Flagge. Aus Sparsamkeitsgründen behielt man die gelb-rot-gelbe Flagge bei.⁴⁷⁾

Eine Änderung badischer Flaggenbestimmungen und -gesetze ist im Zeitraum bis 1945 nicht eingetreten, doch muß festgehalten werden, daß der Nationalsozialismus mit seiner Bestrebung, die Länderhoheit so viel wie möglich zu beschneiden, aufgrund bestimmter Reichsgesetze⁴⁸⁾ die deutschen

Länderfarben generell in den Hintergrund gedrängt, wenn nicht sogar erstickt hat.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war Baden in zwei Besatzungszonen und Verwaltungseinheiten gespalten.

Schon am 19. Mai 1947 hatte das Land Baden (= Südbaden, Hauptstadt: Freiburg im Breisgau) für sein Territorium die badischen Landesfarben erstmals verfassungsmäßig festgelegt.⁴⁹⁾ Die Landesfarben waren wie ehemals Gelb-Rot. Die badische Flagge bestand weiterhin aus zwei gelben und einem roten Längsstreifen von gleicher Breite. Jedoch traten noch folgende Flaggen neu hinzu:

Landesdienstflagge

Die badische Landesdienstflagge bestand aus zwei gelben und einem roten Streifen von gleicher Breite. Auf dem roten Streifen war das badische Landeswappen, ein gelber Schild mit rotem rechtem Schrägbalken, von einer goldenen Laubkrone überhöht, aufgelegt.⁵⁰⁾

Dienstflagge des Staatspräsidenten

Bei der Dienstflagge des badischen Staatspräsidenten war das badische Staatswappen, bei dem der Wappenschild außerdem von zwei silbernen Greifen gehalten wurde, im Zentrum aufgelegt. Diese Flagge war vor dem Amtssitz des Staatspräsidenten aufgezogen. Meines Wissens hat diese Flagge nur in der Variante eines Hängebanners (ca. 2,80 m x 1 m) existiert.

Standarte des Staatspräsidenten

Eine besondere Flagge am Kraftfahrzeug führte nur der Staatspräsident in Form einer quadratischen Standarte, die auf rotem Grund das badische Staatswappen⁵¹⁾ zeigte. Das Staatswappen war von einer verhältnismäßig schmalen gelben Umrandung umgeben, auf welche nochmals ein roter Rand folgte.

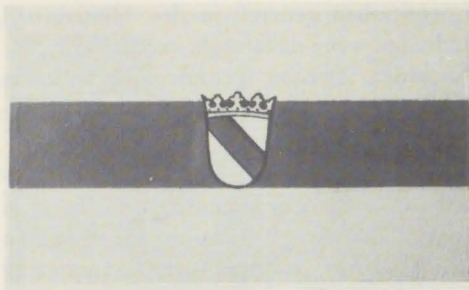


Abb. 7: Landesdienstflagge (Süd-)Badens (ca. 1951)

Für die Stellung des Wappens der beschriebenen Flaggen bestanden keine Vorschriften, doch ist bei allen Flaggen, von denen ich Kenntnis habe, das Wappen im Zentrum aufgelegt. Ebenso wenig waren zwingende Maßstabsvorschriften bekannt.

Nordbaden war mit Nordwürttemberg zum Land Württemberg-Baden (Hauptstadt: Stuttgart) vereinigt und flaggte Schwarz-Rot-Gold, zumal die Staatsfarben dieses Landes Schwarz-Rot-Gold waren.⁵²⁾

„Wie nach 1848, so wuchs auch jetzt im Zusammenhang mit der Rolle der Länder in den vier Besetzungszonen der Nachkriegszeit die Bedeutung der Landesfarben.“⁵³⁾ Nur in diesem historischen Kontext kann man die Worte des badischen Dichters Reinhold Schneider verstehen, der im Jahre 1953 geschrieben hatte: „Das Wort ‚Nation‘ ist für mich jeden Sinnes bar: eine deutsche Fahne sagt mir nichts. Nur die der badischen Heimat war mir noch ehrwürdig, in der hellen Glut ihrer Farben Ausdruck der Landschaft und ihres unterirdischen Feuers.“⁵⁴⁾ Die nächste Zäsur ist sicherlich in den Fünfziger Jahren zu sehen, als die Südweststaat-Idee Gestalt annahm. Die badischen Farben gelb-rot-gelb waren ein sinnbildliches Zeichen, unter dem die engagierten Badener ihren „Kampf“ für die Wiederherstellung des alten Landes Baden führten.

Dr. Josef Wirth erläuterte, was ihn dazu veranlaßt habe, „die Fahne Altbadens so kräftig

zu schwingen“ und bescheinigte Staatspräsident Wohleb, „mit andern die Fahne Altbadens entrollt zu haben.“^{54a)}

Die Farben erschienen daher auf vielen Propagandaschriften, Flugblättern und Wahlplakaten sowie auf den von der „alt“badischen Bewegung herausgegebenen Zeitungen und Zeitschriften⁵⁵⁾, obwohl auch Stimmen des Einzelbürgers zu vernehmen waren: „Laßt ... dem Badener seine Farben gelb-rot-gelb.“⁵⁶⁾

„Als Emblem des früheren badischen Staates und des seit 1945 bestehenden Landes (Süd)Baden wurden diese Farben auch von den Südweststaatanhängern anerkannt. Sie wurden nicht in die Niederungen der politischen Auseinandersetzungen hinabgezogen“⁵⁷⁾, doch gaben sie manchem Karikaturisten die Möglichkeit, typisierend zu verfahren und Badisches mit der gelb-rot-gelben Fahne zu symbolisieren⁵⁸⁾. Dr. Hermann Person, Regierungspräsident von Südbaden/Freiburg konnte am 27. Juni 1977 innerhalb einer Jubiläumsveranstaltung anlässlich des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Bundeslandes Baden-Württemberg gar erzählen, daß ihn „ein etwas bissiger Kolumnist ... in jenem Jahr (i.e. 1952, Anm.) als einen gelb-rot-gelben Flammenwerfer bezeichnet“⁵⁹⁾ hat.

Im Hinblick auf die Altbadener, die sich gerne auf die Geschichte des „badischen Volkes“ beriefen, stellte man fest, daß es letzteres gar nicht gebe; vielmehr sei die Geschichte und selbst die Natur in vergangener Zeit „mit ... gelb-rot ... Brillen betrachtet“ worden^{59a)}.

Hatte der (süd)badische Staatspräsident Leo Wohleb noch im November 1953 in einem Telegramm an den Stuttgarter Landtag trotz geschrieben „... Badener holen ihre Fahnen nicht ein!“⁶⁰⁾ und seine reservierte Haltung gegenüber dem Südweststaat zum Ausdruck gebracht, so wurde die Fahnenfrage am 17. 5. 1964 nochmals bissiger aufgegriffen. In einer Rede vor dem Heimatbund Badenerland sagte Wohleb: „Wir haben natür-

lich an die 150 000 DM, welche die amtliche Anschaffung der neuen Fahne (i.e. die Fahne Baden-Württembergs, Anm.) gekostet haben soll, mitzahlen müssen... Unsere Fahne bleibt gelb-rot-gelb.“⁶¹⁾

Auch die Badische Volkspartei (BVP, gegründet am 6. 6. 1959) unterstrich ihre Zielsetzung (Wiederherstellung des alten Landes Baden) „durch die Herausstellung der alten badischen Landesfarben gelb-rot-gelb“. Die BVP forderte die Badener auf, „anstatt mit der baden-württembergischen Landesflagge (schwarz-gelb waagrecht gestreift) mit den badischen Farben zu flaggen.“⁶²⁾

Seit 1953 hatte Baden-Württemberg gemäß der Verfassung neue Landesfarben: Schwarz-Gold.⁶³⁾ Diese Farbkombination war von den Landesarchiven favorisiert worden.⁶⁴⁾

Die Darstellungen, daß Schwarz-Gold als Verschmelzung des württembergischen Schwarz-Rot mit dem badischen Gelb-Rot (bei jeweiligem Weglassen der Farbe Rot) zu verstehen sei⁶⁵⁾, werden dadurch gestützt, daß die Landesfarben etwa ein halbes Jahr vor der Wappenfestlegung bestimmt wurden⁶⁶⁾, doch gibt es auch andere Interpretationen^{66a)}. Daß die Flaggenfarben Baden-Württembergs nicht primär vom Wappen abgeleitet sind, sondern daß vielmehr die Wahl des Wappens von den Landesfarben abhängig war, wird durch eine Begründung des Gesetzentwurfes über das Wappen ersichtlich: „Es ist deshalb notwendig, ein neues Symbol ... zu schaffen, das nach den heraldischen Gesetzen mit den durch die Verfassung festgelegten Landesfarben Schwarz-Gold übereinstimmt.“^{66b)}

Die Farbgleichheit von Landesflagge und Landeswappen ist in jedem Fall als glückliche Koinzidenz zu bezeichnen.

Nach Jahren des Zusammenwachsens des Bundeslandes Baden-Württemberg rückten die gelb-rot-gelben Farben 1970 nocheinmal verstärkt in den Vordergrund, als im Juni die Badener in einem Volksentscheid nochmals

darüber entscheiden konnten, ob sie ein selbständiges Land Baden oder den Verbleib Badens im Südweststaat wünschten. Dabei erhielten jene Kräfte, die sich für die Wiederherstellung des alten Landes aussprachen und einsetzten (besonders der im Sommer 1972 nach der Wahlniederlage aufgelöste Heimatbund Badenerland) bei ihren Tagungen in der Stadt Karlsruhe sogar noch einmal offizielle „badische“ Beflaggung.⁶⁷⁾ Die gelb-rot-gelbe Kokarde⁶⁸⁾ und gelb-rot-gelbe Umrahmungen von Anzeigen unterstrichen den „badischen Akzent“.

Die Erinnerung an die gelb-rot-gelbe Flagge Badens manifestierte sich nun hauptsächlich auf literarischer Ebene.

Amadeus Siebenpunkt notiert in seinem Buch: „...nimmt man unter die Lupe, was da unter dem ehemals gelb-rot-gelben Fahnentuch ... zusammengekommen ist. ...“⁶⁹⁾

„So gibt's im Badischen auch keine Flagge, höchstens eine Fahne, ... die an Staatsfeiertagen auf dem Rathaus weht. Früher waren die Fahnen badisch gelb-rot-gelb, heute sind sie südweststaatlich gelb-schwarz.“⁷⁰⁾

Schneller schreibt: „Vielen konservativen Badenern wimpelt noch die gelbrotgelbe Flagge im Gemüt...“⁷¹⁾, während Gerd Hepp in der „Badischen Geschichte“ im Schlußwort die „gelb-rot-gelbe(n) Querulanten“⁷²⁾ erwähnt. Traugott Bender, ehemaliger Justizminister von Baden-Württemberg, kennzeichnete die zeitgenössische Sachlage am treffendsten, als er in einem Vorwort schrieb: „Und so stört sich denn heute auch kein Württemberger mehr daran, wenn im festesfreudigen Badischen Land aus feierlichem Anlaß hier und da gelb-rot-gelbe Fahnen erscheinen, denn er weiß, es ist keine Demonstration gegen Württemberg. In der Tat, hier wird ein Stück Beharrung sichtbar, ein klein wenig Wehmut nach der ‚guten alten Zeit‘ und in den Augen des tüchtig-verständnisvollen schwäbischen Landsmannes vielleicht auch ein bißchen Sparsamkeit, die es nicht zuläßt, das gut erhaltene gelb-rot-gelbe Fahnentuch vorzeitig

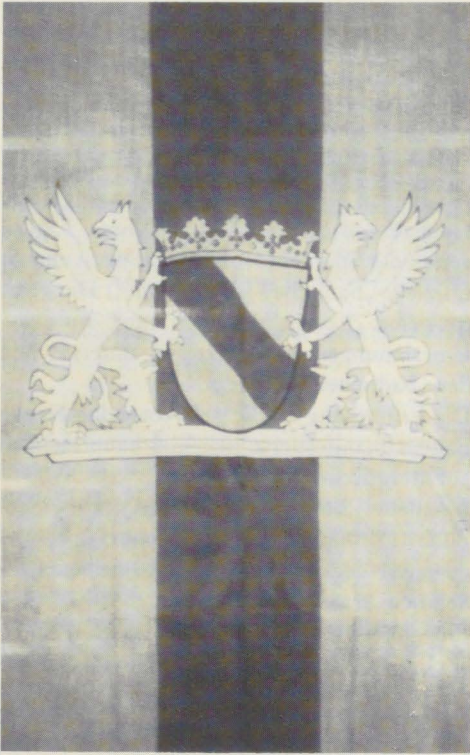


Abb. 8: Dienstflagge des Präsidenten des Landes (Süd-)Baden (ca. 1951) [Aufnahme des Verfassers; Original im Staatsarchiv Freiburg im Breisgau]

gegen ein neues, kostspieliges Gelb-Schwarz auszutauschen.“⁷³⁾

Im Jahre 1977 gab das fünfundzwanzigjährige Landesjubiläum Baden-Württembergs Anlaß, die Traditionsflaggen der alten Länder Württemberg, Baden und Hohenzollern zum Schmuck der Dokumentationsausstellung, die in mehreren Städten Baden-Württembergs gezeigt wurde, aufzuziehen, und ebenso war der baden-württembergische Landtag in Stuttgart am 11. November 1978 außer mit der schwarz-goldenen Landesflagge mit den Traditionsflaggen Württembergs (Schwarz-Rot waagerecht gestreift^{73a)}, Badens (gelb-rot-gelb) und Hohenzollerns (schwarz-weiß geviert^{73b)} farblich geschmückt.⁷⁴⁾

Abgesehen von gelegentlichem Auftauchen badischer Flaggen^{73c)} trifft man auf gelb-rot-gelbe Fahnen noch bei dem jährlich in Karlsruhe stattfindenden Badischen Heimat- bzw. Trachtenfest. Des weiteren führt die Stadt Baden-Baden (einst Stammsitz der Markgrafschaft gleichen Namens) heute noch eine gelb-rot-gelbe Stadtfahne.⁷⁵⁾ Schließlich hat das Gelb-Rot-Gelb Badens eine seiner letzten Reliktfunktionen als Flagge verschiedener badischer Verbände (ohne aufgelegtes Emblem: Badischer Radsport-Verband; mit aufgelegtem Emblem: Badischer Sportbund, Badischer Leichtathletik-Verband, Badischer Rollsport-Verband, Badischer Fußball-Verband, Badischer Tischtennis-Verband, Badischer Turnerbund [„Landesbanner“], Amateur-Box-Verband Baden, Badischer Sportschützen-Verband, Badischer Kanu-Verband; Badischer Sängerbund).

Zum heutigen Status der Traditionsflagge Badens, aber auch Württembergs und Hohenzollerns mag das gelten, was Dr. Wilfried Steuer, Landrat des Landkreises Biberach an der Riß, anlässlich der oben schon erwähnten Jubiläumsveranstaltung feststellte: „Genauso wie in unserem Bundesland, haben daher die drei Flaggen..., die württembergische, die hohenzollerische und die badische im Landkreis Heimatrecht. Wir wollen uns gerne zu unserer Geschichte und Herkunft bekennen.“⁷⁶⁾

Anmerkungen:

¹⁾ Zum badischen Wappen und zur weiteren Zurückverfolgung der Farben vgl.:

— Franz Zell: Geschichte und Beschreibung des badischen Wappens, Karlsruhe, 1885, insbesondere S. 5/8/13/14

— Karl Freiherr von Neuenstein: Das Wappen des Großherzoglichen Hauses Baden, Karlsruhe, 1892, besonders S. 6 und 21

— Paul Wentzcke: Die deutschen Farben. Ihre Entwicklung und Deutung sowie ihre Stellung in der deutschen Geschichte. Neue... Fassung mit 13 Abbildungen und Farbtafeln, Heidelberg, 1955

(= Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft Band 9 S. 48/165).

— K.G.S.: Zur Geschichte des badischen Wappens. (Aus dem historischen Museum in Bern), in: Archives Héraldiques Suisses 17, S. 97–104 und Nachtrag in: Archives Héraldiques Suisses 18, S. 16–17.

²⁾ vgl. Zell, op. cit., Tafel I, Abb. 2: Reitersiegel Herzog Berthold V von Zähringen (1187), Abb. 4: Reitersiegel Markgraf Hermann V von Baden (1207) — Tafel II, Abb 5, 6 und 7: Reitersiegel Hermann V (nach 1207, vor 1245), Reitersiegel Markgraf Rudolph I von Baden (1243 bis ca. 1266), Reitersiegel desselben (1266–1288; die Datierungen beziehen sich jeweils auf die Siegel).

³⁾ Paul Martin: Stadtbanner am Oberrhein, Straßburg, 1942, S. 14.

^{3a)} Franz Joseph Mone: Die Schauenburger Fehde. 1432, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 19 (1866), S. 420.

⁴⁾ Die Miniatur aus dem Gebetbuch des Markgrafen Wilhelm stammt von dem Straßburger Miniaturisten Friedrich Brentel und wurde 1647 gemalt. Vorlage dieser Miniatur ist jedoch die Karlsruher Votivtafel von 1480! Abbildung in: Konradsblatt. Wochenzeitung für das Erzbistum Freiburg Nr. 46 (November 1971), S. 17.

⁵⁾ Abbildung bei: Berthold Sütterlin: Geschichte Badens, Bd. 1, Karlsruhe, 1965, Seite 247. Vgl. auch Karl Wild: Bilderatlas zur badisch-pfälzischen Geschichte, Heidelberg, 1904, S. 14.

⁶⁾ Karl Maurer (Hrsgb.): Heinrich Gerings Lobspruch auf das fürstliche Freischießen zu Pforzheim 1561, (Ein schöner... Lobspruch u. ordentliche Beschreibung des Fürstl. Schiessens.) Aus Anlaß des 21. Verbandsschiessens des Bad. Landeschützen-Vereins.... herausgegeben von Karl Maurer, Pforzheim, 1905

(Umschlagtitel: Ordentliche Beschreibung des herlichen Schiessens... 1561)

farbige Abbildung der Fahne (S. 61) bei: Otfried Neubecker: Fahnen und Flaggen, Leipzig, 1939.

Die auf S. 67 abgebildete Flagge ist nur bedingt (1907 ff.) die „Standarte der Großherzogin von Baden“, ansonsten die des Erbgroßherzogs bzw. der Erbgroßherzogin.

⁷⁾ Maurer, op.cit., S. 28

⁸⁾ Maurer, op.cit., S. 28

⁹⁾ ohnehin abgesehen von Militärfahnen und -standarten, vgl. hierzu: Badische Fahnen und Standarten. Amtliche Veröffentlichung des Armeemuseums Karlsruhe, Karlsruhe, 1936 = Deutsche Wehr am Oberrhein 1, 1.

^{9a)} zur Geschichte badischer Flaggen siehe auch: Günter Mattern und Otfried Neubecker: Beitrag zur Geschichte der Fahnen und Flaggen deutscher

Länder. Teil 2: Binnenländer in: Heraldischer Verein „Zum Kleeblatt“ von 1888 (Hrsgb.): Jahrbuch Vol. 14/15, Hannover, 1976/77, S. 48–98; bes. S. 66–68.

^{9b)} Die Verwendung von Landesflaggen und -farben bei Jubiläumsfeiern ist gut dokumentiert bei: Karl Mathy (Hrsgb.): Die Verfassungsfeier in Baden am 22. 8. 1843, Mannheim, 1843

(= Vaterländische Hefte über innere Angelegenheit für das Volk 2)

insbesondere S. 116 und 173, aber auch S. 3, 33, 82, 121, 174, 186 etc. Interessant auch S. 45: (bez. Schwetzingen) „Es fiel auf, daß der Gasthof zum Pfälzer Hof (Post), der einzige war, der kein Fähnlein... ausgestellt... hatte...“

siehe auch: Feier der ersten Anwesenheit Ihrer Königlichen Hoheiten des Großherzogs Leopold und der Frau Großherzogin Sophie in Mannheim, Mannheim, 1830:

Schärpen und Kokarden: S. 14, 17, 22, 26

Flaggen: S. 8, 16, 29, 75, 88, 117 und S. 20: „Die Gebäude... waren durch zahlreiche... wehende, gelb und rothe Fahnen... verziert.“

S. 24: „... erhob sich auf dem Haupt-Pavillon des Schlosses eine große Fahne von gelb und rother Farbe... Weiter konnte daher dieses Freudenzeichen gesehen werden.“

S. 49: „... ein beladenes Frachtschiff, auf dem eine gelb und rothe Fahne weht“;

S. 84: „Auf den zwei Masten des Schiffes und über dem Steuerruder wehten vier große Flaggen von den badischen Farben...“

S. 86: „Voraus fuhr ein Kahn... Er war mit ... einer roth und gelben Flagge geschmückt.“

¹⁰⁾ Emil Krumholz: Die Geschichte des Dampfschiffahrtsbetriebes auf dem Bodensee, Innsbruck, 1906, S. 93 ff.

¹¹⁾ Akten des Badischen Generallandesarchivs, Karlsruhe (236/8297)

¹²⁾ Akten des Badischen Generallandesarchivs, Karlsruhe (237/34232 und 236/8297)

¹³⁾ Krumholz, op.cit., S. 93

¹⁴⁾ Krumholz, op.cit., S. 505 ff., für spätere Verordnungen siehe auch: Dienstanweisung für den Betrieb der Bodensee-Dampfschiffahrt (BodDA) gültig vom 15. Jan. 1911, Bregenz, 1910

die beiden letzten bibliographischen Hinweise verdanke ich dem Stadtarchiv Konstanz.

Die Dokumente, die sich mit Schiffahrtsflaggen auf dem Rhein im Zeitraum zwischen 1803 und 1918 beschäftigen, erklären zwar rechtliche Zusammenhänge, geben aber über das Aussehen der Flaggen der Rheinuferstaaten keine befriedigende Auskunft.

— Rheinurkunden. Sammlung zwischenstaatlicher Vereinbarungen, landesrechtliche Ausführungsver-

ordnungen und sonstiger wichtiger Urkunden über die Rheinschifffahrt seit 1803.

Veranstaltet von der Zentral-Kommission für die Rheinschifffahrt mit Zustimmung der Regierungen von Baden, Bayern, Elsaß-Lothringen, Hessen, Niederland und Preußen

2 Bände (Teil 1: 1803—1860/Teil 2: 1860—1918)

's-Gravenhage/München/Leipzig, 1918
Band 1, S. 47 (Wiener Schlußakte vom 9. 6. 1815, Artikel 23) „Les bateaux et nacelles de l'octroi porteront le pavillon de celui des Etats riverains, auquel ils appartiennent; mais pour les désigner comme destinés au service de l'octroi, il y sera ajouté le mot RHENUS.“

Band 1, Seite 269 (Rheinschiffahrtsakte zwischen Baden, Bayern, Frankreich, Hessen, Nassau, Niederland und Preußen vom 31. 3. 1831, Artikel 107) „Die Schiffe und Nachen der Rhein-Zollverwaltung führen die Flagge desjenigen Staates, welchem sie angehören; jedoch zur Bezeichnung ihrer Bestimmung für die Rhein-Zollverwaltung, mit dem Zusatze des Wortes ‚RHENUS‘.“

Band 2, Seite 82 (Revidierte Rheinschiffahrtsakte zwischen Baden, Bayern, Frankreich, Hessen, Niederland und Preußen vom 17. 10. 1868 [„Mannheimer Akte“], Artikel 2, Absatz 3)

„Als zur Rheinschifffahrt gehörig soll jedes Schiff betrachtet werden, welches zur Führung der Flagge eines der Rheinuferstaaten berechtigt ist, und sich hierüber durch eine von der betreffenden Behörde ausgestellte Urkunde auszuweisen vermag.“

Demnach müßten badische Zolldienstflaggen mit einer Aufschrift „RHENUS“ verwendet worden sein.

— Sammlung der Gesetze und sonstigen Vorschriften bezüglich der Rheinschifffahrt in den Rheinuferstaaten Baden, Bayern, Elsaß-Lothringen, Hessen, Niederland u. Preußen, nach dem Stande am Schluss des Jahres 1888. Veranstaltet durch die Central-Commission für die Rheinschifffahrt... Frankfurt am Main, 1889.

Auch dieses Konvolut ist ein wichtiger Schlüssel zur Aufklärung der Flaggenführung auf dem Rhein. Leider dreht es sich in den meisten Fällen um Beschreibungen der Signalflaggen oder anderer spezieller Flaggen (S. 54, 56, 57, 100, 125, 138, 206, 246, 250, 254, 260, 262, 278, 308, 309, 311, 314, 369, 396: Flaggen auf Schiffen und Brücken, Flaggen auf Wahrschaunachen, Flaggen auf Baggermaschinen, Flaggen auf Schiffen mit Sprengstoffen etc.), während bezüglich der Landesflaggen nur auf Hessen und Preußen näher eingegangen wird, da nur diese Staaten betreffende Verordnungen erlassen zu haben scheinen.

Einen geschichtlichen Überblick und Bildvorlagen liefert auch Gerhard Dumke: Rhein- und Donau-

Flaggen in: Deutsches Schifffahrtsarchiv 2 (1978) S. 195—206 (= Schriften des Deutschen Schifffahrtsmuseums Band 9).

¹⁵⁾ August Holzmann: Badens Orden und Ehrenzeichen, Wappen, Standarten und Flaggen und die Uniformen der Großherzoglich Badischen Civil-Staats-Beamten, Karlsruhe, 1909, S. 156, Anmerkung 1.

¹⁶⁾ Holzmann, op. cit., S. 156, Anm. 1

¹⁷⁾ Brief des Badischen Generallandesarchivs (Karlsruhe) an den Verfasser (vom 25. 2. 1981).

¹⁸⁾ wie Anm. 17); — ein Schriftstück, welches wertvolle Auskünfte über die offizielle Beflaggung geben könnte, scheint verschollen zu sein: Flaggen und Wappen für die Bad. Consulate. Karlsruhe, 1855, 3 S., Autogr. und 1 Tafel.

¹⁹⁾ vgl. Archivbild des Generallandesarchivs Karlsruhe (GLA J/G: G 7) vom 18. 8. 1849, unterstes Bild, aber auch die kolorierte Federzeichnung von J. Heinrich Gräber, die beweist, daß am 10. 11. 1862 beim Schillerfest in Mannheim das Nationaltheater mit rot-gelben Flaggen geschmückt war.

(Abbildung in: Ausstellungskatalog „Das Nationaltheater Mannheim im 19. Jahrhundert“ des Städtischen Reiss-Museums Mannheim, 1979, Deckblatt.)

²⁰⁾ Werner Deppert: Mit Dampfmaschine und Schaufelrad. Die Dampfschifffahrt auf dem Bodensee 1817—1967, Konstanz, 1975, S. 76; zu weiteren rot-gelben Schiffsflaggen und -wimpeln vgl. auch S. 9/15/45/73; leider ist die Echtheit der Belege manchmal anzuzweifeln.

²¹⁾ Ansonsten auch Mattern/Neubecker, op. cit., S. 67 und Anmerkung 9b! „Mannheim aus der Vogelschau“, Bild des Mannheimer Reiss-Museums (ca. 1900).

Schon 1861 war es Sitte gewesen, bei feierlichen Anlässen einen Brückenkopf zu beflaggen:

„Bei der Einweihung der Kehler Rheinbrücke 1861 ließ Großherzog Friedrich von Baden neben den französischen und badischen Fahnen auch die deutschen schwarz-rot-goldenen Fahnen aufziehen.“ (Aus: Veit Valentin und Otfried Neubecker: Die deutschen Farben, Leipzig, 1928, S. 36.)

²²⁾ so z. B. die Flaggenkarte: Flaggen & Nationalfarben aller Laender & Völker, Leipzig, o. J. (um 1850), aber auch Holzmann, op. cit., S. 187, Anm. 1.

²³⁾ Akten des Badischen Generallandesarchivs, Karlsruhe (233/11362).

²⁴⁾ Hugo Gerard Ströhl: Deutsche Wappenrolle, Stuttgart, 1897, S. 89, aber auch S. 80, 81 und Tafel XIX. Siehe auch noch Textabschnitt B13 dieses Aufsatzes („Persönliche Flaggen und Standarten“).

^{24a)} Mattern/Neubecker, op. cit., S. 67; Quelle nicht zutreffend [Druckfehler?]

^{24b)} Unterhaltungsblatt der Badischen Presse

Karlsruhe, 22. Jahrgang, Nr. 72 vom 9. September 1906, S. 1.

²⁵⁾ vgl. Baden. Land — Staat — Volk 1806—1871. Herausgegeben vom Generallandesarchiv Karlsruhe in Verbindung mit der Gesellschaft für kulturhistorische Dokumentation, Karlsruhe, 1980, Abb. 42; das Original, welches ich in Augenschein genommen habe, bestätigt die Farbfolge Gelb-Rot bei den meisten der Flaggen. Siehe auch Anmerkung 9b!

²⁶⁾ beide Belege bei: Ernst Ochs: Badisches Wörterbuch. Vorbereitet von Friedrich Kluge (u. a.) (1961 ff. fortgesetzt von K. F. Müller und Gerhard W. Baur), Lehr in Baden, 1925 ff.

Band 1 (1925—40)

Band 2 (1942—74)

Band 3 (1975)

Belege: Band 2, S. 348

auch: „Was tändelt der Badner mit Gelb und Rot ...“ Gedicht von P. J. Siebenpfeifer, zitiert in Wentzcke, op. cit., S. 98.

²⁷⁾ Krumholz, op. cit., S. 24 — Mattern/Neubecker, op. cit., S. 67.

^{27a)} Albert Geiger: Friedrich der Gütige in: Barmer Zeitung, Sonntagsblatt zu Nr. 211 vom 9. 9. 1906.

²⁸⁾ vgl. am besten die Bildermappe: 150 Jahre Bodensee-Schiffahrt. Dampfschiffe vom Bodensee und Rhein. Herausgegeben von der Bundesbahndirektion Karlsruhe, o. J. (1977?) aber auch Deppert, op. cit.

²⁹⁾ B. E. Fröhlich/J. J. Tanner, kolorierte Lithographie (1845), Bild des Mannheimer Reiss-Museums und „Festzug bei der Einweihung der Kettenbrücke am 15. 11. 1845“, Druck im Besitz des Mannheimer Reiss-Museums.

^{29a)} Deppert, op. cit., S. 86, vorbehaltlich S. 87

³⁰⁾ Holzmann, op. cit., S. 25, Anm. 4 aber auch: Badische Fahnen ..., op. cit., S. 34/35

³¹⁾ Badische Fahnen ..., op. cit., S. 28/29

³²⁾ Akten des Badischen Generallandesarchivs, Karlsruhe (60/1473)

³³⁾ „Neckar-Schiff-Brücke in Mannheim“, Ölgemälde von J. F. Voigt (1834; Mannheimer Reiss-Museum)

„Freihafen mit Stadtansicht“, Aquarell von Louis Bleuler (1837), Bild des Mannheimer Reiss-Museums

„Stadtansicht (Mannheims, Anm.) um 1850“, Aquarell von L. Hoffmeister, Bild des Mannheimer Reiss-Museums.

^{33a)} H. C. Steenbergen: Vlaggen van alle natiën, opgedragen aan Z. K. H. Prins Hendrik der Nederlanden. — Pavillons de toutes les nations. — Flags of all nations. Amsterdam, 1865, Nr. 276, „Ducal Flag“. Mattern/Neubecker, op. cit., S. 67.

³⁴⁾ Bildermappe, op. cit., und Deppert, op. cit., S. 9 (?)/80/82/85

^{34a)} „Der Freihafen zu Mannheim“ um das Jahr 1840 Wild, op. cit., S. 72

³⁵⁾ Mattern/Neubecker, op. cit., S. 67

und C. Desjardins: Tableau comparatif de la grandeur de la population absolue et relative, des forces de terre et de mer de tous les états du monde avec leurs couleurs nationales, c. à d., drapeaux, pavillons et cocardes“ Wien, 1833

[Ziffer 9]: C. Desjardins: Ausführliche Darstellung der Staaten aller Weltteile hinsichtlich ihrer Größe, Einwohnerzahl und Bevölkerungsdichtigkeit, nebst Flaggen und Cocarden, Wien, 1855

[Ziffer 10]: H. C. Steenbergen, op. cit.

^{35a)} Wild, op. cit., S. 72; Siehe Anm. 38a!

³⁶⁾ Bildermappe, op. cit., (Bild „Max Joseph“); zu badischen Mehrfachstreifenflaggen vgl. die Abbildungen bei Deppert, op. cit., S. 35/77/79.

³⁷⁾ Deppert, op. cit., S. 25

^{37a)} Johann Siebmachers großes und allgemeines Wappenbuch in einer neuen, vollständig geordneten und reich vermehrten Auflage mit heraldischen und historisch-genealogischen Erläuterungen. In Verbindung mit mehreren ... herausgegeben von Otto Titan von Hefner, Nürnberg, 1856—1961

Band 1, Abteilung 6: Flaggen. Bearbeitet von A. Maximilian Gritzner, Nürnberg, 1878, Seite 3.

³⁸⁾ Akten des Badischen Generallandesarchivs, Karlsruhe (233/11362) Seite 21/22; Der Text wurde behutsam geglättet.

^{38a)} Besonders gut belegt bei Wild, op. cit., S. 72 „Der erste große Rheindampfer erhält seine Weihe durch Großherzog Leopold und seine Gemahlin Sophie zu Schröck (Leopoldshafen).“ [14. 10. 1837] An Land wehen rot-gelbe Flaggen; das Schiff führt zwei Flaggen in der horizontalen Farbfolge „gelb-rot-gelb-rot-gelb-rot-gelb“.

³⁹⁾ Flaggenverordnung vom 17. 12. 1891, bekanntgemacht im Staatsanzeiger für das Großherzogtum Baden, 1891, Nr. 39, S. 397.

⁴⁰⁾ sämtliche Beschreibungen der Flaggen bei Holzmann, op. cit., S. 156, Anm. 2; die Flagge des Großherzogs wurde möglicherweise auch als quadratische Standarte geführt; vgl. Die Flaggen der Kriegs- und Handels-Marinen aller Staaten der Erde, Leipzig, 1908.

⁴¹⁾ Staatsanzeiger, op. cit., S. 397

⁴²⁾ Akten des Badischen Generallandesarchivs, Karlsruhe (233/11362), Seiten 343/345/369-374.

^{42a)} Mattern/Neubecker, op. cit., S. 68

⁴³⁾ Victor Mezger iun.: Orts- und Stadtfahnen in: Mein Heimatland 2, 1915, S. 13.

⁴⁴⁾ Mezger, op. cit., S. 14

⁴⁵⁾ Badisches Wörterbuch, op. cit., Band 2, S. 14 (Lemma Farbe): „badisch Farb ‚kaukasische Gemswurz, *Doronicum caucasicum*‘ ... Der Name zielt auf die gelb-rote Blüte.“

Und freundlicher Brief von Dr. Gerhard W. Baur

(Redaktion des Badischen Wörterbuches) vom 6. 2. 1981 an den Verfasser: „Kokarden-blume f. ‚gelbrote Tagetes, gleicht der badischen Kokarde‘ 1922 Ettenheim.“

Des weiteren „*badischrot*, ein roter Farbstoff, der aus den ausgepreßten Stengeln der chines. Zuckerhirse (Sorghum saccharatum ...) dargestellt wird ...“ in: Brockhaus' Konversations-Lexikon, Leipzig, Berlin, Wien, 1898, Band 2, S. 278

auch Badisches Wörterbuch, op. cit., Band 2, S. 349

Lemma Gelbfüßler, Absatz 2b: „die Badener überhaupt, weil in ihren Landesfarben Gelb vorherrscht.“

⁴⁶⁾ veröffentlicht im Badischen Gesetz- und Verordnungsblatt, 1921, S. 45 f. (§ 8). Stiefel verwechselt die Begriffe Landesfarben und Landesflagge, wenn er fälschlicherweise schreibt: „Die Landesfarben waren — wie früher — Gelb-Rot-Gelb.“ (Karl Stiefel: Baden 1648—1952, 2 Bände, Karlsruhe, 1977, S. 331; vgl. aber auch S. 240, 396.)

⁴⁷⁾ Diesen Sachverhalt schilderte mir freundlicherweise Dr. John vom Bad. Generallandesarchiv in einem Brief vom 14. 10. 1980; Abbildungen sind zu finden bei:

Wappen und Flaggen des deutschen Reichs und der deutschen Länder. Herausgegeben vom Reichsministerium des Innern Berlin, ²1929, Seite 4/Tafel V.

⁴⁸⁾ In der „Zweiten Verordnung zur Durchführung des Reichsflaggengesetzes“ vom 28. 8. 1937 (Reichsgesetzblatt 1937 S. 911 bzw. 1939, Seite 1088) wurde in § 2 Ziffer 3 ausdrücklich das Setzen von Landesflaggen durch Privatpersonen untersagt. Zuvor schon hatte ein Runderlaß des Reichs- und Preussischen Ministers des Innern Entsprechendes für die Länder und Provinzialverbände bestimmt (16. 9. 1935).

Zu letzterem: G. Kaisenberg: Artikel „Flaggenrecht“ in: Die Rechtsentwicklung der Jahre 1933 bis 1935/36 (Ergänzungsband zum Handwörterbuch der Rechtswissenschaft, zugleich Band VIII). Die Schilderung des gesamten Sachverhaltes verdanke ich Herrn Dr. Gerhard Dumke, Oberhausen/Rheinland, der mir freundlicherweise auch eine Skizze der Badischen Staatskanzlei, die KFZ-Standarte des Staatspräsidenten des Landes Baden betreffend, zur Verfügung stellte.

Aufgrund von Skizzenmaterial, welches mir freundlicherweise Herr Dr. Ottfried Neubecker aus Wiesbaden übersandte, geht allerdings hervor, daß noch im Jahre 1933, also schon nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten ein badischer Autowimpel für die Polizei existierte. Es war ein dreieckiger länglicher weißer Ständer, an dessen beiden Längsseiten je ein gelber (außen) und roter (innen) Randstreifen verlief. In dem wei-

ßen Feld befand sich der badische Wappenschild, gehalten von einem Greifen mit gespreizten Flügeln, auf dessen Brust das Hakenkreuz aufgelegt war.

Aus dem Karteimaterial von Herrn Dr. Neubecker ist weiterhin ersichtlich, daß ein badischer Polizeiwimpel aus der Zeit nach 1918 ein auf gelb-rot-gelbem Grund aufgelegtes, stark zum Liek hin verschobenes schwarzes „P“ zeigte.

⁴⁹⁾ Artikel 55, Absatz 1 und 2 der Verfassung des Landes Baden vom 22. Mai 1947, abgedruckt im Regierungsblatt der Landesregierung Baden, 2. Jahrgang, Nr. 21 vom 28. 5. 1947, Seite 133.

⁵⁰⁾ Die Dienstflagge scheint nur auf dem Papier existiert zu haben. Falls es sie gegeben hat, scheint sie außerordentlich selten zur Anwendung gekommen zu sein.

Auch ist sie erst später bestimmt worden, denn am 10. 11. 1948 galt noch: „Eine besondere Dienstflagge ist noch nicht eingeführt.“ (Akte A2/9317 des Staatsarchivs Freiburg i. Br.)

⁵¹⁾ wie Anm. 49, jedoch in Absatz 3 der Verfassung beschrieben: „Das Staatswappen besteht aus einem goldenen, mit einem roten rechten Schrägbalken belegten Schild, der von zwei silbernen Greifen gehalten wird.“

⁵²⁾ Verfassung des Landes Württemberg-Baden, bekanntgemacht im Regierungsblatt der Regierung Württemberg-Baden, 1946, S. 282

und: Landesname, Landeswappen und Landesfarben des südwestdeutschen Bundeslandes. Bericht der Württembergischen Archivdirektion, Gutachten des Badischen Generallandesarchivs Karlsruhe, des Staatsarchivs Sigmaringen und der württembergischen Archivdirektion Stuttgart Stuttgart o. J. (1952) Seite 12

und: Karl Otto Müller: Das Landeswappen Württemberg-Baden in: Staatsanzeiger für Württemberg-Baden 5 (1951) 1,1 (auch die Flagge behandelt)

und: Wentzcke, op. cit., S. 166

und: Richard Schmidt: Das württembergisch-badische Landeswappen, in: Schwäbische Heimat 1 (1950), Heft 5, Seite 223 (auch die Flagge behandelt).

⁵³⁾ Alois Friedel: Deutsche Staatssymbole. Herkunft und Bedeutung der politischen Symbolik in Deutschland. Frankfurt, Bonn, 1968, S. 40.

⁵⁴⁾ Reinhold Schneider: Verhüllter Tag. Freiburg im Breisgau, 1959, S. 169.

Nicht unbedingt zum Thema gehörend, aber dennoch interessant als Kontrast zu Schneiders Sicht der Farbensymbolik ist ein Absatz aus: Peter Lahnstein: Württemberg anno dazumal. Streifzüge in die Vergangenheit, Stuttgart, 1964, in welchem über die württembergischen Flaggenfarben gesagt wird: „... die Landesfarben wechselten; an die

Stelle der alten Farben schwarz und goldgelb trat die neue Fahne schwarz-rot ... ein wenig düster und wie vom Temperament des Königs gefärbt.“ (S. 91; bezieht sich auf 1817)

sowie: „Schon die württ. Landesfarben schwarz-rot waren ein Mißgriff und heraldisch falsch. (Zwei Farben — zudem zwei schlecht zusammenpassende und trist aussehende, ohne Fernwirkung ...)“ vgl. Felix Schuster: Ein neues Landeswappen

in: Schwäbisches Heimatbuch, Stuttgart, 1949 S. 103

^{54a)} Josef Wirth: Wohin, wohin Badnerland? Alarm und Kampf. Freiburg i.Br., 1950, S. 4 und 17.

⁵⁵⁾ Diesen Sachverhalt schilderte mir dankenswerterweise Dr. Paul Sauer (Hauptstaatsarchiv Stuttgart) in einem Brief vom 14. 11. 1980

vgl. auch: Baden 1945—1951 was nicht in der Zeitung steht (anonym), Darmstadt, 1951 (Einbandtitel: Baden von 1945 bis 1951 ...) S. 34: „Es war gleichsam eine offizielle Staatspropaganda. Die Beamten, die Polizei und die Feuerwehr mußten daran (i.e. an den verschiedenen Veranstaltungen, Anm. d. Verf.) teilnehmen, man zeigte Uniformen und die badischen Farben ...“

⁵⁶⁾ Leserbrief von R. H. in Karlsruhe; Leserumfrage der Badischen Neuesten Nachrichten, Karlsruhe, vom 14. und 28. 10. 1949.

⁵⁷⁾ wie Anm. 55)

⁵⁸⁾ so z.B.: Die Entstehung des Bundeslandes Baden-Württemberg. Eine Dokumentation. Bearbeitet von Paul Sauer, herausgegeben vom Landtag von Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Ulm, 1977

Die Abbildungen der Flagge befinden sich auf den Seiten 114, 138 und 143.

⁵⁹⁾ Vorträge zur Landtagsausstellung „25 Jahre Baden-Württemberg. Rückblick auf die Entstehung des Bundeslandes“. Herausgegeben vom Landtag von Baden-Württemberg. Stuttgart, o. J. (1978?) S. 13.

^{59a)} Friedrich Metz: Rheinschwaben. Heidelberg, 1948, S. 131

⁶⁰⁾ Baden mit/ohne Württemberg. Sonderbeilage der Rhein-Neckar-Zeitung, Heidelberg, anlässlich des Volksentscheids am 7. 6. 1970 (Ausgabe vom 30./31. Mai 1970), S. 1.

⁶¹⁾ zitiert nach: Leo Wohleb — der andere politische Kurs. Dokumente und Kommentare. Herausgegeben von Paul-Ludwig Weinacht in Verbindung mit Maria Wohleb und Hans Maier. Freiburg im Breisgau, 1975, Seite 109/110.

⁶²⁾ Arnold Rabbow: DTV-Lexikon politischer Symbole. München, 1970, S. 36 und Mannheimer Morgen, Mannheim, vom 26. 6. 1959, Seite ? : „Diejenigen unter der gelb-rot-gel-

ben Fahne des Badener Landes ...“

⁶³⁾ zur Landesflagge und den Landesfarben Baden-Württembergs siehe:

a — Artikel 24, Absatz 1 der Verfassung des Landes Baden-Württemberg vom 11. 11. 1953, bekanntgemacht im Gesetzblatt für Baden-Württemberg (Jahrgang 1953) S. 176; Wappen und Dienstflaggen:

Gesetzblatt für Baden-Württemberg (Jg. 1954) S. 69, 70, 139—142

b — Wappen und Flaggen der Bundesrepublik Deutschland und der Bundesländer. Herausgegeben vom Bundesministerium des Innern. Köln, Berlin, Bonn, München, ³1981 S. 41/Tafel V

c — Landesname ..., op. cit.

d — Klemens Stadler: Deutsche Wappen. Bundesrepublik Deutschland. Band 8: Die Gemeindewappen des Bundeslandes Baden-Württemberg. Bremen, 1971, S. 3 ff.

e — H. Neu: Wappen und Flaggen deutscher Länder, in: Informationen zur politischen Bildung 66/67, herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung, Mai/Juni 1958

f — Flaggen-Wappen-Orden. Symbole im demokratischen Staat. in: Informationen zur politischen Bildung, Heft 176 (1978). Sonderbeilage

g — Oskar Farny (Hrsg.): Die Wappenteppiche im Haus des Landes Baden-Württemberg in Bonn. (Texte: Max Miller u. Hansmartin Decker-Hauff.) Stuttgart, Bonn. — (Stuttgart, 1956) = Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 3

h — Rudi Keller: Schwarz-Gold. Die neuen Landesfarben sind die Farben des Herzogtums Schwaben seit den Hohenstaufen und auch die Farben des alten Heiligen Reiches, in:

Nachrichtenblatt der öffentlichen Kultur- und Heimatpflege im Regierungsbezirk Südbaden, 4 (1953) Nr. 11/12, S. 3—4

i — Max Miller: Das neue Landeswappen ... und hierzu einige Worte der Erläuterung von Rudi Keller, in:

Nachrichtenblatt, op. cit. Heft 5 (1954) S. 24—26 (S. 26: der Gelb-Ton der Landesflagge)

j — Wentzcke, op. cit., S. 166/167

k — [Ottfried Neubecker]: Literaturmaterial zur Silberbarren-Sammlung „Die Flaggen der Bundesländer“ der Franklin Mint, Internationale Münzkunst GmbH, München-Ottobrunn (1976).

⁶⁴⁾ Landesname ..., op. cit., S. 12 und 15

⁶⁵⁾ wie Anmerkung 55 und:

— Landesname ... op. cit., S. 16

— Keller, op. cit., S. 3

— Hans Einsle: Baden-Württemberg von A—Z. Tübingen/Basel, 1979, S. 178 (Lemma Landesfarben).

⁶⁶⁾ Landesfarben: 11. 11. 1953

Landeswappen: 3. 5. 1954

siehe auch Keller, op. cit., S. 3

^{66a}) Christian F. Pedersen: „Die Farben entstammten dem Wappen der Hohenstaufen und des Herzogtums Schwaben ...“

(Christian Pedersen: Internationales Wappen- und Flaggenlexikon in Farben. Berlin, 1970, S. 155

ebenso Neu, op. cit., S. 5: „Die Flagge ... entsprechend den Farben des Wappens ...“

^{66b}) Landtag von Baden-Württemberg: Beilage 84 (ausgegeben am 14. Dezember 1953): Entwurf eines Gesetzes über das Wappen des Landes Baden-Württemberg — Begründung S. 115

Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe, Abtl. K: B: 15.

⁶⁷) Mannheimer Morgen, Mannheim, vom 8. Juni 1970, Seite 2.

⁶⁸) vgl. Deckblatt zu: Informationen zur Baden-Frage. Der Kampf der Badener um Recht und Demokratie. Redaktion: Klaus E. R. Lindemann, Karlsruhe, 1970

und Wahlplakat, abgebildet in: Informationen zur politischen Bildung 169, [1976], S. 25.

⁶⁹) Amadeus Siebenpunkt (recte Hubert Doerschuck): Deutschland deine Badener. Hamburg, 1975, Seite 7.

⁷⁰) Siebenpunkt, op. cit., S. 15

⁷¹) Schönes Baden. Eingeleitet und erläutert von Franz Schneller. Frankfurt am Main, 1964 (²1969 durchgesehen von Günther Imm recte Heinz Bischof) S. 13; = Deutschland im Bild 13.

⁷²) Badische Geschichte. Vom Großherzogtum bis zur Gegenwart. Herausgegeben von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. Stuttgart, 1979, Seite 282.

⁷³) Baden. 1000 Jahre europäische Geschichte und Kultur. Herausgegeben von Helmut Bender. Konstanz, 1977, Vorwort.

^{73a}) Laut Gritzner, op. cit., Tafel 6 „schwarzpurpurrot“; „Schwarz-Dunkelrot“ laut Hugo G. Ströhl: Wappen und Flaggen des Deutschen Reiches und seiner Bundesstaaten (1871—1918). Nach den Tafeln von 1897 zusammengestellt und erläutert von Jürgen Arndt, Dortmund, ²1979, S. 94.

^{73b}) Die ursprüngliche Flagge der preußischen Provinz ‚Hohenzollernsche Lande‘ war weiß über schwarz horizontalgestreift,

vgl. die königliche Verordnung vom 22. 10. 1882 bezüglich der Landesfarben; in:

Deutscher Reichs-Anzeiger und Königlich Preussischer Staats-Anzeiger Nr. 264 (Berlin, 9. November 1882)

vgl. auch Siebmacher, op. cit., Band I. 1. V, Heft 22. Nürnberg (ca. 1928), Seite 2 und Tafel 2.

^{73c}) Bei der Übergabe der ehemaligen DB-Strecke Meckesheim-Aglasterhausen an die SWEG (18. 1. 1982) wurde der Zug mit einer badischen Fahne begrüßt.

(Süddeutscher Rundfunk, Studio Karlsruhe: „Nahaufnahmen“ vom 18. 1. 1982 und 28. 1. 1982).

⁷⁴) Bildmaterial in: Landtag von Baden-Württemberg. Herausgegeben vom Landtag von Baden-Württemberg. Stuttgart, ²1979, Seite 87 und: 25 Jahre Verfassung des Landes Baden-Württemberg. Herausgegeben vom Landtag von Baden-Württemberg. Stuttgart, 1979, Umschlaginnenseite.

⁷⁵) Stadler ..., op. cit., S. 21

⁷⁶) Vorträge ..., op. cit., S. 61

Auch Südholland (niederländische Provinz Zuid-Holland, Hauptstadt: 's-Gravenhage) führt seit dem 22. Juni 1948 eine gelb-rot-gelbe Flagge. Diese Flagge ist mit der badischen nicht verwandt; ihre Farben gehen auf das alte holländische Wappen („de rode leeuw, staande op het gouden veld“: roter Löwe auf goldenem Feld) zurück.

Buchbesprechungen

Franz Laubenberger, Breisgau-Archivalien im Staatsarchiv Modena (1797–1807) — Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau, Heft 16 — Im Selbstverlag des Stadtarchivs Freiburg i. Br./1980. 68 Seiten, 8 Abbildungen.

Hinter dem Titel verbirgt sich nicht nur das Repertorium eines 1921 irrtümlich von Wien an Modena ausgehändigten Bestandes Freiburger, Breisgauer und Ortenauer Archivalien aus der Zeit von 1797 bis 1807, sondern auch eine kurzgefaßte Geschichte dieses im fernen Italien seltsam anmutenden Aktenmaterials, das vor allem Landes- und Ortshistorikern des Breisgaus und der Ortenau empfohlen wird. Nach dem Verlust der italienischen Besitzungen (Frieden von Campo Formio) erhielt der Herzog von Modena den Breisgau und den vorderösterreichischen Teil der Ortenau als Entschädigung übertragen. Diese zehnjährigen Herrschaftsverhältnisse unmittelbar vor der Entstehung des Großherzogtums Baden beachtete man kaum, bis der Freiburger Bundestagsabgeordnete Dr. Hermann Kopf 1958 seinen bahnbrechenden Aufsatz „Die Stadt Freiburg und der Breisgau unter der Herrschaft des Herzogs von Modena“ (Schau-ins-Land-Jahrbuch des Breisgau-Geschichtsvereins Nr. 76, S. 82–109) schrieb. Danach ergab sich fast von selbst, daß die Stadt Freiburg die wichtigen Archivbestände in Modena zunächst provisorisch sichten, 1979 dann vollständig erfassen ließ. An juristischen Schwierigkeiten scheiterte bisher bedauerlicherweise die Rückgabe der wenig sinnvoll nach Modena abgeschobenen, dort eigentlich deplazierten 27 Aktenbündel. Die modenensische Archivdirektion ist jedoch offensichtlich zu jedem Entgegenkommen bereit, wenn Interessenten anhand der von Dr. Laubenberger angeführten Sachtitel und Signaturen Archivmaterial auf Mikrofilm bestellen möchten.

Das „Verzeichnis der Archivalienbestände“ bietet wie in einem Kaleidoskop ein buntes Bild historischer Ereignisse und kleiner Vorgänge des täglichen Lebens jenes in solchen Niederschriften eingefangenen Zeitabschnitts der modenensischen Herrschaft in Südwestdeutschland. Es ist unmöglich, auch nur annähernd anzudeuten, was alles in den Aktenpaketen von Modena steckt. Wer lokal- oder landesgeschichtlich im Breisgau arbeiten will, wird künftig gezwungen sein, in dem vom Freiburg

Stadtarchiv herausgegebenen Heft nachzusehen, was das Staatsarchiv Modena für ihn enthält. Ein hilfreiches Namens-, Orts- und Sachregister erleichtert die Sucharbeit sehr. Dr. Franz Laubenberger legte ein fachgerechtes, mustergültiges Nachschlagewerk über die archivalischen Unterlagen der modenensischen Herrschaft im Breisgau vor, die als unentbehrliche Ergänzung zu den in Freiburg und Karlsruhe archivierten Urkunden und Aktenbestände nicht mehr außer Betracht gelassen werden dürfen.

Hermann Brommer

Neue Bücher aus dem Verlag G. Braun, Karlsruhe

1. Mit Goethe am Oberrhein

Goethes 150. Todestag im März 1982 wirft seine Schatten voraus. Die Verlage bereiten sich auf dieses Ereignis vor. Auch der Braun-Verlag, Karlsruhe, leistet mit „Goethe am Oberrhein“ seinen Beitrag. In der Einleitung zu dem vorgelegten Werk fragt Georg Richter: „Warum zum unübersehbaren Goethe-Schrifttum eine weitere Publikation?“ Und er gibt auch die Antwort: „Goethes Leben und Werk sind so unerschöpflich, daß sich jede Epoche und jede Generation das ihr Gemäße und Förderliche entleihen könnte, wenn sie im einzelnen nach einem menschlichen Vorbild sucht oder nach umfassender Bildung strebt.“ Das ist gewiß richtig und nicht nur ein Thema für Germanisten. In diesem Buch geht es aber nicht um philosophische Auseinandersetzung oder gar um die Interpretation von Goethes Werken, sondern um eine Berichterstattung, um eine Bestandsaufnahme seiner verschiedenen Aufenthalte am Oberrhein. Die Bedeutung dieser Aufenthalte in Baden, der Kurpfalz, der Schweiz und im Elsaß für Goethes Leben und Werk wird in dieser erschöpfenden Zusammenfassung deutlich gemacht. Eine hochinteressante Lektüre! Das Buch fußt auf den Arbeiten des unvergessenen Ersten Bibliotheksrates der Bad. Landesbibliothek, Prof. Wilhelm Engelbert Oeftering. Auszüge aus seinem Manuskript wurden bereits 1960 in der Zeitschrift „Baden, Monographie seiner Städte und Landschaften“ unter dem Titel „Goethe am Oberrhein“ veröffentlicht.

Jetzt wird erstmals das ergänzte und korrigierte Gesamtmanuskript vorgelegt. Da Oeftering Goethes Aufenthalt im Elsaß nur streifte, hat Georg Richter dieses Kapitel neu erarbeitet und dem Oefteringschen Manuskript beigelegt. Der Übergang gelang nahtlos. Nach Einleitung, Zeitafel und Ortsangaben enthält das Buch folgende Kapitel: 1. Im Elsaß (u.a. Das Wunder des Münsters, Von deutscher Baukunst, Herders Einfluß, Johann Daniel Schöppflin, Jakob Michael Reinhold Lenz, Friederike Brion, Goethes Sesenheim-Erzählung, Gedichte und Lieder für Friederike). 2. Die Aufenthalte bis 1815 (u.a. Mannheim, Karlsruhe 1775, Porträt der Schwester Cornelia, Entscheidung für Weimar, 2. Reise in die Schweiz, auf der 3. Schweizer Reise). 3. Zwischen den Zeiten (u.a. der Rezensent Goethe, z.B. aus der berühmten Rezension der Gedichte Hebels, die Sammlung Boisserée in Heidelberg, Spiegelungen des Kunsterlebnisses, die Heidelberger und Goethe, erste Bekanntschaft mit Marianne v. Willemer.) 4. Letzter Besuch am Oberrhein (u.a. Wiedersehen mit Marianne v. Willemer, nochmals Karlsruhe, Abschied für immer.) Ein Literaturverzeichnis und Personenregister schließen den ausgezeichnet aufgemachten Band ab.

Was dieses Buch so wertvoll macht, ist die komplexe Darstellung der Goethe-Aufenthalte in der oberrheinischen Region. Der Dichter und seine Zeitgenossen kommen zu Wort, z.B. in Tagebüchern, Reisenotizen, Briefen, aufzeichneten Gesprächen. Entsprechendes, reiches Bildmaterial unterstützt den Text, der mit großer Sachkenntnis erarbeitet und zusammengefügt wurde. Dieses Buch hat Aufforderungscharakter. Es fordert nicht nur auf, wieder einmal intensiv nach „dem Goethe“ im Bücherschrank zu greifen, es veranlaßt auch, die Landschaft um den Oberrhein und ihre Kultur mit sehenden Augen zu betrachten und sie sich neu zu erschließen bis hin zu der Beschäftigung mit Cornelia, der unglücklichen Schwester Goethes, die auf dem Emmendinger Friedhof ruht. So erweist sich auch in dieser Schrift Goethe als ein großer Anreger.

Mit Goethe am Oberrhein, Baden, Kurpfalz, Schweiz von Wilhelm E. Oeftering, Elsaß von Georg Richter, 288 Seiten, G. Braun, Karlsruhe 1981, 32,— DM

2. Oberrheinische Texte

Das Barockjahr hat den Verlag G. Braun, Karlsruhe, dazu veranlaßt, eine Schriftenreihe unter dem Überbegriff „Oberrheinische Texte“ herauszubringen. Unter der Redaktion von Georg Richter und Dr. Rudolf Stähle wird der Versuch gemacht, in gut ausgestatteten und im Format handlichen Bändchen dem Leser wesentliche Zeugnisse

aus der Literatur jener Zeit in einer feinen Auswahl wieder nahe zu bringen. „Was Bibliotheken als Schätze hüten und nicht oder nur unter Schwierigkeiten ausleihen, was sich in dickleibigen Gesamtausgaben an heute noch Ergötzlichem versteckt, das soll in dieser Reihe dem heutigen Leser wieder zugänglich gemacht werden.“ So die verpflichtenden Worte im Prospekt, welcher der Verlag der Reihe mit auf den Weg gab. Um es vorweg zu sagen, die drei erschienenen Bändchen rechtefertigen das Vorhaben, und die getroffene Auswahl aus der reichen Literatur erscheint glücklich. Ist es an sich schon ein Verdienst, Gottlieb Konrad Pfeffel, Liselotte von der Pfalz und Abraham a Sancta Clara wieder einmal in das öffentliche Interesse zu rücken, so ist es außerdem gelungen, in einer sorgfältigen Auswahl aus der literarischen Hinterlassenschaft dieser drei großen Persönlichkeiten diese in einem neuen Lichte zu zeigen. Das ist außerordentlich interessant, und manche Klischeevorstellung geht beim Lesen über Bord. Schon die Titel der Bändchen zeigen Richtung und Ziel der Herausgeber.

a) „Ich aber weiß, was Freiheit ist“, Fabeln, Poesie und Prosa des Gottlieb Konrad Pfeffel, Auswahl und Einleitung Dr. Hermann Ebeling,

b) „Bei Hofe weint man nicht“, die zensierten Tränen der Liselotte von der Pfalz, Auswahl und Einleitung Kurt Gayer,

c) „Heiteres Gemisch-Gemasch“, aus den Predigten und Schriften des Abraham a Sancta Clara, Auswahl und Einleitung Dr. Ludwig Klein.

Alle Einleitungen sind glänzend geschrieben. So erscheint Pfeffel nicht als Idylliker, sondern als kritischer und oft beißend satirischer Kopf, der seine Zeitkritik in Fabeln und Geschichten kleidet. Liselotte v. d. Pfalz erweist sich als gescheite, innerlich unabhängige Frau, die ihr schweres Los in einer Art trägt, die hohe Achtung erzwingt. Und Abraham a Sancta Clara bleibt der wortgewaltige barocke Prediger, der den Menschen und ihrer Zeit den Spiegel vorhält, „ein unerschöpflicher Geschichtenerzähler bester alemannischer Tradition“ (Ludwig Klein).

Jeder Band (120 Seiten mit zeitgenössischen Bildern) kostet 14,80 DM
Ludwig Vögely

Ernst Wilhelm Graf von Lynar, Schloß Heiligenberg — Großer Kunstführer Nr. 87/1981 — Verlag Schnell und Steiner, München — 48 Seiten mit 20 farbigen und 28 Schwarzweiß-Abbildungen. Fotos von Kurt Gramer.

Ohne Zweifel ist das Schloß Heiligenberg „eines der bedeutendsten Baudenkmale der deutschen Renaissance“. In die Reihe der Großen Kunstfüh-

rer aufgenommen zu werden, war daher mehr als berechtigt. Graf Lynar schrieb zu dem großzügig und instruktiv bebilderten Heft einen guten historischen Einleitungstext, der aus der Sicht der Schloßherrschaft sachkundig die Geschichte des „mons sanctus“ als alten Mittelpunkt der an das Ostufer des Bodensees grenzenden Linzgaugrafschaft erklärt: Die alten Heiligenberger als Erbauer, die Werdenberger als Behaupter, die Grafen und Fürsten von Fürstenberg als Erneuerer von Burg und Herrschaft.

Zur Kunstgeschichte des Schlosses können aus den dreisprachigen Bildunterschriften (deutsch, englisch, französisch) knappe Hinweise auf Bausituation, bildliche Darstellungen, einzelne Künstler und Datierungen entnommen werden. Auch Baumeister Jörg Schwarzenberger aus Landsberg als Schöpfer des wohl 1584 vollendeten „Rittersaals“ und Bildhauer Ulrich Glöckler, Überlingen, als Schnitzer der reichen, dem Festsaal vergleichbaren Schloßkapelle von 1607 (Westflügel) werden im Einleitungstext genannt. Ausführungen über die Besonderheiten des Schlosses, über die schon im Klappentext angekündigten „bekanntesten Kunsthandwerker“ und „hervorragenden Künstler“, Erklärungen des „Rittersaals“ (mit seinen Holzarten, Schnitzereien und allegorischen Darstellungen) und der Schloßkapelle möchte man sich jedoch noch hinzuwünschen. „Schloß Heiligenberg“, als schönes Bildheft gedacht und ausgestattet, würde durch ein ausführlicheres kunstgeschichtliches Kapitel noch an Wert gewinnen. Hermann Brommer

Hans H. Hofstätter, Donaueschingen — Die Fürstlich-Fürstenbergischen Sammlungen — Großer Kunstführer Nr. 81/1980 — Verlag Schnell & Steiner, München — 96 Seiten mit 55 z. T. farbigen Abbildungen. Fotos von Kurt Gramer.

Eine der bedeutendsten privaten Kunstsammlungen Deutschlands wird mit ihren Meisterwerken des späten Mittelalters, der Renaissance, des Barock und des 19. Jahrhunderts vorgestellt. Wahrscheinlich gibt es für keine deutsche Gemäldesammlung einen Führer, der — nach einer allgemeinen Einführung — die wichtigsten Werke (Crnach, Holbein, Grünewald, Meister von Meßkirch und Sigmaringen, Ulmer Schule u. a.) ikonographisch so vorbildlich aus dem neusten Forschungsstand deutet. Die einzelnen kleinen Kapitel sind Kabinettstücke, denen die Erfahrung des Freiburger Museumsdirektors Dr. Hofstätter anzumerken ist.

Verlagsfotograf Gramer steuerte Farbaufnahmen bei, die alle bisher bekannten Abbildungen der Donaueschinger Meisterwerke übertreffen. Auch

in der Druckqualität ein mustergültiger Band, der keinen wissenschaftlichen Katalog des Kunstbesitzes ersetzen, sondern den Betrachtern die Botschaft der Bilder erkennbar machen will. Vielleicht ließe sich bei einer Neuauflage noch ein Wunsch erfüllen, und zwar der, am Schluß des Heftes noch eine einfache Liste der Künstlernamen mit allen in den Fürstenbergssammlungen vorhandenen Werken (und deren Datierung) anzuhängen.

Hermann Brommer

Hans H. Hofstätter, Die Graue Passion von Hans Holbein d. Ä. in den Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen Donaueschingen — Kleiner Kunstführer Nr. 1261/1981 — Verlag Schnell & Steiner, München — 24 Seiten mit vier farbigen und zwölf schwarzweißen Abbildungen. Zeichnungen zur Rekonstruktion: Klaus Fuchs, Freiburg. Fotos: Kurt Gramer (Verlag).

Einem Hauptwerk der Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen in Donaueschingen widmete der Freiburger Museumsdirektor Dr. Hofstätter einen eigenen sach- und fachkundigen Führer. Hans Holbein d. Ä. schuf um 1495 für das Stift St. Ulrich und Afra in Augsburg die sogenannte Graue Passion, einen Zyklus von zwölf quadratischen Bildtafeln, die in Dreiergruppen auf den Vorder- und Rückseiten von zwei Altarflügeln ein vermutlich geschnitztes Hauptbild des Christus am Kreuz flankierten. Daß der Prior (und spätere Abt) Konrad Mörlin vom Maler gleich dreimal als Auftraggeber und nachdenklicher Betrachter den Leidensszenen hinzugefügt wurde, erleichterte Lokalisierung und Datierung des Werkes. Wer denkt da nicht an den Parallellfall des auftraggebenden Priors und Abtes Johannes Spilman von St. Blasien, den der Meister HL um 1518/20 in der Predella des Niederrotweiler Schnitzaltars bei der Zwölfbotenszene ebenfalls als Betrachter verewigt hat? Oder an den kurz vor der Grauen Passion entstandenen Blaubeurer Schnitzaltar der Ulmer Meister Michel und Gregor Erhart, die ihrem Hauptwerk in einem kleinen Flügelaufsatzstück das Bildnis des bestellenden Abtes Heinrich Fabri beifügten? Zumal sowohl der Augsburger Konrad Mörlin als auch Hans Holbein d. Ä. mit den Ulmer Bildhauern Erhart enge Beziehungen pflegten, scheint der Gedanke, den Auftraggeber ins Kunstwerk miteinzubeziehen, aufgenommen und weiterentwickelt worden zu sein.

Beim Rekonstruktionsversuch der ursprünglichen Anordnung der zwölf Bildtafeln um das Hauptbild einer Kreuzigungsgruppe im Schrein (wohl von einem der beiden Ulmer Erhart) tritt Hofstätter jedoch der Hypothese eines steinernen Altarmittel-

teils entgegen und kommt zu einer einleuchtenden Erklärung auch der Graumalerei (Grisaille-Manier) Holbeins d.Ä. aus der Tradition dieser damals schon rund hundert Jahre alten Malweise. An der Grauen Passion wird so Kunstgeschichte auch als ein Stück Geschichte der künstlerischen Techniken begreifbar.

Nach einer Kurzbiographie des Malers und dem Bericht über Erwerb der Grauen Passion für die Fürstenbergischen Sammlungen (aus dem Münchener Kunsthandel) und über Auseinanderspaltung der Einzelbilder betrachtet und deutet Hofstätter die einzelnen Szenen der Leidensgeschichte in einer vorbildlichen Weise. Es lohnt sich, mit Hofstätters Führer in der Hand der Grauen Passion in Donaueschingen einen Besuch zu machen.

Hermann Brommer

Acht Jahrhunderte Stadtgeschichte — Vergangenheit und Gegenwart im Spiegel der Kommunalarchive in Baden-Württemberg. Ausstellungskatalog Oktober 1981, herausgegeben von Walter Bernhardt. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen. 196 Seiten.

Während die 1979 erschienene Archiv-Broschüre der Städte und Gemeinden unseres Landes mehr die für Verwaltung, Wissenschaft und Öffentlichkeit zu leistenden Aufgaben vorstellte, wollte die im Stuttgarter Landes pavillon gezeigte Ausstellung „Acht Jahrhunderte Stadtgeschichte in Baden-Württemberg“ mehr einen Einblick in die sorgsam gehüteten Schätze der Kommunalarchive gewähren. Über den eigentlichen Anlaß hinaus faßten die führenden zeitgenössischen Stadthistoriker, die sich in der Arbeitsgemeinschaft Kommunalarchive im Städtetag Baden-Württemberg vereinigt haben, Einsichten und Forschungsergebnisse ihrer Arbeitsgebiete in einem illustrierten Ausstellungskatalog zusammen, der sich wie ein Nachschlagewerk zu Fragen der Stadtgeschichte im deutschen Südwesten liest. Nach einer einleitenden Wiederholung über die Aufgaben der Kommunalarchive bietet bereits die „Synoptische Zeittafel zur Geschichte des Städtewesens in Baden-Württemberg“ in ihren Zuordnungen und Vergleichen interessanteste Lektüre. Gründliche Einführungen in Stadtrecht, Verfassung, Verwaltung, Stadtgericht am Beispiel Freiburgs (F. Laubenberger) und Württembergs (W. Burr) leiten über zu Kapiteln über Kirche, Klöster und Kultur (H. Maurer, H. Berner), denen Betrachtungen über Schulwesen, Gewerbe, Märkte, Handel, Sozial- und Krankenhauswesen, gesellschaftliche Entwicklungen, Industrie, Verkehr, Landwirtschaft, Finanzen und (heute noch am besten „handgreiflich“) das Bau-

wesen der Städte folgen. Welche politische Bedeutung Städte in der geschichtlichen Entwicklung unseres Bundeslandes hatten und haben, verdeutlichen die Schlußkapitel über Städtisches Bündniswesen, Städte- und Gemeindetag und „vom städtischen Territorium zur Regionalstadt“. Kunstgeschichtliche Probleme und Fragen konnten wegen ihrer Vielfalt wohl nur in Andeutungen gestreift werden. Der vorliegende, als Handbuch zu bezeichnende Katalog kann jedem, der sich mit der Geschichte seines Gemeinwesens beschäftigen möchte, nur nützen.

Hermann Brommer

Das staatliche Archivwesen in Baden-Württemberg — Aufgaben, Organisation, Archive/1981. Informationsschrift, zu beziehen bei der Landesarchivdirektion Stuttgart oder bei den baden-württembergischen Staatsarchiven. 68 Seiten.

Offensichtlich ließ die 1979 herausgegebene Informationsschrift über die Stadt- und Gemeindearchive des Landes (besprochen in „Badische Heimat — Mein Heimatland“ — Heft 1/60. Jg. — März 1980, S. 140/141) die staatliche Archivverwaltung nicht ruhen. Sie zog mit einer eigenen Informationsbroschüre nach, mit der sie sich an die Benutzer der Staatsarchive und an alle Freunde und Förderer der Landes- und Heimatgeschichte wendet. Es werden aber auch alle Stellen in Staatsverwaltung und Justiz informiert und auf die Mitverantwortung bei der Dokumentation von Vorgängen unserer Zeit aufmerksam gemacht. Zumal die Archive auch „Gedächtnis der Verwaltung“ sein müssen, wird nicht zuletzt eine sachgerechte Unterbringung des konservierten Schriftgutes und befriedigende Ausstattung der Staatsarchive mit Personal, Sachmitteln und Kompetenzen vorausgesetzt. Wie wenig heutzutage eine qualifizierte Archivarbeit mit verstaubter Schreibstubenromantik in armseligen Hinterzimmern zu tun hat, wird bei der Lektüre der „Fachaufgaben“ klar, die vom Erfassen und Übernehmen des Behördenschriftgutes, Ergänzungs- und Ersatzdokumentation, Erschließen, Darbieten, Sichern und Erhalten der Archivalien bis hin zur wissenschaftlichen Bearbeitung von Wappen, Flaggen, Dienstsiegeln, Gemeinde- und Ortsteilnamen reicht. Archivpflege, Archivgutschutz, Landes- und Kreisbeschreibung gehören ebenso dazu. Nach kurzem Hinweis auf Verwaltungsgliederung und Ausbildung des Archivpersonals vermittelt die Broschüre interessante Überblicke über Geschichte, Bestände, Benutzungshilfen und -hinweise, Führungen und Handliteratur der (Haupt-)Staatsarchive Stuttgart, Ludwigsburg, Karlsruhe, Freiburg, Sigmaringen, Wertheim und des Hohenlohe-Zentralarchivs Neuenstein. Für je-

den, der sich auf heimat- oder landesgeschichtliche Themen einlassen möchte oder der beruflich auf rechtliche oder andere Sachauskünfte aus gespeichertem Archivgut angewiesen ist, wird die neue Informationsschrift einen guten Einstieg bieten.

Hermann Brommer

Manfred Hermann, Donaueschingen — Stadtpfarrkirche St. Johann — Kl. Kunstführer Nr. 633/9., völlig neubearbeitete Auflage 1981. Verlag Schnell & Steiner, München — Zürich — 24 Seiten mit 4 farbigen und 13 Schwarzweiß-Abbildungen.

Zu den kunstgeschichtlichen Veröffentlichungen Donaueschingens, die in jüngster Zeit den Fürstentum und die Stadt an der Donauquelle erneut als Kunstzentrum in der Baar erkennen ließen, gesellte sich auf Weihnachten 1981 der völlig neubearbeitete Kunstführer der katholischen Stadtpfarrkirche St. Johann hinzu. In seiner gewohnt gründlichen Art stellte der führende kirchliche Kunsthistoriker des Südschwarzwaldes, Pfarrer Manfred Hermann, Geschichte der Pfarrei Donaueschingen und Baugeschichte der St. Johanneskirche dar. Aus dem 24seitigen Führerheft ist eine Fundgrube dichtgedrängter Informationen über Baudaten, Bauleute und Künstler geworden. M. Hermann hat sich sogar um bisher nicht näher bestimmte wertvolle Plastiken aus der Vorgängerkirche bemüht und dabei die hervorragende spätgotische Madonna (1522) in sehr interessante Gedankengänge um den bedeutendsten spätgotischen Bildhauer des Oberrheingebietes, den Meister HL von Niederrotweil und Breisach, eingeordnet. Weil die kunstgeschichtliche Diskussion um den „Meister HL“ seit Jahrzehnten hin- und herwogt und gerade in den letzten Jahren aus dem niederbayrischen Raum Regensburg—Landshut neue Anstöße empfangen, dürfte die auf scharfer Betrachtungsweise basierende Kombination Manfred Hermanns zur Fortführung der kunstgeschichtlichen Erforschung und Werkanalyse des geheimnisumwitterten Großmeisters der spätgotischen Bildhauerei anregen, zumal dessen Johannes-Statuen im Germanischen Nationalmuseum Nürnbergs auch in eine Beziehung zur Donaueschinger Johanneskirche gebracht werden.

M. Hermanns einfühlsame Führung um und durch die Kirche hebt die Besonderheiten des Baues und dessen Einmaligkeit im deutschen Südwesten hervor. Die mit Zwiebeltürmen eindrucksvoll und zugleich behäbig charakterisierte Pfarrkirche fügte sich mit ihrer Monumentalität und dem ungewöhnlichen Ausmaß des Innenraums als Werk des kaiserlichen Architekten Franz Maximilian Kanka

und des sogen. Böhmisches Barocks gut in das Stadtbild ein. Wenn man die gesunde Nüchternheit der Menschen auf der Baar bedenkt, kann man sicher sogar von einer Wesensverwandtschaft des strenger gehaltenen Innenraums sprechen. Barockkünstler des ehem. Fürstentums Fürstenberg steuerten bedeutende Ausstattungsstücke bei. Das Führerheft ist ausgezeichnet bebildet.

Hermann Brommer

Hermann Burte: „**An Klotzen, Rhein und Blauen**“ — Gedichte. Ganzleinen, 62 Seiten und 1 Farbbild. DM 9,80; zu beziehen durch die Hermann-Burte-Gesellschaft (Humboldtstr. 3, 7850 Lörrach) und über die Buchhandlungen.

Den 1963 erstmals erschienenen Gedichtband hat die Hermann-Burte-Gesellschaft neu herausgebracht. Im Herbst des Lebens hat der Dichter mit diesen literarischen Gaben der Gemeinde Efringen-Kirchen Dank sagen wollen, für das Stück Heimat, welches er 12 Jahre lang dort gefunden hat.

Die alemannischen und hochdeutschen Gedichte sind herzhaft-zarte Früchte, die Hermann Burte in schweren und frohen Tagen reifen ließ. Zeitlebens blieb er dem Menschenschlag der Markgrafschaft besonders verbunden. Sein Bekenntnis:

„Wenn man dem Volk begegnet und es sich offenbart, ist man beglückt und segnet der Menschen Schlag und Art.“

Im Gedicht „Bauer und Winzer“ erinnert er daran, woher für uns alle „Wy und Brot“ kommen: „Vo Manne und Fraue uff em Land, den ächte Alimanne“. Und der geistigen Arbeit von zwei Frauen sagt er lobend Dank: Ida Guldenschuh mit:

„De Menseche und de Engel nooch, in der verklärte Muettersprooch...“

Lina Kromer mit:

„Es glänzt ob ihrem Haupt e raine Stärn...“

Und alli guete Menseche hän si gärn!“

Mit wenig Worten hat Hermann Burte Großes sagen können:

„Zum Gesetz des Seins: Gott und Menschen eins.“

Ja, er war ein Sucher, der das Wunder der Schöpfung erfassen und schildern wollte, der Freud und Leid der Menschen ergründen und ihnen Mut machen wollte. Seine Sprache voller Kraft und Melodie zeigen uns lebendige Sinn-Bilder, sei es der Strom oder der Klotzen, ein Dorf oder „Die Schwalbe im Gotteshaus“. So begreift er oft die Ewigkeit als Augenblick.

Dieses kleine Hermann-Burte-Buch ist eine große Gabe. In den wohlgesetzten Zeilen — und dazwischen — können wir vielgestaltig sein Streben erkennen, das Wollen eines reifen Mannes, der —

trotz allem — so, wie er war, in unverbrüchlicher Treue zur Heimat stand. Der Leser wird in diesen Gedichten den tiefen Sinn der Worte erkennen und sie oft bei sich selbst bestätigt finden; sicher auch in dem Gedicht „Verwandtschaft“, wo Hermann Burte schreibt:

„Auf Erden gehen harte Schritte,
Am Himmel hin die Blicke mild:
Es hält das Menschenherz die Mitte
Von Himmelsflur und Erdgefilde.“

Karl Kurrus

Ingeborg Hecht, Doktor Faust. Der Magier, der in Staufen starb. Ein historischer Rückblick in Bildern und Dialogen. Verlag Wolfgang Abel. Freiburg 1981. 48 S., 9,80 DM.

Wenn der „Spielleiter“, der dieses Stück mit leichter Hand über die Bühne dirigiert, an Philologen und Historiker die freundliche Bitte richtet: „macht es nicht zu Eurem Ziel/zu zerrupfen unser Spiel!“ (S. 12) — dann hat er dazu freilich guten Grund; denn dies ist nicht mehr, aber auch nicht weniger als ein Stück für Laienspieler aus Staufen, für sie geschrieben und, im Faustjahr 1981, mehrmals von ihnen aufgeführt (übrigens mit großem Erfolg). Dennoch ist das Ganze sehr kunstvoll und geschickt gemacht: da werden die wichtigsten Stationen der Faustsage nacherzählt; der Teufelspakt und natürlich die seit je in Staufen lokalisierte Höllenfahrt werden sogar dargestellt; und außer Faust, Wagner, Mephisto kommen auch noch die Autoren vor, die die Sage überliefert und gestaltet haben: Luther, Marlowe, Goethe und andere mehr. Dieser bunte Reigen bedingt nun einen fortwährenden Wechsel der zeitlichen Ebenen wie zugleich der sprachlichen; das geht dann vom literarischen Zitat über den Knittelvers bis hin zum heimischen Dialekt der Löwenwirtin Agathe. Ingeborg Hecht, in Sachen Faust und Staufen schon vielfach bewährt, hat dieses Stück geschrieben, Doris Keune-Wagner hat in vier ganzseitigen Bildern seine Figuren gezeichnet; das Nachwort stammt von Günther Mahal, dem Leiter von Faust-Museum und Faust-Archiv in Knittlingen: dort wurde der Magier geboren, der in Staufen starb.

Dr. Werner, Karlsruhe

Marc Lienhard / Jakob Willer, Straßburg und die Reformation. Die Hohe Zeit der Freien Reichsstadt. 384 Seiten, 46 Abbildungen. Verlag Morstadt Kehl. DM 42,—.

Zu der fast unüberschaubaren Fülle der Literatur zum Zeitalter der Reformation gesellt sich ein so

eben im Verlag Morstadt, Kehl, erschienenes Buch „Straßburg und die Reformation. Die Hohe Zeit der Freien Reichsstadt“, nennt sich das umfangreiche Werk. Verfasser sind der Straßburger Kirchenhistoriker Marc Lienhard und der pfälzische Heimathistoriker Jakob Willer.

Seit einiger Zeit hat die historische Forschung erkannt, daß Luthers Lehre vor allem in den deutschen Städten den meisten Widerhall gefunden hatte und daß sie auch von vornherein die politischen Zentren der neuen Lehre gewesen sind. Alle großen Städte Deutschlands mit der einen schwer zu erklärenden Ausnahme Kölns waren um 1535 protestantisch geworden. In unserem Raum war es vor allem Straßburg, das die Sache Martin Luthers populär gemacht hatte. Das vorliegende Werk versucht, Licht in die Anfänge der Reformation in Straßburg zu bringen. Es wird dabei insbesondere darauf abgehoben, daß in Straßburg die Verbreitung der reformatorischen Schriften und Flugblätter sehr groß gewesen sei. Bereits 1520 hätten evangelische Prädikanten in Straßburg einen großen Einfluß auf die Bevölkerung ausgeübt. Der Rat der Stadt habe sich gegenüber der aufkommenden reformatorischen Bewegung allerdings zunächst sehr vorsichtig verhalten. Erst die überragende Persönlichkeit des Straßburger Stettmeisters Jakob Sturm habe im Verein mit den beiden protestantischen Predigern Martin Butzer und Wolfgang Capito der Reformation in Straßburg zum Durchbruch verholfen. Die Straßburger evangelische Kirche verdanke vor allem Martin Butzer ihr eigentliches Gesicht. Daneben sei vor allem noch Johannes Sturm von großer Bedeutung gewesen als Begründer des protestantischen Schulwesens in Straßburg. Aus dem von ihm begründeten Straßburger Gymnasium sei im 17. Jahrhundert die Universität Straßburg entstanden.

Marc Lienhard vertritt mit besonderem Nachdruck die Auffassung, daß es auch soziale Gründe gewesen seien, die in Straßburg der Reformation den Weg geebnet hätten. Daß der Erfolg der Reformation in Straßburg mit einem starken Antiklerikalismus verbunden war, sei als gesichert zu betrachten. In dem fast dreißigjährigen Ringen um die Durchsetzung der Reformation hatte die Freie Reichsstadt Straßburg ohne Zweifel eine führende Rolle gespielt. Die Stadt wuchs in der Reformationszeit weit über sich selbst hinaus und bestimmte weitgehend in Oberdeutschland und teilweise auch in der Schweiz die Geschehnisse der Reformation.

Das Werk von Lienhard und Willer, das viele bisher nur schwer zugängliche Einzelheiten der Reformationsgeschichte in Straßburg sowie im Elsaß aufarbeitet, besitzt jedoch auch beträchtliche Mängel. Es ist nicht einzusehen, weshalb ein so

umfangreiches Werk gänzlich auf einen wissenschaftlichen Anmerkungsapparat verzichtet. Zwar wird im Anhang eine umfangreiche Literaturliste zur Reformationsgeschichte veröffentlicht, doch vermag der interessierte Leser nicht nachzuprüfen, aus welchen Quellen die Verfasser ihre Erkenntnisse schöpften. Kontroversen und Probleme der neueren Reformationsforschung werden nur in den ersten 78 Seiten des Buches, die von Marc Lienhard verfaßt wurden, angedeutet, ohne daß sie jedoch durch entsprechende Anmerkungen verifiziert werden können.

Manche bedeutende Reformatoren Staßburgs werden leider nur am Rande erwähnt. So vermißt man beispielsweise eine eingehende Würdigung des Straßburger Predigers und Historikers Kaspar Hedio, der über die Grenzen Straßburgs wirkte und sich vor allem auch um die Reformation im Kinzigtal Verdienste erwarb. Stattdessen werden den Kaisern Maximilian I. und Karls V. sowie den Reformatoren Martin Luther und Huldreich Zwingli umfangreiche Kapitel gewidmet, die nichts als altbekannte Fakten bieten, welche in jeder gängigen Reformationsgeschichte zu finden sind und in keinem unmittelbaren Zusammenhang zur Geschichte Straßburgs stehen. Besonders wertvoll ist dagegen das umfangreiche Bildmaterial, das dem Werk beigegeben ist. 46 zum Teil sehr seltene zeitgenössische Abbildungen illustrieren in hervorragender Weise die bewegte Straßburger Reformationsgeschichte. M. Hildenbrand

Rund um den Kandel — Texte und Bilder zu einer Landschaft aus fünf Jahrhunderten. Waldkircher Verlagsgesellschaft Waldkirch, 1981. Redaktion Dr. Helmut Bender. 200 Seiten, reich illustriert. DM 36,—.

Es ist sicherlich ein Glücksfall, wenn eine gemeinnützige Institution wie eine Voksbank sich auf die Spuren ihres „Geschäftsgebietes“ begibt — in diesem Fall „rund um den Kandel“, und ihr 75jähriges Bestehen zum Anlaß nimmt, dieses Gebiet einer großen Lesergemeinde vorzustellen. Nun haben die Waldkircher in mehrfacher Hinsicht Glück: sie hatten nicht nur eine unendliche Fülle schöner Beiträge von angesehenen Autoren vieler Zeiten zur Verfügung, sie hatten auch einen kundigen Sachwalter: was Helmut Bender ausgewählt hat, hätte bunter und informativer nicht sein können. Er hat bei dieser sicher nicht einfachen Auswahl Rücksicht darauf genommen, daß das Ganze kein wissenschaftliches, sondern auch unterhaltsames Werk werden sollte, also eines, zu dem man sagen kann: sowohl als auch. Die Historiker und Heimatforscher können ebenso ihre Freude und

ihren Gewinn daran haben wie der „Normalverbraucher“ aus dem Elzkreis.

Schon das Inhaltsverzeichnis weist darauf hin, wie Vielfältiges die Autoren aus fünf Jahrhunderten zu erzählen wußten aus Stadt und Land, von Berg und Tal, aus der Frühzeit, vom Handwerk, Handel und Markt, von den Herren der Kastelburg, von Heiligen und „Hexen“ — deren Tanzplatz angeblich der Kandel war! — von Musikanten und Hirten und von vielem mehr. Und so entstand ein wertvolles Bilder- und Geschichtsbuch über den, wie Kaiser Julian es ausdrückt: „wilden Wald“; oder, wie Merian es ausdrückt: „fürnehmsten Ort“; oder, wie Josef Bader es ausdrückt: „reizenden Erdenwinkel“. Und so weiter... Indessen, auch Autoren unserer Zeit kommen zu Wort, etwa Hermann Rambach. Er schreibt z. B. über die Kastelburg; über das Gefecht bei Bleibach und über den Bergbau. Oder Willi Thoma, der unter anderem darüber berichtet, „Wie die Elztäler ihre Namen und Übernamen bekamen“. Und Rolf Süß beschreibt in seiner „Kleinen Bäderlandschaft am Fuß des Kandel“ das mehr oder weniger vergnügliche Badeleben alter Zeiten. — Wenn Willi Thoma vom Küchen- und Kelleradel erzählt („Lobet den Herren, Forelle und Wein...“) amüsiert man sich mindestens so wie bei der gereimten Voraussage des Albert Ott, der 1908 über den Kandel dichtete: „... denn es schwankt der Berg, es löst sich der Stein...“ — hat sich doch der Kandelfelsen gelöst, in der Walpurgisnacht 1981! Ein historisch-kultur- und wirtschaftsgeschichtliches Heimat-Lesebuch nennt es der Herausgeber und viele Bilder, Photos, Vignetten, Zeichnungen und Pläne tun das ihre, die Reise rund um den Kandel unterhaltsam zu machen. Ingeborg Hecht

Landuff, landab. Lebendige Mundart von der Pfalz zum Taubergrund, vom Main zur Murg. Hrsg. v. Kurt Bräutigam und Rudolf Lehr. Gestaltung u. Ill. Bruno Kröll. Karlsruhe: Badenia Verl.; Sandhausen: Rhein-Tauber-Verl. 1981. 239 S. (Muddersprooch Band 3)

In ähnlich hübsch aufgemachter Form wie seine zwei Vorgänger liegt nunmehr „Muddersprooch“ Band 3 des Badenia-Verlages Karlsruhe vor. Wie beliebt diese inhaltsreichen Bände sind, zeigt der Umstand, daß Band 1 schon in zweiter Auflage erschienen ist. Im Zeichen des überall gewachsenen Mundartinteresses haben die „Muddersprooch“-Bände für Nordbaden repräsentativen Charakter, denn aus diesem recht heterogenen Gebiet erscheint sonst nicht viel mundartliches. Treibende Kraft für die Veröffentlichungen war von Anfang an Rudolf Lehr, selbst ein wichtiger Repräsentant

der kurpfälzischen Mundartdichtung. Als wissenschaftlicher Mitherausgeber fungierte bei den ersten beiden Bänden der Karlsruher Mundartforscher Paul Waibel, beim jetzt vorliegenden Band ist es der durch mehrere Veröffentlichungen zur Mannheimer Mundart hervorgetretene Kurt Bräutigam. Er zeigt sich nicht nur als Sprachwissenschaftler, sondern auch als Mundartdichter. Als „Mundarttheoretiker“ äußern sich außerdem Peter Assion, Gerhard W. Baur und Konrad Winkler. Manches in dem Band Enthaltene ist nicht ausschließlich mundartlich, sondern wäre eher in die Rubriken Anekdote oder Volkshumor einzuordnen. Der weitaus größte Teil ist jedoch der Mundartdichtung, vor allem der Lyrik, seltener der Prosa, gewidmet. Der reiche Inhalt wurde geographisch geordnet, z. B. „Mannheim und Heidelberg“, „In der Rheinebene bis Philippsburg“ oder „Kraichgau und Angelbachtal“. Allerdings ließe sich darüber streiten, ob angrenzendes Alemanisch oder Hohenlohisch noch in das Buch gehören. Beim linksrheinischen Pfälzisch erscheint dies eher gerechtfertigt. Interessant ist ein Kapitel über kurpfälzische Mundarten in Amerika, im Banat oder in Kasachstan. Den Beschluß macht der Abschnitt „Heimat im Jahreslauf“.

Beim Durchblättern ist man überrascht von der Fülle der Namen, so daß man den Eindruck gewinnt, daß es um die pfälzisch-fränkische Mundartdichtung so schlecht nicht bestellt sein kann. Neben schon länger bekannten Autoren wie Eugen Pfaff, Wilhelm von der Bach, Irma Guggolz oder Marliese Klingmann tauchen andere, bisher nicht vertretene auf wie Rudolf Stähle, Harald Hurst oder Friedrich Schmitt. Auch einige Gedichte der längst Literaturgeschichte gewordenen Josef Andreas Dürr und Hanns Glückstein wurden aufgenommen.

Freilich scheint die Mehrzahl der Mundartgedichte immer noch dem heiteren Genre zuzugehören, doch mischen sich auch besinnliche, manchmal gar kritische Töne ein.

Zum guten Gesamteindruck des Buches tragen ganz wesentlich die Illustrationen von Bruno Kröll bei.

Heinz Schmitt, Karlsruhe

Waltraut Werner-Künzig: Schwarzwälder Trachten (Traditional Costumes in the Black Forest — Costumes populaires de la Forêt-Noire) Badenia-Verlag Karlsruhe, 1981. 97 Seiten mit über 80 meist farbigen Photos. DM 36,— (Photographien von der Autorin, Fritz Aly, Johannes Künzig, Karl Müller, Willy Pragher.)

„Teilnehmende Beobachtung“ nennt man heute in der Volkskunde-Wissenschaft, was Waltraut Wer-

ner-Künzig in ihrem attraktiven Band umgesetzt hat. Als Leiterin des „Instituts für Ostdeutsche Volkskunde“ und frühere Mitarbeiterin der „Badischen Landesstelle für Volkskunde“ ist sie lange gereist, hat das bäuerliche Leben voller Sympathie beobachtet und konnte einen dreißigjährigen Umgang mit dem Trachtenwesen auswerten. Sie tat das sozusagen mit den Augen einer Frau, mit großer Freude am Detail. Denn sie hatte weder Heimmattümelei, noch eine konstruierte historische Rückschau im Sinn. Was sie in über 80 hervorragenden und meist bunten Photos zeigt und an was sie erinnern möchte, ist die große Vielfalt von Stoffen und ländlichen Moden. Unwillkürlich fließt Kulturgeschichtliches ein: erinnert doch etwa der Rippoldsauer Flößer an den einst so wichtigen, längst ausgestorbenen Schwarzwälder Beruf. — Ein recht ausführlicher Text (auch in englischer und französischer Sprache) erklärt Modisches, auch Herstellungsformen, erklärt Sitten und Brauchtum; alles geht ineinander über. Dabei bedient sich die Autorin wie selbstverständlich der Mundartausdrücke; die „Schulentlaßbuben“ sind bei ihr ohne Anführungsstriche... Eine Kartenskizze, ergänzt von einem ausführlichen Ortsverzeichnis, weist auf die vorkommenden Landschaften hin von Baden-Baden bis Lörrach und Waldshut, von Colmar und Mülhausen bis Donaueschingen.

Ingeborg Hecht

Badische Küche. Eine Auslese aus dem beliebtesten Kochbuch des alten Großherzogtums mit vielen Anregungen und eigenen Rezepten von **Rudolf Katzenberger**. Zusammengestellt von **Frieder Everke**. Konstanz: Stadler 1981. 212 S., mit farb. Abb. und in farb. Kunststoffeinband.

Nicht nur in den badischen, vielmehr auch in den bundesdeutschen und internationalen Reise- und Gaststättenführern findet der Rastatter „Adler“ und sein Chef Rudolf Katzenberger immer wieder gebührend lobende Erwähnung. Wie die Überlieferung berichtet, fand einer der durch die Französische Revolution vertriebenen Hofköche Ludwigs XVI. bei einer Urahn Katzenbergers Zuflucht und Aufnahme. Aus Dankbarkeit soll er seiner Wohltäterin eine stattliche Anzahl Rezepte geschenkt haben. — Der Stadler-Verlag tat gut daran, Rudolf Katzenberger um eine Auslese aus dem alten und längst klassisch gewordenen Wundtschen Kochbuch (bereits vor dem Ersten Weltkrieg in mehreren Auflagen erschienen) zu bitten. Darüber hinaus — und das verleiht dem Ganzen besonderen Reiz und Einmaligkeit — hat Katzenberger entsprechend eigene Rezepte bzw. Varianten dazugegeben, so daß es der heutige Be-

nutzer mit Dreierlei zu tun hat: 1) den eigentlichen Wundtschen Rezepten in originaler Frakturschrift, 2) den Katzenbergerschen Rezepten in moderner Schrift und Umrandung, 3) den Katzenbergerschen Kommentierungen, als Marginalien an den Rand gestellt. — Die Ausstattung des handlichen Bandes gibt sich attraktiv: von hervorragender Qualität die einem „Koch-Notiz-Buch für gute Hausfrauen“ (um die Jahrhundertwende erschienen) entnommenen Illustrationen mit kalligraphischen Sinnsprüchen in alter Manier. Mittels Register lassen sich die alten und die neuen Rezepte rasch übersehen und leicht auffinden. Alles in allem eine im besten Wortsinn „gelungene“ Sache, der von vornherein die Prognose zu stellen ist, daß sich trotz derzeitiger Kochbuchschwemme ein solches Buch sowohl badisch als international-lukullisch bewähren und verbreiten wird: Herkömmliches und Modernes haben sich darin ein treffliches Stelldichein gegeben.

Dr. Helmut Bender

Helmut Bender: „Vom Hochrhein, Hotzenwald und südlichem Schwarzwald“. 1980. 234 Seiten, Leinen mit farbigem Schutzumschlag, DM 34,—.

Im vergangenen Herbst erschien im Verlag Karl Schillinger, Freiburg, ein neuer Mosaik-Band. Er ist dem „Hochrhein, Hotzenwald und südlichem Schwarzwald“ gewidmet und hat den vorzüglichen Kenner dieser Region, Helmut Bender, Freiburg, zum Verfasser. Der Autor kann aus dem Vollen schöpfen und läßt aus einer Vielzahl von Einzelbeiträgen vor uns allmählich ein Gesamtbild entstehen, das sowohl nach historischen als auch kunst- und kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten erfreut und voll befriedigt. In 60 Kapiteln, die in drei Teile gegliedert sind, läßt Helmut Bender diese imposante Landschaft mit ihren Bewohnern vor unseren Augen erstehen. Im ersten Teil erfahren wir hauptsächlich, „Wie das früher war“, so z. B., um nur zwei Themen zu nennen: „Von Kaufleuten, Fabrikanten und handelnden Gewerbetreibenden anno 1845“, „Im Südschwarzwald und am Hochrhein vor bald 100 Jahren“. Im zweiten Teil werden in erster Linie historische Szenen behandelt, wobei der Hotzenwald besonders ins Gewicht fällt — geographische und dichterische Themen bilden schließlich im dritten Teil den Abschluß des in jeder Hinsicht gelungenen Werkes. So bleibt nur zu hoffen und zu wünschen, daß diese vorzügliche Neuerscheinung einen großen Leserkreis finden möge.

E. B.

Herbert Schindler und Toni Schneiders, Kunstlandschaft Bodensee. Ein Spiegel europäischer Kultur. Konstanz: Stadler 1981. 196 S. mit 80 meist ganzs. farb. Abb., Großformat, Leinen.

Mühe los läßt sich auch aus Nachkriegerscheinungen eine ganze Bibliothek über den Bodensee zusammensetzen. Doch seine Landschaft, Kunst und Kultur können es gleicherweise verkraften. Der hier vorgelegte in seiner Gestaltung und Sichtweise eigentlich schon monumental zu nennende Bild-Text-Band setzt die bestehende Verlagstradition und auch das hohe Niveau derartiger Publikationen uneingeschränkt fort. Schindlers Text und Schneiders' Farbaufnahmetechnik haben sich sozusagen auf dem rechten Schnittpunkt getroffen. Das Ganze wurde in jeweils weitgehend chronologischer Folge erarbeitet, der einleitende Textteil auch in Kurzfassung französisch und englisch wiedergegeben, die ausführlichen Bildlegenden ebenfalls dreisprachig. Künstler- und Ortsregister sowie ein Literaturverzeichnis erhöhen die solide Brauchbarkeit des Bandes, von dessen künstlerischen Aufnahmen man fürs erste fasziniert sein wird, wengleich das in den Texten Gegebene keinesfalls hintenansteht. Was schließlich die einzelnen Epochen in ihren Relationen angeht, so läßt sich diesbezüglich eine ähnliche Ausgewogenheit wie in der Setzung der topographischen Schwerpunkte bestätigen.

Dr. Helmut Bender

Johann Peter Hebel, Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Kritische Gesamtausgabe mit den Kalender-Holzschnitten. Hrsg. v. Winfried Theiss. Stuttgart: Reclam 1981. 458 S. Kart. (7 Nr.) und gebunden.

Der angesehene Verlag Cotta gab 1811 eine Sammlung der wertvollsten Kalenderbeiträge Hebels im „Rheinländischen Hausfreund“ heraus (128 Stücke aus den Jahren 1803—1810). Inzwischen wurde das „Schatzkästlein“ der Mehrzahl der Hebelausgaben miteingefügt. Die hier vorgelegte Ausgabe (mit Faksimiletitelblatt und einem „Anhang“, der u. a. Dokumente zu Hebels Kalendertätigkeit und zur Entstehung des „Schatzkästleins“ bringt) zeichnet sich durch Handlichkeit, wissenschaftliche Sorgfalt der Herausgabe und Preiswürdigkeit aus. Die seinerzeit in den einzelnen Kalendern mitgedruckten Holzschnittillustrationen fügen sich dem Ganzen gut ein. Das in den „Anmerkungen“ ausgebreitete Material verdient in jeder Hinsicht Beachtung. Auch wer im Besitz einer älteren oder neueren Hebelausgabe, sollte diese Spezialausgabe des „Schatzkästleins“ danebenstellen.

Dr. Helmut Bender

Der Kreis Emmendingen. Stuttgart: Theiss Verlag 1981 (Reihe „Heimat und Arbeit“). 568 S. mit 176 teilw. farb. Abb., Großformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag.

Sein gleichnamiger Vorläufer, 1964 in bescheidener und weniger umfangreicher Aufmachung erschienen, ist längst vergriffen. Die Kreis- und Gebietsreform hat dem Kreis Emmendingen bekanntlich weder Zuwachs noch Einbußen gebracht. Der neue Band reiht sich den jüngsten Publikationen dieser Reihe (vgl. etwa Lörrach) vorbildlich ein. Im Hauptabschnitt „Landschaft und Natur“ finden sich u. a. K. Sauers „Natürliche Grundlagen des Kreises“ sowie D. Knochs „Naturbild und Landschaftspflege“. Es schließt „Geschichte und Kultur“ an (u. a. „Römer, Alemannen und Franken“ von G. Fingerlin; „Geschichtlicher Überblick“ von B. Ottmad; Kunst- und Kulturhistorisches von E. Stopfel; Brauchtum sowie historische Persönlichkeiten von H. Rambach; Mundart von K. Kurrus). Eigentlich Literarisches fehlt allerdings. Landrat L. Mayer würdigt seinen Landkreis selbst, Bürgermeister K. Faller entsprechend seine Kreisstadt. Beiträge über Landwirtschaft und Gartenbau, Wald, Forstwirtschaft und Jagd, Wirtschaft, Handwerk und Fremdenverkehr beschließen den Band, dem noch Firmenkurzbiographien sowie ein Namen- und Sach- neben Gemeindegeregister beigegeben wurden. Das Bildmaterial beeindruckt in seiner Auswahl und (Farb-)technik.

Dr. Helmut Bender

Dieter Kohlhepp: Die Wutachschlucht

Dieter Kohlhepp „Die Wutachschlucht, Bild einer Urlandschaft“, 132 Seiten, 120 Farbbilder, 30 s/w Aufnahmen, Leinen 39,80 DM, Freiburg — Rombach — 1981

Ein Biologe, Dieter Kohlhepp, erlebt während zweier Jahrzehnte die Wutachschlucht in allen Tages- und Jahreszeiten. Das Ergebnis dieses tiefgreifenden Erlebens und Erforschens liegt nun in dem Buch „Die Wutachschlucht“ vor. Ein hervorragendes Buch für alle, welche diese einmalige Flußlandschaft lieben, für alle, welche praktischen Natur- und Landschaftsschutz ausüben, für Botaniker, Zoologen, Ökologen, und für alle, welche sich die Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur bewahrt haben.

Was beim ersten Durchblättern sofort auffällt, sind die faszinierenden Fotos, die dem Verfasser gelungen sind. Sie heben den Band über Publikationen gleichen Vorhabens weit hinaus. Sie allein würden genügen, dem Betrachter die Wutach-

schlucht in ihrer Einmaligkeit der Flora und Fauna nahe zu bringen. Solche Aufnahmen kann nur ein engagierter Biologe zustande bringen, der keine Mühe, Kälte, Glätte oder Hitze scheut, um im oft stundenlangen Ansitzen das Tier oder die Pflanze zu fotografieren, auf die es ihm ankommt. Der Text ergänzt adäquat die Bebilderung des sehr gut ausgestatteten Buches.

Aus dem Inhalt seien genannt: Die Wutachschlucht, Erleben und Verstehen, Winter in der Wutachschlucht, die Gutach wird zur Wutach, Osterglocken und Schusternägele, Kalkfelsen und Flußauen, vom Wellblechstraße zur Sauschwänzlebahn, herbstliche Farbsinfonie, Entstehungsgeschichte der Wutachschlucht, Verlauf der Wutach, Fauna des Wutachgebietes (mit herrlichen Aufnahmen von Kuckuck, Auerhahn, Wasseramsel, Fliegenschnäpper, Waldohreulen, Spechten, Graureiher usw.), Flora des Wutachgebietes (mit wunderbaren Aufnahmen von Akelei, Türkenbund, Küchenschelle, Fliegenragwurz, Silberbast, Pestwurz, Braunrote Stendelwurz, Frauenschuh, Frühlingsenzian, Aronstab, Marienschühchen u.v.a.). Bei dem Kapitel Natur- und Umweltschutz berührt der Verfasser auch die Ziele des Landesvereins Badische Heimat, denn der Landesverein hat sich für die Erhaltung der Wutachschlucht stark eingesetzt. Erinnert sei an die Aufrufe Ludwig Fincks, z. B. in Bad. Heimat 34, 1954, S. 68 „Wutachio! Notruf!“ Damals sollte die Schlucht den Interessen der Energiewirtschaft geopfert werden. Nur durch den Einsatz vieler entschlossener und naturverbundener Menschen konnte dies verhindert werden. Die Gefährdung heute kommt von dem Massentourismus, der in die schönen, ruhigen Biotope einbricht und den Wohlstandsmüll hinterläßt, und durch die Wasserverschmutzung, welche die Industrie verursacht. Deshalb ist dauernde Wachsamkeit notwendig, und es ist folgerichtig und angebracht, daß der Verfasser, mit Leib und Seele Naturschützer und insbesondere Schützer der Wutachschlucht, die „10 grünen Gebote“ einfügt. Ein nachdenkenswertes und nachdenklich machendes Kapitel. Mit Informationen aus Kultur und Geschichte schließt das beeindruckende und jeder Empfehlung würdige Buch ab.

L. Vögely

Liebstes bestes Clärchen, Briefe der Nichte Goethes Lulu Schlosser aus Karlsruhe 1792—1794

Liebstes bestes Clärchen, Briefe der Nichte Goethes Lulu Schlosser, 212 S. mit ca. 25 zeitgenössischen Abbildungen, Pappband DM 24,80, Verlag G. Braun, Karlsruhe, 1981

Nach „Mit Goethe am Oberrhein“ legte nun der Verlag G. Braun, Karlsruhe, die Briefe Lulu Schlossers vor, ein weiterer Beitrag zum Goethe-Jahr 1982. Diese Briefe waren bisher noch nie zusammenhängend veröffentlicht worden, nach der Genehmigung und Mithilfe des Freien Deutschen Hochstiftes in Frankfurt konnte dies nun geschehen. Bearbeitet und kommentiert wurden sie von Georg Richter, der auch die zum Verständnis der Briefe und der Zeitgeschichte notwendige Einführung schrieb. Diese Einführung geriet Richter zu einer gründlichen Information über die Familiensituation der Schlossers, ihrer Verwandten und Freunde, so über die Familie des Philosophen und Dichters Friedrich Heinrich Jacobi, Vater Clärchens, der Freundin Lulu Schlossers. Und natürlich nimmt Goethes Schwester Cornelia, die Gattin Schlossers, den ihr gebührenden Platz ein, ihr krankhafter Zwang, ihren Mann stets mit dem Bruder zu vergleichen, die eintretende Entfremdung zu ihrem Gatten und die ganze unglückliche Entwicklung, die sie in Emmendingen nie heimisch werden ließ. Marie Anna Luise Schlosser, genannt Lulu, kam als älteste Tochter Cornelias am 25. Oktober 1774 in Emmendingen zur Welt. Hier starb Cornelia nach der Geburt der zweiten Tochter Julie am 8. Juni 1777. 1784 gab Schlosser seinen hohen Posten als Oberamtmann der Markgrafschaft Hochberg in Emmendingen auf. Er zog nach Karlsruhe, wo er als Geheimer Hofrat seinen Dienst aufnahm. Die Freundschaft Lulus mit Cläre Jacobi bestand seit dem Jahre 1792, sie war während eines langen Besuches von Clärchen in Karlsruhe spontan erwacht. Von nun an gingen regelmäßig Briefe, manchmal zwei in der Woche, hin und her, also von Karlsruhe nach Düsseldorf/Pempelfort, dem Landsitz Jacobis. Diese Briefe Lulus sind in ihrer Art einzigartig. Offen und frei, mit Humor und großer Lebhaftigkeit werden häusliche Verhältnisse geschildert, das bürgerliche und Hofleben in Karlsruhe. Auch die Gefahren der Zeit, die Franz. Revolution und die Möglichkeit der Besetzung Karlsruhes durch die Franzosen, die schließlich zur Flucht vieler Familien führte, fanden ihren Niederschlag. Lulu erweist sich als eine Briefschreiberin von hohen Graden, der Vergleich mit Liselotte v. d. Pfalz und Goethes Mutter ist nicht zu hoch gegriffen. Ein reizvolles Buch lebensnaher Zeitdokumente! L. Vögely

Eugène Philipps: Schicksal Elsaß. Krise einer Kultur und einer Sprache. Vorwort Nikolaus Denckiser, Nachwort André Weckmann. Karlsruhe: Müller 1980. 197 S.

Das Buch hat nichts mit den üblichen Elsaß-

büchern zu tun, die Gastronomie, Baukunst und Wanderwege beschreiben und langsam so zahlreich werden, daß auch der gutwilligste Interessent die Übersicht verliert. Gerade deswegen sei es hier angezeigt und im Nachbarland besonderer Aufmerksamkeit empfohlen. Kein Verfasser der üblichen Elsaßbücher hält es nämlich für opportun, sich mit den wirklichen Problemen des Elsaß auseinanderzusetzen. Häufig sind sie ihm nicht einmal richtig bekannt. Eugène Philipps tut dies umso gründlicher, und meines Wissens geschieht dies überhaupt zum ersten Mal mit so großer und unmittelbarer Sachkenntnis, mit solchem Engagement und mit so viel Mut. Denn Mut gehört im Elsaß anscheinend immer noch dazu, die Dinge beim Namen zu nennen und sie so darzustellen, wie sie sind. Warum das so ist und wie es so geworden ist, konnte man so deutlich noch nirgends lesen. Das Thema des Buches ist die elsässische Identität, ihr Wesen, ihre Gefährdung, ihre mögliche Bewahrung. Sie stellt sich dar in der eigenen Geschichte und Sprache. Die Geschichte des Elsaß ist weder vollkommen deutsche, noch vollkommen französische Geschichte und damit etwas eigenes. Der Dialekt unterscheidet die Elsässer gleichermaßen von Franzosen und Deutschen. So definiert jedenfalls Philipps das spezifisch Elsässische. Im Mittelpunkt steht daher die Erhaltung des Dialektes, ohne den das Elsaß seine Identität verlieren würde. Es ist aber für Philipps keine Frage, daß die Mundart dann zum Absterben verurteilt ist, wenn sie ihren Rückhalt in der Schriftsprache, dem Hochdeutschen verliert. Hier liegt das Hauptproblem, denn der Deutschunterricht im Elsaß und der Gebrauch der deutschen Hochsprache ist sehr mangelhaft oder gar nicht vorhanden. Die Entwicklung, die zu diesem Zustand geführt hat, wird tiefeschürfend und mit bisher nicht gekannter Prägnanz dargestellt. Den Ausweg aus der Misere sieht Philipps in einer echten Zweisprachigkeit. Er wendet sich nicht gegen den Vorrang des Französischen, aber gegen dessen Monopolstellung. Es entsteht die Vision einer authentischen elsässischen Kultur. Ihre Verwirklichung scheint in den letzten Jahren um einiges näher gerückt, nachdem sich die Elsässer von den Komplexen der Vergangenheit befreien konnten. Philipps steht in seinen Bestrebungen nicht allein. Seine Mitstreiter sind Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Lehrer, aber auch Politiker. Sie alle haben erkannt, daß schnell gehandelt werden muß, wenn sich das Sprachproblem nicht von selbst in einer Weise lösen soll, die niemand wünschen kann. Daß das vorliegende Buch zunächst französisch erschienen ist, weil es sonst viele, an die es sich wendet, nicht hätten lesen können, zeigt deutlich genug, wie weit es im Elsaß gekommen ist. Immerhin, Fortschritte wur-

den gemacht und die Hoffnung, mehr erreichen zu können, ist in letzter Zeit erheblich gewachsen. Es wäre zu wünschen, daß die Achtung der Menschenwürde obsiegt, denn darum geht es,

nicht um irgendeine Art von Nationalismus. Eugène Philipps leistet mit seinem Buch hierzu einen wesentlichen Beitrag.
Dr. Heinz Schmitt

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Dr. Gustav Albiez
Schwimmbadstr. 20, 7800 Freiburg

Wolfgang Altendorf
7290 Freudenstadt-Wittlensweiler/Schw.

Professor Adolf Bayer
Eisenlohrstr. 4, 7500 Karlsruhe

Jörg Hertenstein
Am Neckardamm 23, 6803 Edingen-Neckarhausen

Forstdirektor i.R. Fritz Hockenjos
Rankhofstr. 15, 7811 St. Märgen

Heinz G. Huber
Am Hopfenweg 7, 7600 Offenbach-Bohlsbach

Dr. Karin Jäckel
Feuerbachstr. 21, 6703 Limburgerhof

Prof. Dr. Helmut Kablert
Am Bodewald 4, 7743 Furtwangen

Prof. Dr. Klaus Oettinger
Schottenstr. 20, 7750 Konstanz

Prof. Dr. Lutz Röhrich
Horbenenstr. 36, 7800 Freiburg

Dr. Hermann Schmid
Obertor 3, 7770 Überlingen

Dr. Engelbert Strobel,
Karlsruher Allee 19, 7500 Karlsruhe 41

Schulamtsdirektor i.R. Ludwig Vögely,
Tiefentalstr. 35, 7500 Karlsruhe 41

Grußwort des neuen Präsidenten des Landesvereins Badische Heimat

Sehr verehrte Mitglieder und Freunde der Badischen Heimat

Bei der Landesversammlung in Mannheim am 20. Juni 1982 haben mich die anwesenden Mitglieder zum neuen Vorsitzenden unseres Landesvereins gewählt. Damit trete ich die Nachfolge von Herrn Dr. Laubenberger an. Ich danke herzlich für das Vertrauen, das mir durch die Wahl entgegengebracht wurde. Gleichzeitig aber weiß ich auch, daß ich ein verantwortungsvolles Amt übernommen habe, das viel Mühe und Arbeit erfordert, um den Landesverein Badische Heimat wieder zu der Geltung zu bringen, die er durch seine jahrzehntelange Arbeit in einer nun bald 75jährigen Geschichte verdient hat. Ich bitte alle Mitglieder und Freunde um ihre tätige Mithilfe.

Die Zwecke des Landesvereins sind in § 2 der Satzung wie folgt festgelegt: „Der Verein will das überlieferte heimatliche Kulturgut erhalten, pflegen, wissenschaftlich erforschen und an sinnvoller Neugestaltung mitwirken. Er will sich der ideellen Förderung des Natur- und Denkmalschutzes widmen, Volks-, Heimat-, Landeskunde betreiben, genealogische Forschungen anregen, zur Erhaltung der heimischen Mundarten beitragen und in besonderem Maße die Volksbildung fördern und ihr dienen.“ Diese anspruchsvollen Ziele gelten für alle Zeiten. Da Heimat aber etwas sehr Reales und Heutiges ist, müssen sie auf die Gegenwart zugeschnitten und so ihre Verwirklichung angestrebt werden. Um die Voraussetzungen zu verbessern, möchte ich dazu folgende Schwerpunkte setzen:

1. Intensivierung der Zusammenarbeit innerhalb des Landesvereins. Die Arbeit der Ortsgruppen ist so zu unterstützen, wie es ihrer Bedeutung entspricht.
2. Die Gewinnung neuer Mitglieder ist eine dringliche Aufgabe. Wir sind dabei auf die Mitarbeit eines jeden Mitgliedes angewiesen, denn die beste Werbung ist die Persönliche.
3. Der Landesverein wird durch die Qualität seiner Publikationen dazu beitragen, neue Freunde zu gewinnen.
4. Ich selbst will versuchen, eingeschlafene Ortsgruppen, die meist im südbadischen Raum liegen, wieder zu neuem Leben zu erwecken und möglichst neue zu gründen. Über die Schwierigkeit dieser Aufgabe mache ich mir keine Illusionen, aber ich werde sie mit aller Ausdauer angehen.
5. Ein besonderes Anliegen wird mir die Zusammenarbeit mit allen Vereinigungen gleicher Zielrichtung sein. Nur gemeinsam werden wir das Gewicht haben, um etwas bewegen zu können in dieser problemgeladenen Zeit.
6. Wir werden in Zukunft mehr Stellung beziehen müssen und unsere Meinung deutlicher zu sagen haben, damit wir helfen, das zu erhalten, was lebensnotwendig ist: eine menschengerechte Heimat.

Verehrte Mitglieder, diese Vorhaben sind gegenwartsbezogen, sie gelten den jetzt bestehenden Notwendigkeiten und ihrer Bewältigung. Dafür will ich meine ganze Arbeitskraft einsetzen.

Ludwig Vögely

